FRITZ HESSE

Das Vorspiel zum Kriege

Englandberichte
und Erlebnisse
eines Tatzeugen
1935-1945

Druffel

Ein ungewöhnlicher Tatzeugenbericht

Die Erinnerungen des einstigen Chefredakteurs des Deutschen Nachrichtenbüros, späterem Englandreferenten und Vortragenden Legationsrates im Auswärtigen Amt, Dr. Fritz Hesse, stellen ein ungewöhnliches zeitgenössisches Zeugnis dar, das insbesondere das Vorspiel und den Ausbruch des englisch-deutschen Krieges 1939 minutiös beleuchtet.

Immer wieder wird mehr Beschäftigung mit der jüngsten Vergangenheit und deren sachgemäße Aufarbeitung gefordert. Dabei ist man schon jetzt im wesentlichen auf trockene Akten und nüchterne Dokumente angewiesen. Noch leben aber auch Zeit- und Tatzeugen, die aus eigenem Erleben berichten können, was sich damals zugetragen hat. Unter diesen Tatzeugen ragt der Verfasser dieses Buches, der von 1935 bis zum Kriegsausbruch von London aus mit der Berichterstattung für das Deutsche Nachrichtenbüro befaßt war, besonders hervor. Er hatte nicht nur das Vertrauen hochgestellter britischer Persönlichkeiten, die in Hesse einen ehrlichen Kämpfer für die Erhaltung des europäischen Friedens sahen, sondern war auch mit entscheidenden geheimen Sondierungen betraut, die er im Auftrag Hitlers durchführte, um in letzter Stunde den Ausbruch des Krieges zu verhindern.

Die spannungsgeladene Schilderung vermittelt ein überzeugendes Bild vom damaligen Geschehen, das gegen die Absichten der deutschen Reichsregierung zum Krieg mit England führte. Neben wichtigen politischen Vorgängen während des Krieges, über die Fritz Hesse berichtet, schildert er auch seinen dramatischen aber vergeblichen Versuch vor der Katastrophe 1945, eine diplomatische Beendigung der Kampfhandlungen herbeizuführen.

Hesses Aufzeichnungen, die nunmehr der Vergessenheit entrissen sind, nehmen eine hervorragende Stellung in der Memoirenliteratur des Zweiten Weltkrieges ein.

DRUFFEL-VERLAG

FRITZ HESSE

DAS VORSPIEL ZUM KRIEGE

Englandberichte und Erlebnisse eines Tatzeugen 1935–1945



Fritz Hesse

Das Vorspiel zum Kriege

Englandberichte und Erlebnisse eines Tatzeugen 1935–1945

DRUFFEL-VERLAG
LEONI AM STARNBERGER SEE

Umschlagentwurf: H. O. Pollähne, Braunschweig

Internationale Standard-Buchnummer
3 8061 0931 1

1979

Satz, Druck und Bindearbeiten:
Druckerei G. J. Manz, Dillingen
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Verlages 7

Zur Einführung 9

I. Kapitel
Ribbentrop in England 16

II. Kapitel
München und Prag 86

III. Kapitel
Der letzte Versuch 137

IV. Kapitel
Polenfeldzug und Malaise de Guerre 191

V. Kapitel
Hitler und das englische Problem 219

VI. Kapitel
Die Westfrage während des Rußland-Feldzuges 247

VII. Kapitel
20. Juli 1944 278

VIII. Kapitel
Meine „Stockholmer Mission" 299

Namensregister 345

Dokumenten-Anhang 349



Vorwort des Verlages

Die Erinnerungen des einstigen Chefredakteurs des Deutschen Nachrichtenbüros, späteren Englandreferenten und Vortragenden Legationsrates im A. A., Dr. Fritz Hesse, stellen ein ungewöhnliches zeitgenössisches Zeugnis dar, das insbesondere das Vorspiel und den Ausbruch des englisch-deutschen Krieges minutiös beleuchtet. Ihr Wert wird erst heute so recht bewußt, da sich die ersten Leidenschaften geglättet und die Suche nach der Wahrheit schon einige Fortschritte gemacht hat.

Das für die Ursachen des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges und damit auch für die Klärung der Kriegsschuldfrage so überaus wichtige Buch war bereits 1953 unter dem Titel „Das Spiel um Deutschland" erschienen, leider jedoch ohne große Breitenwirkung geblieben und buchstäblich untergegangen. Der Verlag hielt es daher für seine Pflicht, dieses Schlüsselbuch der Geschichtsschreibung der Vergessenheit zu entreißen. Der Autor stimmte diesem Vorhaben gerne zu und benutzte die Gelegenheit, seine Niederschrift, die unter den bekannten Vorzeichen der ersten Nachkriegszeit ihre Veröffentlichung erfuhr, nochmals zu überarbeiten und von den gängigen Klischees, die damals förmlich Voraussetzung waren, zu reinigen.

Das nun vorliegende Buch, das sich in sachlicher Hinsicht in keiner einzigen Aussage von seiner ursprünglichen Niederschrift entfernt, wurde so zu einem Dokument, an dem die Historiker des Zweiten Weltkrieges nicht werden vorbeigehen können. Damals noch fehlende Beweisstücke konnten noch eingeführt werden und ergänzen die persönlichen Erinnerungen des Autors, der das Geschehen als Mitglied der deutschen Botschaft in London in führender Funktion miterleben und mitgestalten konnte, vorteilhaft.

Wer heute miterleben und wissen will, wie sich der verhängnisvolle Gang der damaligen Ereignisse zwingend gestaltete, welche Anstrengungen von deutscher Seite unternommen worden sind, um das Verhängnis zu verhüten, und wer die wahren Schuldigen an der großen nationalen Katastrophe des deutschen Volkes gewesen sind, der nehme das vorliegende Buch zur Hand und lese es mit größtmöglicher Aufmerksamkeit.



Zur Einführung

Ich war Nachrichten-Journalist von Beruf, d. h. ein Spezialist für die Beschaffung und Bewertung von Nachrichten. Das war etwas anderes als ein Zeitungsschreiber, ohne daß ich damit diese Sparte des Journalismus etwa herabsetzen möchte. Aber gleichwohl ist es gestattet, darauf aufmerksam zu machen, daß ein Nachrichten-Journalist andere Eigenschaften haben muß als ein Zeitungsschreiber. Er muß genau sein, muß die Quelle seiner Nachricht zu beurteilen vermögen, und in der Lage sein, sie auf das Wesentliche zu konzentrieren – Nachrichten sind kein Feuilleton, keine Stilübung, sie sollen niemanden überreden oder überzeugen. Nachrichten werden von Hunderten von sehr kritischen Kollegen gelesen und überprüft, ehe sie in Satz gegeben werden. Ein Nachrichtendienst muß zuverlässig sein.

In meinem Beruf brachte ich es bis zum Chefredakteur der Nachrichtendienste des größten deutschen privaten Nachrichtendienstes, der „Hugenbergschen" Telegraphen-Union (TU). In dieser Eigenschaft wurde ich vom Deutschen Nachrichtenbüro (DNB) übernommen, als die TU mit dem amtlichen Wolffschen Nachrichtenbüro (WTB) 1934 zum DNB verschmolzen wurde. Die Nationalsozialisten sahen offenbar in mir einen Fachmann – der nur einen Fehler hatte, er gehörte nicht der Partei an. Ich trat erst 1934 auf ausdrücklichen Wunsch Dr. Goebbels', des Propagandaministers der NSDAP, als Mitglied bei. Eine Reihe „alter" PGs bemühte sich daher, mich durch einen alten Parteigenossen zu ersetzen.

So kam es, daß man mich für den Posten des Londoner DNB-Vertreters vorschlug, als dieser Posten frei wurde – ohne zu wissen, welche Bedeutung diesem Posten mit der Zeit zufallen sollte. London war frei geworden, weil der damalige DNB-Vertreter, Jonah von Ustinow, auf die Aufforderung hin, seinen arischen Nachweis zu erbringen, schlicht und unmißverständlich dem Propagandaministerium mitteilte, Herr Dr. Goebbels möge das erst einmal selber tun. Das war von seiten Ustinows ein bewußter Akt der Aufkündigung des Dienstes, den weder das DNB noch etwa das Propagandaministerium gewollt hatten. War Ustinow doch ein besonderer Günstling des Außenministers von Neurath, der es verstanden hatte, sich für die Londoner Botschaft unentbehrlich zu machen.

Für das DNB war es nicht ganz einfach, einen Ersatz zu finden. Man brauchte für London einen zuverlässigen und mutigen Mann, da keineswegs alles erfreulich für die national-sozialistische Regierung war, was aus London zu berichten sein würde.

Nach längerer Überprüfung meiner Person durch eine Reihe von führenden Persönlichkeiten aus Partei, Wehrmacht und Auswärtigem Amt, wurde meine Versetzung nach London genehmigt. Ich sollte den Posten des DNB-Vertreters zusammen mit dem eines Pressebeirats bei der Botschaft übernehmen. Der Pressebeirat hatte den täglichen Pressebericht in der Botschaft zu erstatten und zugleich für diese die pressemäßige Verbindung mit dem englischen Außenamt (FO) zu halten – eine Position, die auch mein Vorgänger gehabt hatte.

Warum mit solcher Sorgfalt bei der Besetzung des Londoner Postens verfahren wurde, machte mir Dr. Dietrich, der Pressechef Hitlers, klar. Er teilte mir mit, daß Hitler täglich den DNB-Bericht aus London persönlich läse. Er lege auf eine genaue Unterrichtung über die Politik der Engländer besonderen Wert, da die englische Politik im Mittelpunkt seiner außenpolitischen Erwägungen stehe. Die Londoner DNB-Berichte wären sozusagen ein Eckstein seiner politischen Meinungsbildung. Die Botschafterberichte läse er hingegen kaum. Mir werde somit ein ungewöhnliches Maß an Verantwortung zufallen.

Das wußte man natürlich auch in London. Meine Ernennung konnte daher nur mit Zustimmung des englischen Außenamtes erfolgen. In England tat man mir darüber hinaus die „Ehre" an, mich ständig überwachen zu lassen, nachdem ich meinen Dienst angetreten hatte. Jedes meiner Telefongespräche wurde auf Platte genommen. Als im Verlaufe meiner Tätigkeit sich die Anrufe aus Berlin häuften, in denen mir mitgeteilt wurde, daß der Führer das und das von mir zu wissen wünschte, wußte man natürlich bei den zuständigen englischen Amtsstellen, welche Aufgabe ich hatte – sozusagen aktenmäßig!

Ich bemühte mich daher stets, genau und objektiv zu berichten ...

Das verschaffte mir sehr bald auch das Vertrauen der englischen Amtsstellen, die in mir einen Weg sahen, Berlin – d. h. Hitler – Dinge zu sagen, die man auf diplomatischem Wege nur schwer oder überhaupt nicht sagen konnte.

So kam ich zu meinen „Geheimberichten" für Hitler, die immer für ihn bestimmt waren, auch wenn sie formal über das DNB Berlin oder später über Ribbentrop liefen.

Mit Kriegsausbruch war meine Londoner Aufgabe beendet. Auf Vorschlag des Verbindungsmannes Ribbentrops zu Hitler, Walter Hewel, verfügte Hitler, daß ich von Ribbentrop als Englandspezialist im Auswärtigen Amt zu verwenden sei; er wünsche Beurteilungen über die Lage Englands weiterhin von mir zu erhalten, ich solle sie über Ribbentrop und Hewel vorlegen.

Ich habe daher während des Krieges auf Grund der englischen

Originalzeitungen oder besonderen Geheimmaterials anderer Stellen, das man mir zuleitete, Hunderte von Berichten verfaßt, die Hitler auf dem geschilderten Wege zugeleitet wurden. Sie wurden wieder an mich zurückgeleitet und von mir auf das sorgfältigste aufgehoben. Leider wurden jedoch meine Panzerschränke zweimal bei Luftangriffen mit meinem gesamten Büro vernichtet, so daß so gut wie nichts von ihnen erhalten geblieben ist.

Ribbentrop zog mich sodann immer wieder zu oft stundenlang währenden Gesprächen heran, in denen er Fragen zu klären wünschte, die Hitler interessierten, dabei insbesondere immer wieder die Frage, wie denn ein Friedensschluß mit England möglich sei.

Im Rahmen meiner Tätigkeit erhielt ich ferner die Überwachung der nach England gerichteten Propaganda übertragen, sowie die Überwachung der Behandlung der kriegsgefangenen Engländer. Zur Durchführung der erstgenannten Aufgabe gründete ich das sogenannte „England-Komitee", einen interministeriellen Ausschuß, der wöchentlich tagte, und alle Fragen der nichtmilitärischen Kriegführung erörterte. Auf Grund eines Vorschlages John Amerys, des Sohnes des englischen Kriegsministers, der zu uns übergelaufen war, erhielt ich von Hitler den Befehl, eine Freiwilligen-Truppe aus englischen Kriegsgefangenen aufzustellen, die sogenannte „Britische Legion" – ein hoffnungsloses Projekt, das aber Hitler auf das höchste interessierte. Nachdem ich nach jahrelangem Bemühen berichten mußte, daß die Angelegenheit aussichtslos war, wurde sie der SS übertragen, die aber natürlich auch keinen Erfolg hatte. Nicht ein einziger Engländer konnte von uns an der Front eingesetzt werden ... zur großen Enttäuschung Hitlers!

Man wird es verständlich finden, daß meine Stellung ein äußerstes Maß an Geheimhaltung und Diskretion erforderte. Sie wurde vor dem AA geheimgehalten und natürlich auch vor meinen journalistischen Kollegen. Ich habe mich meinerseits gehütet, mich in die Tätigkeit des AA einzumischen – was mir wenig gedankt wurde. Bekannt war im allgemeinen nur, daß ich bei Ribbentrop in besonderem Vertrauensverhältnis stand; daher wurde ich von der Weizsäckergruppe um den Staatssekretär weidlich verleumdet.

Ich ließ mich dadurch nicht stören. Meine Berichte faßte ich weiterhin mit äußerster Sorgfalt ab, auch wenn ich feststellen mußte, daß sie nicht in Hitlers Konzeptionen hineinpaßten, in der Hoffnung, ihn doch noch eines Tages überzeugen zu können, eine Hoffnung, in der mich insbesondere Hewel immer wieder bestärkte. Ich blieb daher auf meinem Posten. Darf ich sagen aus Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe?

Die große Politik konnte ich nicht beeinflussen. Dafür konnte ich für die gute Behandlung der englischen Gefangenen sorgen und zum Schluß im Auftrag Hitlers den Versuch unternehmen, mich für die Rettung der Juden einzusetzen, eine Aufgabe, die mir schließlich auch die SS abnahm. Ich war eben nur ein Rädchen in der großen Maschinerie . . .

Ich gewann aber so einen ziemlich guten und genauen Einblick in die Englandpolitik Hitlers – wenn ich auch natürlich nicht alles erfuhr. Leider ist von meinen Berichten – wie bereits gesagt – nur sehr wenig erhalten geblieben. Das meiste und oft Wichtigste spielte sich zudem telefonisch ab und war nur den direkt beteiligten Persönlichkeiten bekannt.

Als ich 1947 endlich wieder frei war, nachdem man mich durch 13 Lager und Gefängnisse geschleppt hatte, ohne je eine Anklage gegen mich zu erheben, beschloß ich daher, meine Erlebnisse und Erinnerungen niederzuschreiben, solange mein Gedächtnis noch frisch war. Einen Auszug aus diesem 900 Seiten umfassenden Manuskript veröffentlichte der Paul List Verlag unter dem Titel „Das Spiel um Deutschland", das 1953 erschien.

Ich habe damals so gut wie keine Aktenpublikationen oder Memoirenbücher zu meiner Verfügung gehabt. In meinem Buch fehlten daher wichtige Dokumente, die von den Engländern zum Teil erst 1969 (!) veröffentlicht wurden und die zur Bestätigung meiner Darstellungen notwendig sind.

Ich habe mich daher – nach 30 Jahren – entschlossen, meine Erlebnisse unter Einbeziehung der englischen Aktenpublikationen neu herauszugeben. Ich beschränke die Neuauflage jedoch auf die Vorgänge, die auf England Bezug haben. Zu berichtigen habe ich sehr wenig. Eine Gegendarstellung zu meinen Aussagen gibt es nicht.

Ich möchte hierbei bemerken, daß ich die in meinem Buch gemachten Aussagen auch in Nürnberg gemacht haben würde. Ribbentrop hat mich in seinem Prozeß ausdrücklich als Zeugen benannt. Das Gericht behauptete zwar, ich sei unauffindbar. In Wirklichkeit saß ich im amerikanischen Untersuchungslager in Oberursel in Einzel- und Dunkelhaft – fast während der ganzen Dauer des Nürnberger Prozesses, ohne daß man mir von der Anforderung als Zeuge etwas gesagt hätte! Die Amerikaner hatten die Weisung gegeben, daß ich von niemandem zu sehen sei! Warum? Das liegt doch wohl auf der Hand. Vielleicht hätte ich einige der Behauptungen der Anklage widerlegen können . . .

Bezeichnend für das Nürnberger Verfahren ist es auch, wie Ribbentrop zu seinem Todesurteil kam. Er wurde zum Tode verurteilt, weil

die Franzosen hierauf bestanden. Er sei für die Hinrichtung des Generals Mezny verantwortlich, der als Vergeltung für die viehische Ermordung zweier deutscher Generäle durch die französische Resistance bei Verdun auf Hitlers Befehl getötet wurde. Weisungsgemäß ist tatsächlich durch den Dolmetscher Schmidt Ribbentrop um seine Zustimmung zu diesem Vergeltungsakt ersucht worden. Ribbentrop lehnte es jedoch der Mitteilung Schmidts an mich zufolge ab, eine Begnadigung zu erbitten, da „der Führer doch nicht auf ihn hören würde". Schmidt bemerkte daher auf dem Akt, der Herr RAM habe keine Einwände erhoben. Das genügte für das Gericht, um zu dem Todesurteil zu kommen. Aber – diese Szene spielte sich volle acht Tage ab, nachdem der General Mezny bereits erschossen worden war! Nach allen rechtlichen Grundregeln hätte man somit Ribbentrop keine Schuld am Tode des Generals zumessen dürfen! Aber Nürnberg war eben Nürnberg!

Wichtig für die Beurteilung meiner Tätigkeit dürfte auch folgendes sein: Meine Berichterstattung und meine Ansichten standen in absolutem Gegensatz zu der Politik Weizsäckers und seiner Gruppe. Ich habe überzeugungsgemäß etwa seit 1938 die Ansicht vertreten, daß die Engländer – jedenfalls die maßgebliche Gruppe in London – fest entschlossen war, zum Kriege zu schreiten, und daß ihre Gegnerschaft sich nicht auf Hitler und den Nationalsozialismus beschränkte, sondern Deutschland galt, dessen Wiedererstarkung sie für eine Gefahr für die eigene Weltstellung hielten. Das wollte der Staatssekretär Weizsäcker, mit dem ich mehrere Gespräche über dieses Thema führte, nicht wahrhaben. Er glaubte daran, daß die Beseitigung Hitlers und seines Regimes die Angelsachsen zu einer Mäßigung ihrer Politik gegenüber Deutschland veranlassen könnte.

Weizsäcker ging in Verfolg seiner Ansichten so weit, daß er auch nach Kriegsausbruch eine ständige Verbindung mit dem Londoner Außenamt, d. h. insbesondere mit Vansittart aufrechtzuerhalten suchte. Er schickte Theo Kordt nach Bern mit dem Auftrag, ständig Fühlung mit einem englischen Beamten der Berner Botschaft der Briten zu halten. Um Kordt in den Stand zu setzen, mit den Engländern zu sprechen, erhielt dieser täglich einen Bericht über die diplomatische Tätigkeit Berlins und den militärischen Lagebericht übermittelt. 1942 brach diese Verbindung ab. An die Stelle der Engländer trat dann der amerikanische Geheimdienstchef Allan Dulles. Mit ihm wurde die Verbindung auch nach der Versetzung Weizsäckers als Botschafter an den Vatikan bis Ende des Krieges aufrechterhalten. – Wie mir das Theo Kordt persönlich mitteilte!

Und mit welchem Erfolg?

Natürlich mit keinem. Engländer und Amerikaner nahmen selbstverständlich die ihnen gelieferten Informationen entgegen. Wurden sie doch so bestens über die Lage in Deutschland unterrichtet, besser als dies jeder Spionage-Apparat hätte tun können.

Jonah von Ustinow, mein Vorgänger in London, der dort inzwischen zum Chef der deutschen Abteilung von MI 6 (Auslandsspionage) avanciert war, machte sich bei meiner Vernehmung in London 1945 darüber lustig, wer alles in Berlin während des Krieges ihm wichtigste Nachrichten geliefert habe, oft ohne das zu wissen, oder dafür eine Gegenleistung zu erhalten. Habe denn niemand gewußt, daß Churchill und Roosevelt es mit der bedingungslosen Kapitulation bitter ernstgemeint hätten?

Auch heute begreift man im allgemeinen nicht, daß es im politischen Bereich keine Deutschenfreunde gibt. Die britische und die amerikanische Politik richten sich nach den Interessen ihrer Länder, oder nach dem, was man dafür hält. Dabei ist die englische und die amerikanische Politik durch ein Richtbild über die zu befolgende Europapolitik bestimmt, das seit Jahrhunderten gegeben ist: Es darf nicht geduldet werden, daß eine Macht Europa beherrscht, weil das England (und damit auch Amerika) bedrohen würde, dessen Weltstellung auf der Alleinherrschaft über dem Weltmeer beruht. Das hat u. a. auch Churchill gesagt.

Hitler hatte demgegenüber eine andere, kontinentale Konzeption. Er wollte ein Großdeutsches Reich schaffen auf Kosten der osteuropäischen Länder, das groß genug sein würde, um Russen und Franzosen in Schach zu halten. Diese Konzeption, so meinte er, erlaube durchaus eine Verständigung mit den Angelsachsen, ihre Interessen würden hierdurch nicht berührt. England und das britische Weltreich wollte er niemals zerstören. Faseleien, daß er die Herrschaft über die Welt erstrebt, sind Lügen. Er wollte es aber nicht wahrhaben, daß die Angelsachsen von ihrer traditionellen Auffassung nicht abzubringen sein würden und eine Zerstückelung Deutschlands erstrebten.

Leider habe ich recht behalten. Ich vermochte zwar Ribbentrop, aber nicht Hitler zu überzeugen.

Man sollte in diesem Zusammenhang auch lesen, was Ribbentrop in seinen Erinnerungen („Zwischen London und Moskau", Druffel-Verlag, 1955) zu berichten weiß. Er schrieb dort u. a. auf Seite 74: „Entscheidend war vielmehr die Tatsache, daß es immer wieder England war, das Adolf Hitler entgegentrat ... Ich habe Adolf Hitler immer wieder berichtet, daß England ... für seine Gleichgewichtsthese ganz zweifellos zu den Waffen greifen werde ... Ich kannte den entscheidenden Einfluß, den die Berufsdiplomatie ... dort ausübt. Im

Foreign Office war man fest und unwiderruflich eingeschworen auf die These von Sir Eyre Crowe, niemals mit Deutschland zu paktieren, und auf die Gleichgewichtsthese, nach der England niemals *mit,* sondern immer *gegen* die stärkste europäische Macht Politik treiben müsse. Adolf Hitlers Standpunkt war es, daß diese englische These überaltert sei ..." Und auf Seite 76 ist zu lesen: „Ich habe Adolf Hitler vor dem Kriege immer wieder gesagt, daß wir mit dem Eintreten Englands für seine alte Gleichgewichtsthese als politische Realität rechnen müßten und daß England für diese seine Auffassung auch in den Krieg gehen würde. *Über diesen sehr entscheidenden Punkt habe ich mich niemals mit dem Führer einigen können.*"

Diese Feststellungen zeigen, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte!

Deshalb hoffe ich, daß mein Bericht noch heute seine Bedeutung hat. Vielleicht erklärt er das eine oder andere Geschehen, das sonst unverständlich bliebe ...

Dr. Fritz Hesse

I. Kapitel

Ribbentrop in England

Als ich in den Märztagen des Jahres 1935 die weißen Klippen der englischen Küste vor mir auftauchen sah, war ich geneigt, mich in die Rolle der französischen Emigranten aus dem 18. Jahrhundert versetzt zu fühlen, die, von politischen Freunden befreit, nach England kamen und beim Anblick der Küste ausriefen: „Das hier ist England, und das ist die Freiheit!"

Ich war in einer wenig rosigen Stimmung. Die Kriegsgefahr, die den Anfang des Amtsantrittes Hitlers gekennzeichnet hatte, war nach der Ansicht unserer deutschen Fachleute nur wenig vermindert. Der sowjetisch-französische Militärpakt war soeben in Moskau unterzeichnet worden. Es war allerdings nicht sicher, ob ihn die französische Kammer ratifizieren würde. Man fragte sich unwillkürlich: Wann wird der Vorwand für den nächsten Krieg gefunden sein, und wann wird es dazu kommen, daß wir wieder allein der ganzen Welt gegenüberstehen werden?

Daß diese Sorge insbesondere das Auswärtige Amt erfüllte, ist verständlich. Ich wußte aus meiner letzten Besprechung mit General Beck*, daß Herr v. Bülow** mit seinen Besorgnissen keineswegs allein dastand. Auch die Militärs befürchteten, daß der Krieg auf die Dauer unvermeidlich sein werde und daß es nur eines Zündholzes bedurfte, um das Feuer anzufachen. Als ich mich nach meinem Abschied von Bülow auch von Beck verabschiedete, sagte mir dieser: „Wenn Sie nach England gehen, so wird Ihre erste Aufgabe darin bestehen, uns zu warnen, wenn die Kriegsgefahr wirklich droht. Sie sind in diesem Fall ermächtigt, mich persönlich und direkt anzurufen. Die Tatsache, daß Sie versuchen, bei mir anzurufen, wird für mich genügen, um zu wissen, was die Glocke geschlagen hat."

Zu meinen negativen Ansichten über das Hitler-Regime hatte zuletzt ein merkwürdiges Erlebnis in Berlin das Seinige beigetragen. Ich hatte nämlich anläßlich meiner Versetzung nach England einen persönlichen Konflikt mit Herrn v. Ribbentrop, der einen bitterbösen

---

* Der spätere Generaloberst Beck. Ich sprach außer ihm eine ganze Reihe von Persönlichkeiten aus dem Reichswehrministerium, da ich gebeten worden war, dem Kriegsminister, Generalfeldmarschall v. Blomberg, laufend politische Berichte zu liefern. Ich mußte dies ablehnen, da mein Dienstvertrag und meine diplomatische Stellung in England dies untersagten. Jedoch haben mich eine Reihe von Herren der Reichswehr in London regelmäßig besucht.

** Bernhard Wilhelm v. Bülow, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

Nachgeschmack auf meiner Zunge hinterließ. Dazu war es wie folgt gekommen:

Ich hatte Ribbentrop beim Röhm-Putsch kennengelernt und wurde etwas später auch bei ihm gesellschaftlich eingeführt. Ich gefiel Ribbentrop. In den Unterhaltungen, die wir geführt hatten, kam ein gewisses gegenseitiges Verstehen auf, etwas, was Ribbentrop offenbar sehr selten passiert ist.

Ich hatte damals den Eindruck von ihm, daß er ein charmanter, überaus gewandter, aber auch sehr ehrgeiziger Geschäftsmann war, den die Politik reizte und der an diesem Spiel Gefallen gefunden hatte. Es ist heutzutage üblich, Ribbentrop alle möglichen negativen Eigenschaften anzudichten. Er soll brutal, hochmütig, taktlos, dumm und verlogen gewesen sein. Mehr schlechte Eigenschaften kann man kaum jemandem auf einmal nachsagen. Ich bin geneigt, es zu bestreiten, daß er diese Eigenschaften in dem Maße besessen hat, in dem dies behauptet worden ist. Ich habe nicht nur damals in Berlin, sondern auch in London beobachten können, welchen Charme er und seine Frau zu entwickeln vermochten und wie sehr sie es verstanden, Personen zu gewinnen und für bestimmte Zwecke nutzbar zu machen. Vielleicht war es das letztere Moment, das bei den Betroffenen dann später die Erinnerung an ihre guten Seiten verdrängt hat. Sicher ist jedenfalls, daß ich einen gepflegten Gesellschaftston und eine liebenswürdige Konversation in ihrem Verkehr mit In- und Ausländern beobachten konnte. Das vorbildliche Familienleben, das Ribbentrop führte, der Reichtum seiner Frau, die Tatsache, daß sie beide Englisch und Französisch perfekt beherrschten, gab dem ihren vor manchen anderen deutschen Häusern sehr viel voraus. Es war kein Wunder, daß auch Ausländer den Verkehr im Hause Ribbentrop suchten, weil es sich frühzeitig herumgesprochen hatte, daß Herr v. Ribbentrop zu den kommenden Männern des Dritten Reiches gehören würde und daß insbesondere Hitler sehr viel von ihm hielt. Später verbitterte Ribbentrop, und sein Charakter und Gebaren änderten sich.

Wie leicht und geschickt Ribbentrop Schwierigkeiten zu lösen verstand, konnte ich z. B. bei einer Einladung beobachten, die meine Frau und mich in seine Dahlemer Villa führte. Außer einer Reihe von Personen, deren Namen ich vergessen habe, waren auch der französische Botschafter François-Poncet, Jules Sauerwein und der berühmte englische Journalist von der „Daily Mail", Mr. Ward Price, geladen. Wie gemütlich dieser Abend wurde, mag daraus entnommen werden, daß während seines Verlaufes Jules Sauerwein am Klavier aus einer Wagner-Oper spielte (wenn ich nicht irre, war es aus der „Walküre"), während François-Poncet in der Damenrolle und Rib-

bentrop in der Männerrolle ihn hierzu gesanglich begleiteten, eine Szene, die jedenfalls unmöglich gewesen wäre, wenn Ribbentrop die Beteiligten taktlos oder hochmütig behandelt hätte.

Als ich mich von Ribbentrop verabschiedete, um ihm mitzuteilen, daß ich nach England ging, war er über das Verhalten von Dr. Goebbels mir gegenüber aufrichtig empört. Er meinte, man hätte mich heimtückisch „abgesägt". So stellte er mir die Frage, ob ich in seine Dienste treten wollte.

Ich war hierauf nicht gefaßt und bat um 24 Stunden Bedenkzeit, da er verstehen müsse, daß ich sämtliche Arrangements für meine Abreise bereits getroffen hätte, also nicht von heute auf morgen einfach umsatteln könne.

Als ich nach 24 Stunden wieder bei ihm erschien in der Absicht, ihm eine Absage zu geben, kam er mir damit zuvor. „Ich bedaure", so erklärte er mir, „daß ich Sie nicht einstellen kann. Ich habe nicht gewußt, wie verschrien Sie bei der Partei sind; sie gelten ja dort als einer der übelsten Reaktionäre und Feinde des Regimes. Wie war das nur möglich, daß Sie mir das verheimlicht haben!"

Ich erwiderte ihm schroff, daß es sich dann ja wohl erübrige, daß wir das Gespräch fortsetzten, und verließ das Zimmer ohne weiteren Abschied.

Wie ich später hörte, hatte Alfred Ingemar Berndt, der DNB-Verbindungsmann zum Führer, Ribbentrop die obige Information gegeben. (Es hätte Berndt nämlich wenig gepaßt, wenn ich nach meinem Ausscheiden als Chefredakteur des DNB in einem anderen wichtigen Amt in Berlin geblieben wäre. Aus diesem Grunde hatte er mit den damals bei der Partei üblichen Mitteln der persönlichen Verleumdung und Verdächtigung als „Reaktionär" gegen mich „geschossen".)

Meine neue Aufgabe in London war eine doppelte. Ich hatte das Deutsche Nachrichtenbüro zu leiten, war also für die gesamte tägliche Presseberichterstattung verantwortlich. Darüber hinaus war ich Pressebeirat der Botschaft, d. h. ich hatte den Botschafter täglich über die Berichte der englischen Presse zu informieren. In dieser Eigenschaft mußte ich täglich die Pressekonferenzen im englischen Außenamt und beim Premierminister in No. 10 Downing Street besuchen, um das Pressematerial, das bei dieser Gelegenheit ausgegeben wurde, oder sonstige Informationen bei der Botschaft abzuliefern. D. h. also, ich war auf der einen Seite eine der wichtigsten Informationsquellen der Botschaft, eine Art „go-between" zwischen den britischen Ämtern und der deutschen Botschaft, und hatte auf der anderen Seite die Last einer eigenen Verantwortung mit der DNB-Berichterstattung, die nach Deutschland ging.

Über diese Berichterstattung eines Pressenachrichtendienstleiters zu Hitlers Zeiten herrschte und herrscht viel Unklarheit. Einige naive Personen glauben, daß die Schwierigkeit dieser Aufgabe darin bestanden habe, Hitler nach dem Munde zu reden. Ich setze dabei als bekannt voraus, daß die täglich einlaufenden DNB-Telegramme die wichtigste tägliche Lektüre Hitlers darstellten, da er regelmäßig, solange es seine Augen zuließen, hunderte derartige Telegramme zu lesen pflegte. Hitler wünschte jedoch keine Färbung der Nachrichten, er verlangte absolute Genauigkeit und absolute Objektivität, ja, auch Vollständigkeit der Nachrichten. Hier lagen aber die Schwierigkeiten. Bei dem Bedürfnis aller möglichen Nachrichtenjäger, sich wichtig zu machen, wurden ihm laufend auch unwichtige und unrichtige Nachrichten zugetragen, über die er dann sofort und umgehend Näheres berichtet zu haben wünschte. Hitler war aber geneigt, jeden einigermaßen interessanten Klatsch zunächst einmal zu glauben, und war von vorgefaßten Meinungen, auch in kleinen Dingen, häufig nicht abzubringen. Widersprach die eingeholte Information seiner vorgefaßten Meinung, so taugte eben der Berichterstatter nichts, und das bekam der Unglückliche dann gehörig zu spüren. An diese kleinen Aufregungen des täglichen Lebens gewöhnte man sich jedoch sehr bald, da es sich nach einiger Zeit herausstellte, daß Rückfragen, die von Hitler selber kamen, trotz ihres oft groben Tones relativ ungefährlich waren.

Unangenehmer war es hingegen, wenn Nachrichten gelegentlich unteren Parteidienststellen nicht paßten. Berichte über Angriffe gegen Goebbels, die natürlich mit dem allgemeinen Material an Hitler gingen, betrachtete dieser als persönliche Verbrechen des Berichterstatters. Am allerempfindlichsten aber waren Persönlichkeiten wie Ley oder andere kleine Parteigrößen, die, wenn sie in der ausländischen Presse angegriffen oder bestimmter Dinge beschuldigt wurden, ständig den Versuch machten, den Berichterstatter für das Berichten derartiger Dinge mit Entlassung bestrafen zu lassen, wofür Goebbels immer ein williges Ohr hatte.

Wenn ich ursprünglich geglaubt hatte, daß ich von diesen Dingen in London relativ distanziert sein würde, so hatte ich mich getäuscht. Es stellte sich heraus, daß London der Schlüsselpunkt für das Verstehen der politischen Vorgänge in der Welt überhaupt war. Je mehr sich das aber herausschälte, desto mehr wurde natürlich auch auf mich und mein Büro „geschossen". Die sicherste Abwehr hiergegen war für uns äußerste Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Meine Mitarbeiter zeichneten sich durch Zivilcourage vor dem allerhöchsten Zorn und persönliche Gewissenhaftigkeit in der Berichterstattung in hohem

Maße aus. Ich konnte mich in diesem Punkt auf sie verlassen. Ich darf hier sagen, daß der Mut, mit dem schließlich meine Redakteure auch die unangenehmsten Dinge den Herren zu Hause durch das Telefon übermittelten, noch heute Anerkennung verdient.

Als ganz besonders schwierig erwies sich dabei die Berichterstattung aus dem Foreign Office. Chef der Presseabteilung des Foreign Office war damals Rex Leeper, ein Australier, der alle Deutschen haßte und seiner Verachtung und Feindschaft gegen alles Deutsche in jeder Weise Ausdruck gab. Ich habe mich manchmal amüsiert, wenn Kollegen sich als „Nazifeinde" tarnten, weil sie hofften, bei Mr. Leeper so besser wegzukommen, während dieser sich in solchen Fällen nur um so niederträchtiger betrug und in seinen Äußerungen noch schärfer als sonst war. Leeper hielt auf strikte Disziplin und gestattete seinen Beamten kein Abweichen von seiner Linie. Infolgedessen waren die Informationen, die wir Deutschen erhielten, im allgemeinen ständig mit moralischen Ohrfeigen und Fußtritten durchsetzt. Die Höflichkeit, mit der z. B. mein Freund in Berlin, der Gesandte Aschmann, die ausländische Presse behandelte, würde im Foreign Office sprachloses Erstaunen erregt haben. Man wurde als Deutscher im Foreign Office nicht nur als Dümmling, sondern gleichzeitig als Lügner, Hetzer und moralisch minderwertiger Charakter behandelt und mußte das alles einstecken, weil schließlich die Information, die man nach Hause zu bringen hatte, wichtiger war als die unerquicklichen Begleitumstände. Versuche, dieses „Eis", mit dem sich das englische Auswärtige Amt umpanzerte, zu durchbrechen, erwiesen sich immer mehr als aussichtslos. Zwar kamen später einige freundliche Beamte in die Presseabteilung, aber die Atmosphäre feindlichen Mißtrauens, das Mr. Leeper gesät hatte, und die Art, wie er in intimem Kreise ständig für die Niederhaltung und Bestrafung Deutschlands plädierte, ist das Foreign Office bis zum Kriegsausbruch nicht losgeworden. Man wird es daher verstehen, daß ich Freundschaft dort nicht gesucht und diese schließlich auch in anderen Lagern als denen der „Snobs" vom Foreign Office gefunden habe.

Tatsächlich hatte ich sehr bald und sehr schnell eine andere Persönlichkeit zum Freunde gewonnen, die, wie sich herausstellte, sehr viel wichtiger als die genannten Herren war. Das war vor allem der Pressechef des Premierministers, Mr. George Steward, ein warmherziger und überaus kluger Engländer, der sicher an Verschlagenheit und diplomatischen Fähigkeiten den Herren vom Foreign Office nicht nachstand, der aber begriff, daß man auch mit einem „Feinde" leichter verkehrt, wenn man ihn gut und anständig behandelt. Ihn zeichnete vor allen Dingen der hohe Sinn für Fairneß aus, die man den Engländern im allgemeinen zuzuschreiben geneigt ist, die aber, wie

ich fand, verhältnismäßig selten in der englischen Praxis geübt wird. Daß Steward darum nicht weniger auf die Wahrung der englischen Interessen aus und nicht weniger nationalstolz war als die anderen Herren, brauche ich wohl kaum hervorzuheben. Jemand, der Pressechef unter McDonald, Baldwin, Chamberlain und Churchill gewesen ist (Steward ist erst 1942 aus seinem Amte geschieden), muß ja wohl auch ungewöhnliche Qualitäten für sein Amt mitgebracht haben.

Es gelang mir bald, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich glaube, er hat verstanden, in welcher schwierigen psychologischen Lage ich mehr als einmal war, da ich es als meine Aufgabe betrachtete, mich durch eine korrekte Berichterstattung für die Erhaltung des Friedens einzusetzen, und bereit war, dafür alles zu tun. Seine Wertschätzung und seine Freundschaft sind mir bis über den Krieg hinaus erhalten geblieben. Daß unsere Beziehungen aber zu meinen ängstlich behüteten Geheimnissen gehört hat, muß ich am Rande erwähnen. Bei meiner Vernehmung in England nach dem Kriege konnte ich feststellen, daß diese Beziehungen selbst dem englischen Secret Service nicht bekannt waren. Dieser hatte naiverweise geglaubt, ich hätte ein Heer von Agenten zu meiner Verfügung gehabt, war aber nie auf die Idee gekommen, daß ich ja die Dinge, die ich wußte, vielleicht auch ganz einfach offiziell erfuhr . . .

Schwierig war anfangs auch mein Verhältnis zur Botschaft. Chef der Botschaft war damals Leopold v. Hoesch, einer der fähigsten Diplomaten, die wir im Auswärtigen Amt hatten, und sicherlich von allen seinen Kollegen in London der gesellschaftlich gewandteste. Herr v. Hoesch hatte in England eine beispiellose Stellung. Er kannte einen großen Teil der führenden Politiker von Jugend auf, war mit dem Königshause befreundet und galt bei seinen Kollegen als ein Superdiplomat, dessen Urteil mit Gold aufgewogen wurde. Er war bei der Presse ebenso beliebt wie bei den Damen der Gesellschaft. Bei ihm eingeladen zu werden, galt als ein Vorzug, dessen man sich selbst im diplomatischen Kreise rühmte. Seine Berichte waren Meisterwerke des Stils. Wenn er eine schwierige Situation zu schildern hatte, verstand er es, die Dinge so zu analysieren, daß man in der Heimat es einfach hätte verstehen müssen, worum es ging.

Hoesch hatte nur einen „Fehler“, er war kein Nationalsozialist, sondern stammte aus der Ära Stresemann. Er war vorher Botschafter in Paris gewesen, wo er sich die größten Verdienste um eine Verständigung der beiden Völker erworben hatte, trotz der Schwierigkeiten, die gerade das Verhalten der Franzosen in psychologischer Hinsicht bereitete. Daß er sich gegenüber der neuen deutschen Regierung loyal verhielt, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Obwohl ich ein persönliches Handschreiben von Bülow an Hoesch mit nach London brachte, in dem mich dieser besonders warm empfohlen hatte, empfing mich Hoesch sehr distanziert. Er glaubte zunächst, die Partei habe ihm hier einen Aufpasser herübergeschickt, und zwar deswegen, weil mein Vorgänger, Herr v. Ustinow, auf jene merkwürdige Art und Weise ausgeschieden war, wie ich das bereits geschildert habe.

Es bedurfte einer mehrmonatigen Einarbeitung, ehe ich mit Hoesch in ein vertrauensvolles Verhältnis kam, das sich zuletzt in offene Freundschaft verwandelte, nachdem Bülow bei einem Berliner Besuch den Botschafter über mich aufgeklärt hatte. Hoesch begriff, daß er mich verkannt hatte und daß er sich auf meine Loyalität schon deswegen verlassen könnte, weil wir politisch am gleichen Strang zogen.

Ungeachtet all dieser Schwierigkeiten war es selbstverständlich mein Hauptbestreben, mich möglichst schnell in die englischen Verhältnisse einzuarbeiten und verstehen zu lernen, wie in England gearbeitet wurde und wer die maßgeblichen Kräfte und Persönlichkeiten waren. Ich fand hierbei hilfreiche Unterstützung bei meinen Kollegen vom Reuter-Büro, die in mir den alten Nachrichtenhasen respektierten und sehr bald Vertrauen zu mir gewannen. Insbesondere der Chefredakteur des Reuter-Büros, Mr. Richatson-Hat, begegnete mir aufs kameradschaftlichste, während sein Chef, Sir Roderick Jones, mir in jeder Weise behilflich war, den Dienst richtig einzurichten.

Ich erstickte zunächst in allen möglichen technischen Problemen, gewann aber dabei doch allmählich ein klares politisches Bild, das durch einige persönliche Erlebnisse noch besonders geformt wurde.

Eins dieser Erlebnisse war meine erste Begegnung mit Sir Robert Vansittart. Sir Robert war damals Unterstaatssekretär, d. h. also der ständige führende Beamte des Foreign Office. Ich hatte eine Empfehlung meines alten Freundes Dufour-Feronce an ihn, die mir in der Tat eine Audienz bei ihm verschaffte.

Sir Robert empfing mich freundlich, aber distanziert. Er fragte mich, ob er mir in irgendeiner Weise behilflich sein könne.

Ich erwiderte ihm, ich sähe es als meine Aufgabe an, für die Verständigung zwischen Deutschland und England zu arbeiten und mit zu verhindern, daß es je wieder zu einem Krieg käme, denn ich verdankte der englischen Pflege nach meiner Verwundung im Jahre 1917 mein Leben und hoffte, meine Dankespflicht damit abzustatten.

Vansittart sah mich auf diese für englische Verhältnisse etwas bombastische Erklärung erstaunt an und sagte dann lächelnd: „Aber mein lieber Herr Hesse, den Krieg zwischen Deutschland und England werden Sie nicht verhindern können. Sehen Sie, Herr Hitler will

Deutschland zur ersten Macht in Europa machen, und ich glaube, unsere Informationen hierüber sind richtig. Sehen Sie, und das werden wir nicht erlauben können. Wir werden zwar versuchen, ihn von dieser falschen Politik abzubringen, aber ich fürchte, das wird uns nicht gelingen. Immerhin werde ich mich freuen, wenn Sie uns hierbei helfen wollen ..."

In dieser Erklärung, die mir überaus aufschlußreich zu sein schien, weil Vansittart in ihr seine persönliche Haltung in der Tat sehr gut präzisiert hatte, glaubte ich etwas besonders Berichterstattenswertes gefunden zu haben. Ich ging daher zu Hoesch, um ihm über dieses Gespräch zu berichten. Hoesch schlug jedoch die Hände über dem Kopf zusammen: „Wie kommen Sie dazu, zu meinem Vis-à-vis zu gehen, das steht Ihnen doch gar nicht zu!" So sagte er zu mir. „Und im übrigen, sind Sie viel zu kurze Zeit in England, um die Dinge richtig zu verstehen. Erst wenn Sie ein Jahr hier gewesen sind, werden Sie begreifen, welche Rolle Sir Robert spielt und welche Bedeutung seinen Worten in Wirklichkeit zukommt. Tun Sie mir den Gefallen, berichten Sie hierüber nicht nach Berlin ..."

Ich sollte Herrn v. Hoesch jedoch noch ärgeren Kummer machen, denn ich traf ihn, zusammen mit Botschaftsrat Fürst Bismarck, einige Tage später in einer Gesellschaft, in die ich „erst recht nicht hineingehörte". Prof. Jaeckh von der „New Commonwealth Group" des Lord Davis hatte mich nämlich zu einem Diskussionsabend dieser Gesellschaft eingeladen. Informationsbedürftig, wie ich war, ging ich selbstverständlich hin, obwohl es mir zeitlich Schwierigkeiten machte, mich in den Smoking zu werfen, wie das für derartige Zusammenkünfte in England damals üblich war.

Und hier war tatsächlich alles beisammen, was in England gut und teuer war. Selbstverständlich Sir Robert Vansittart, Winston Churchill, Sir John Simon, Sir Archibald Sinclair, Ernest Bevin, Mr. Wickham Steed und viele, viele andere, die in der englischen Politik von führender Bedeutung waren.

Als ich etwas verspätet in den Saal trat und Platz nahm, sagte Mr. Steed gerade: „Wir haben das letzte Mal die Frage der deutschen Gefahr besprochen. Vielleicht ist Mr. Churchill so freundlich, zu wiederholen, was er damals ausgeführt hat."

Churchill, mit der Zigarre im Mund und den Händen in den Hosentaschen, erhob sich und begann zunächst undeutlich – Churchill lispelte bekanntlich –, dann klarer werdend, zu sprechen. „Nun", sagte er, „was ich zu sagen habe, kann ich eigentlich in wenigen Worten wiederholen. Wenn ein verrückter Hund mir an die Hose will, dann knalle ich ihn nieder – bevor er beißen kann!" Worauf

sich ein allgemeines „Hear! hear!"-Gemurmel erhob, das ich zunächst nicht verstand, weil ich nicht wußte, daß man in England auf diese Weise seinem Beifall Ausdruck gibt.

Und so wurde der Abend eine Aussprache, in der nicht mehr und nicht weniger als die Frage des Präventivkrieges gegen Deutschland besprochen wurde, wobei allerdings deutlich zu merken war, daß die maßgeblichen Persönlichkeiten und die Mehrheit hierfür nicht zu haben waren, daß es aber auch damals schon eine Minderheit gab, die fest entschlossen war, Deutschland durch einen neuen Krieg niederzuschlagen, und dies nicht nur für moralisch gerechtfertigt, sondern auch für die einzig richtige Politik hielt! Besonders fiel mir damals auf, daß auch einige Amerikaner, deren Namen ich vergessen habe – aber darunter war auch der Botschafter –, diese Ansicht sehr lebhaft unterstrichen.

Als ich mit heißem Kopf diese Versammlung verließ, wurde Hoesch auf mich aufmerksam und rief mir entsetzt zu: „Ja, mein Gott, wie kommen Sie denn hierher?" worauf er mir, ohne Rücksicht auf das anwesende Publikum, eine kleine Szene machte, die er dann am nächsten Tage in der Botschaft wiederholte.

Erst später erfuhr ich, Hoesch habe befürchtet, daß Berichte über derartige Pläne und Ansichten in England, wenn sie Hitler nahegebracht wurden, diesen dazu veranlassen könnten, zu einer aggressiven Politik überzugehen. Damals war eben noch eine psychologische Situation gegeben, in der selbst ein erfahrener Diplomat wie Hoesch glauben konnte, daß das Vorenthalten derartiger Berichte die Entwicklung der deutschen Außenpolitik wesentlich beeinflussen könne. Er übersah dabei nur zwei Dinge, nämlich, daß die Berichte, völlig unabhängig von uns, doch nach Deutschland kamen, und daß umgekehrt die Minderheitengruppe in England, die für einen Krieg gegen Deutschland war, unter der „bewährten" Führerschaft Winston Churchills nach wenigen Monaten so laut werden würde, daß sie vor Berlin nicht mehr verschwiegen werden konnte.

Zur Erläuterung dieser meiner ersten Erlebnisse muß ich bemerken, daß bei meinem Eintreffen in London die britische Aufrüstungsdebatte mitten im Gange war.

Die britische Regierung hatte am 4. März 1935 ein Weißbuch über die Reichsverteidigung erscheinen lassen und in diesem zum ersten Male seit dem Weltkrieg Aufrüstungsmaßnahmen verlangt, die mit den geheimen deutschen Aufrüstungsmaßnahmen begründet wurden. Diese, wie mir schien, durchaus vernünftige Argumentation des britischen Weißbuches gab der Opposition im Lande zu scharfer Kritik Anlaß. Vor allem Winston Churchill bezeichnete die für die britische

Luftaufrüstung ausgeworfenen Summen als gänzlich unzureichend und griff die Regierung wegen der Vernachlässigung der Rüstung auf das allerschärfste an.

Auf das Erscheinen des britischen Weißbuches hin hatte Hitler einen weiteren Schritt von größter Tragweite in der Rüstungsfrage vollzogen. Bedeutete doch diese Erklärung, daß die Westmächte nunmehr offiziell die Abrüstungsverpflichtungen der Völkerbundssatzung und des Versailler Vertrages verleugneten. Das gäbe ihm, so erklärte Hitler seinen Beratern, das Recht, das gleiche zu tun. Er kündigte den Teil V – die Abrüstungsbestimmungen – des Versailler Vertrages ebenfalls auf, führte die allgemeine Wehrpflicht ein und gab amtlich die Existenz der deutschen Luftwaffe bekannt.

Dies alles bereitete der bisherigen vorsichtigen Taktik der englischen Regierung das Ende und leitete die Debatte über die künftig von England zu verfolgende Politik mit aller Schärfe ein.

Das aber bedeutete den endgültigen Triumph Hitlers in der Rüstungsfrage. Es gab keine gemeinsame Front der Westmächte mehr ...

Da die Lage sich folgerichtig weiterentwickelte, kam es auch zu den bereits im Februar angebahnten deutsch-englischen Flottenverhandlungen, zu deren Abschluß v. Ribbentrop nach London entsandt wurde.

Über den Verlauf dieser Verhandlungen ist einiges Falsche berichtet worden. Insbesondere hat man später aus dem Verhalten Ribbentrops auf dieser Konferenz die Schlußfolgerung gezogen, er habe sich undiplomatisch und ungeschickt benommen, obwohl der Erfolg der Verhandlungen hiergegen spricht. Tatsächlich ereignete sich folgendes:

Der deutsche Marine-Attaché in London, Kapitän zur See Waßner, hatte es verstanden, ein so ausgezeichnetes Verhältnis zur britischen Admiralität herzustellen, daß er des Erfolgs von vornherein sicher war. Er hatte mit seinem Vis-à-vis von der Admiralität, Captain C. Danckworts, den Vertrag bis in alle Einzelheiten hinein praktisch abgesprochen, als Ribbentrop in London eintraf. Verständlicherweise war die britische Admiralität auf das äußerste daran interessiert, die 35prozentige Begrenzung der deutschen Flotte festzulegen, weil dies für die Wiederaufrüstung der britischen Flotte von größter Bedeutung war. Damals mangelte es der britischen Flotte vor allen Dingen an Ausrüstung und Munition, so daß also der britischen Admiralität zunächst weniger an Flottenneubauten als vielmehr an der Beschaffung des notwendigen Nachschubs im ganzen liegen mußte. Die zur Verfügung stehenden Gelder konnten für Nachschub und Munitionsbeschaffungen aber zweifellos nur verwandt werden, wenn größere Flottenneubauten erst später in Angriff genommen wurden. Größere

Flottenneubauten konnten aber nur unterbleiben, wenn die deutsche Flotte auf 35 v. H. der britischen Tonnage begrenzt blieb! Es hätte ja mindestens fünf Jahre gedauert, bis Deutschland diese 35 Prozent erreichen konnte. Schwierigkeiten gab es deshalb nur auf dem Gebiet des U-Boot-Baues, aber auch hier hatte Waßner sehr bald die Formel gefunden, die der britischen Admiralität akzeptabel erschien.

Demgegenüber vertrat das englische Auswärtige Amt unter der Führung von Sir Samuel Hoare einen anderen Standpunkt. Hoare dürfte damals die Absicht gehabt haben, in den Verhandlungen den Deutschen einen Erfolg möglichst schwer zu machen, schon um bei dieser Gelegenheit Ribbentrop das Unerhörte der bisherigen einseitigen deutschen Maßnahmen klarzumachen, um Hitler nach Möglichkeit künftig von derartigen Schritten abzubringen.

Mit dieser Taktik hatte Hoare in der ersten Konferenz, in der Ribbentrop auf Grund der Informationen von Waßner seine Karten offen auf den Tisch legte und die sofortige Annahme der 35-Prozent-Formel vorschlug, zunächst Erfolg. Das englische Außenamt lehnte es zufolge der beschlossenen Taktik ab, diese Formel sofort zu akzeptieren, so daß es eine kurze Zeit so schien, als ob Ribbentrop durch seine Übereile und sein „undiplomatisches Vorgehen" die Konferenz bereits im Anfangsstadium festgefahren habe.

Waßner – auf dessen Mitteilungen meine Darstellung beruht – erwies sich jedoch als ein guter Ratgeber. Er hatte ja Ribbentrop zu diesem Schritt nur geraten, nachdem er sich des Einverständnisses des wichtigeren der Gegenpartner, nämlich der britischen Admiralität, versichert hatte. Er vertraute darauf, daß sich die Admiralität durchsetzen würde. Waßner spielte somit ein ganz sicheres Spiel, als er Ribbentrop zu diesem Vorgehen geraten hatte.

In der Tat zeigte es sich sehr bald, daß er mit seiner Beurteilung der Lage recht hatte. Die britische Admiralität setzte in einer sehr heftigen Auseinandersetzung mit dem englischen Außenamt ihre Ansicht durch und zwang das Foreign Office, die geforderte Konzession sofort zuzugestehen, so daß das Schwergewicht auf die technische Seite verschoben und damit der Sieg der Abmachungen der beiden Waffenressorts sichergestellt wurde. Es gelang deshalb Ribbentrop mühelos, das englische Außenamt zu überspielen und den deutschen Standpunkt durchzusetzen.

Der Erfolg, den Ribbentrop auf diese Weise auf Grund der überlegenen Kenntnis der internen Verhältnisse in England, die er Waßner verdankte, erringen konnte, sollte jedoch unangenehme Folgen haben. Das englische Außenamt schob diesen Erfolg der „niederträchtigen Kunst einer deutschen Intrige" zu, deren sich Ribbentrop be-

dient habe, und erklärte diese Taktik als eine noch nie dagewesene, unerhörte Einmischung in innerpolitische englische Verhältnisse. Der Haß des Foreign Office gegen Ribbentrop datiert wohl von diesem Zeitpunkt an, so daß der allzuleicht errungene Sieg und Ribbentrops bei dieser Gelegenheit gezeigtes höfliches, aber arrogantes Verhalten ihm in London nicht vergessen wurde.

Ich entsinne mich noch eines Gespräches, das ich mit dem Pressechef des Foreign Office, Rex Leeper, nach diesen Verhandlungen hatte, in dem mir dieser unverblümt erklärte: „Sie haben zwar einen Erfolg gehabt, aber wir werden derartige Methoden in Zukunft nicht dulden; sie sind unverzeihlich."

Von dieser Information des Pressechefs der englischen Regierung machte ich Ribbentrop selbstverständlich Mitteilung, der mich daraufhin nach Abschluß der Verhandlungen zu sich bat. Ribbentrop hatte am gleichen Nachmittag den englischen Außenminister Sir Samuel Hoare besucht; ich erwartete also auch umgekehrt interessante Mitteilungen über die allgemeine politische Lage von ihm, da Ribbentrop mir vorher versichert hatte, er werde versuchen, die Frage eines deutsch-englischen Bündnisses in dem Gespräch aufzuwerfen.

Ich weiß leider nicht, inwieweit Ribbentrop in seinem Gespräch mit Sir Samuel Hoare diese Lieblingsidee Hitlers, die hier zum ersten Male in der deutsch-englischen Politik auftauchte, tatsächlich besprochen hat. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, hatte er von Hitler die Weisung erhalten, in einer persönlichen Aussprache mit Sir Samuel Hoare diesem zu versichern, daß Deutschland keinerlei kriegerische Absichten gegen England habe und daß Deutschland zum Beweis dessen bereit sei, ein militärisches Bündnis mit England abzuschließen. In diesem wollte Hitler im Kriegsfalle jede gewünschte militärische Hilfe mit Landtruppen und Flugzeugen zusagen, während er sich allein mit einer Neutralität der Engländer im Falle eines Konflikts im Osten (also wohl mit Sowjet-Rußland) begnügen wollte. Hitler wollte also bereits damals für das Bündnis die freie Hand im Osten eintauschen, die in den folgenden Besprechungen zwischen Deutschland und England eine so große Rolle spielen sollte.

Ob Ribbentrop diese Frage vorgebracht und wie sie Sir Samuel Hoare aufgenommen hat, falls dies der Fall sein sollte, ist mir jedoch nicht bekannt geworden. Das Gespräch verlief offenbar völlig anders, als es Ribbentrop erwartet hatte. Die „direkte" Methode, mit der er auch hier vorzugehen versuchte, scheiterte daran, daß er ja soeben in der Taktik der Flottenbesprechungen dem sehr eitlen und hochmütigen Sir Samuel Hoare eine Niederlage im Kabinett zugefügt hatte, die dieser nicht so leicht vergaß.

Als mich Ribbentrop am späten Nachmittag im Carlton-Hotel empfing, wurde ich zunächst dadurch aufgehalten, daß mir der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha im Hotel begegnete, der mir von früher her bekannt war. Der Herzog wünschte meine Ansicht über die Lage kennenzulernen. Der Herzog – ein Enkel der Königin Viktoria –, der sich übrigens nicht als Engländer fühlte, aber ein leicht englisch akzentuiertes Deutsch sprach, war über meine Mitteilungen hinsichtlich der höchst prekären Lage geradezu entrüstet. Er schob die Schuld an der Stimmungsmache in England auf eine „gewisse Clique" und auf die „Schwäche König Georgs V.", der sich seinen privaten Neigungen ergäbe und darüber Politik Politik sein ließe. Er, der Herzog, habe sich daher den Thronfolger, den Prinzen von Wales, bestellt, um diesem als sein Onkel einmal gründlich seine Meinung darüber zu sagen, welch klägliche Rolle das englische Königshaus spiele.

„Hat das Haus Windsor", so erklärte mir der Herzog, „vergessen, daß es deutschen Ursprungs ist und daß Großbritannien und meine hochselige Großmutter Viktoria das Empire der Hilfe Bismarcks zu verdanken haben? Will man uns in Deutschland jetzt daran hindern, uns unsere selbstverständlichen Rechte zurückzunehmen, die England jedem Negerstamm zugesteht?"

In diesem Augenblick betrat der Prince of Wales das Zimmer. Ich wurde ihm vorgestellt, hielt es aber für richtig, mich umgehend zu empfehlen, da ich ja wohl kaum als Zeuge einer onkelhaften Belehrung gegenüber dem königlichen Neffen erwünscht sein konnte.

Ich kam so erst mit einer dreiviertelstündigen Verspätung zu Ribbentrop, der bereits mehrfach nach mir hatte fragen lassen. Nach den Mitteilungen des Adjutanten war er übelster Laune. Ich befürchtete daher, daß er auf die alten Verleumdungen Berndts zurückkommen würde, die zu unserem letzten schroffen Abschied in Berlin geführt hatten.

Als ich das Zimmer im Carlton-Hotel betrat, saß Ribbentrop allein im völlig verdunkelten Zimmer am Kamin, nur eine einzige elektrische Birne verbreitete ein trübes Licht in dem luxuriösen Appartement. Ich sollte später lernen, daß Ribbentrops Laune zumeist an den Beleuchtungseffekten zu erkennen war, in denen er den jeweiligen Besucher empfing; strahlendes Licht bedeutete gute Laune, verdunkeltes Zimmer, daß er sich in gefährlicher Stimmung befand.

Ohne sich zu erheben, deutete Ribbentrop mit müder Geste auf den Stuhl neben sich und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er ging zunächst auf sein Verhalten in Berlin ein. „Ich habe Ihnen", so sagte er, „in Berlin unrecht getan. Ich hoffe, daß Sie mich entschuldigen

werden. Ich möchte mit Ihnen über ein merkwürdiges Erlebnis sprechen, das ich soeben gehabt habe, und ich verlasse mich hierbei auf Ihre Diskretion."

Ich erwiderte kurz und trocken: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung!" worauf mir Ribbentrop etwa folgendes berichtete:

„Ich war soeben bei Sir Samuel Hoare und habe den Versuch gemacht, den Vorschlag des Führers wegen einer deutsch-englischen Allianz bei ihm vorzubringen. Aber Sir Samuel hat diese Gelegenheit benutzt, um mich und den Führer mit Vorwürfen zu überschütten, von denen ich nicht weiß, ob ich sie dem Führer überhaupt berichten kann."

Ich war aufrichtig verblüfft und fragte mich, ob dies vielleicht an Ribbentrop gelegen habe oder was sonst passiert sein könnte?

Ribbentrop fuhr fort: „Er hat mir erklärt, daß die Dinge so nicht weitergehen könnten; die ständigen einseitigen Aktionen in der Außenpolitik Hitlers müßten aufhören, England könne das nicht länger erlauben. Wenn wir weiter so fortführen, sei ein europäischer Krieg sicher, und er, Sir Samuel Hoare, habe keinen Zweifel daran, daß England dann gegen Deutschland stehen werde. Ich sollte mir nichts auf den Erfolg in der Flottenfrage einbilden; ich hätte lediglich Glück gehabt, daß eine der Regierungsabteilungen ihm, dem Außenminister, in den Rücken gefallen sei. Er, Sir Samuel, werde aber dafür Sorge tragen, daß das nicht wieder vorkomme . . ."

Er, Ribbentrop, habe nun versucht, die Politik des Führers zu verteidigen, und habe Hoare gesagt, was für ein einziger und einmaliger Mensch Hitler sei und daß England von Glück sagen könne, daß Hitler so englandfreundlich sei und sich mit England gut stellen wolle. Wenn Deutschland und England sich völlig verständigten, so würden die beiden Völker gemeinsam der Welt einen dauernden Frieden geben können und den Fortschritt der Menschheit auf viele Jahrzehnte sichern.

Hoare habe ihm jedoch erwidert, daß es eine Verständigung zwischen einer Demokratie und einer totalitären Diktatur, wie sie Hitlers Regime darstelle, wohl niemals geben könne. Er, Herr v. Ribbentrop, solle sich hüten, an so einen Unsinn zu glauben. Im übrigen teile er nicht die Ansicht Ribbentrops über Hitler. Die ungeheuerliche Verfolgung der Religionen, insbesondere der Juden, der deutschen Opposition, die Gewaltmaßnahmen der SA und das Schandregime der SS, das Hitler in Deutschland aufgerichtet habe, seien ihm, Sir Samuel Hoare, ein Zeichen dafür, daß Hitler niemand anderes als der Beelzebub sei, der auf die Welt gekommen wäre, „um uns für unsere Sünden zu züchtigen".

Ribbentrop habe es daraufhin für richtig gehalten, das Gespräch abzubrechen und sich zu verabschieden.

Was ich davon hielte, wollte er wissen. Sei das englische Volk wirklich der gleichen Ansicht, daß Hitler der Beelzebub wäre? Oder leide nur Sir Samuel Hoare an diesen religiösen Verfolgungsideen? „Was soll ich", so fragte mich Ribbentrop, „nur dem Führer berichten? Wenn ich ihm das sage, wirft er ja seine ganze englische Politik um!"

In dem darauffolgenden, sich bis in die späten Nachtstunden fortsetzenden Gespräch versuchte ich, Ribbentrop auseinanderzusetzen, daß ich zwar erst kurze Zeit in England sei, daß ich aber nicht glaube, daß Sir Samuels persönliche religiöse Überzeugung von der breiten Masse geteilt würde. Man müsse aber die bisherigen Fehler der deutschen Politik künftig meiden, wenn man wolle, daß die Vernunft in England siege und damit derartig extreme Ansichten, wie sie Sir Samuel Hoare äußere, sich nicht allgemein durchsetzten.

Ich berichtete ihm dann von der Begegnung, die ich soeben mit dem Herzog von Sachsen-Coburg hatte, und von den vielen Möglichkeiten, die wir meiner Meinung nach hätten, in England Freunde zu gewinnen und derartigen Tendenzen entgegenzuwirken. Nur dann, wenn wir die groben Fehler der bisherigen Politik fortsetzten, würden der Haß und die Kriegspartei in England die Oberhand gewinnen. Ich riet ihm daher, dem Führer ruhig offen zu berichten, was er erlebt habe, und ihm anzuraten, die Stimme der Oppositionellen in England sorgfältiger als bisher zu beachten.

Im übrigen sei ich der Ansicht, daß man tatsächlich nun mit einseitigen Aktionen allmählich aufhören müsse, da diese immer wieder einen Schock für das englische Publikum darstellten und keineswegs die Position unserer Freunde stärkten.

Ribbentrop zeigte sich verständig. Er stimmte meinen Ansichten schließlich zu und versicherte mir, er werde sie Hitler vortragen.

Er erkundigte sich bei dieser Gelegenheit noch nach der Stellung des Botschafters v. Hoesch. Angesichts der Aversion Ribbentrops gegen Bülow und dessen Freunde benutzte ich die Gelegenheit, um Herrn v. Hoesch über den grünen Klee zu loben, etwas, was sichtlichen Eindruck auf Ribbentrop machte. Er versicherte mir daher, er werde dafür sorgen, daß Hoesch, den Hitler habe abberufen wollen, auf seinem Posten bleibe, und bat mich zum Schluß, ihm auf dem Amtsweg weiter zu berichten, wenn ich wichtige Beobachtungen machen sollte.

Als Ribbentrop sich am nächsten Tage von England verabschiedete, war von dem erschütternden Erlebnis der letzten Nacht bei ihm nichts mehr zu spüren. Er lächelte und verließ den britischen Boden wie ein Triumphator, der einen entscheidenden Erfolg davongetragen hatte.

Ich habe oft an diese Unterredung mit Ribbentrop in London zurückdenken müssen, weil mir eigentlich aus ihr erst so recht klar geworden ist, wie ungeheuer diffizil und schwierig Unterhandlungen mit Engländern sind. Die Neigung zum Formalismus, das Festhalten an alten Formeln und Traditionen und die Einbürgerung gewisser Taktiken, die sie für Diplomatie hielten, sitzen ihnen offenbar so sehr in Fleisch und Blut, daß man einen Fehler begeht, wenn man sie nicht beachtet. Und diesen Fehler hatte Ribbentrop anscheinend begangen; nur ein Zufall hatte ihm trotzdem den Erfolg beschert. Aber wer wußte das? Hitler würde es nie erfahren ...

In der Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen trat nunmehr jedoch eine Pause ein, in der ein anderes Ereignis zunächst alles andere überschattete, so daß infolgedessen Deutschland nicht mehr den fast ausschließlichen Neuigkeitsstoff bot, von dem die Zeitungen lebten. Das war der Ausbruch des italienisch-abessinischen Krieges.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß bereits auf der Konferenz von Stresa in Gesprächen zwischen Laval und Mussolini eine Art Einverständnis erzielt wurde, in dem die Italiener von den Franzosen freie Hand in Abessinien zugesichert erhielten. Frankreich lockte also um seiner antideutschen Ziele willen die Italiener in das abessinische Abenteuer. Selbstverständlich bedurfte es hierzu keiner sehr großen Verführungskünste, da die Italiener darauf brannten, die Schlappe von Adua auszumerzen und das abessinische Kaiserreich zum „italienischen Imperium“ zu erklären ...

Die Italiener begannen deshalb unter nichtigen Vorwänden den Krieg mit Abessinien, den sie auch dank ihrer technischen Überlegenheit nach verhältnismäßig kurzer Zeit gewannen. Dem Kaiser von Abessinien, Haile Selassie, blieb nichts anderes übrig, als zu flüchten. Er begab sich dorthin, wo er glaubte, die meiste Unterstützung zu finden – nach London.

Mit der militärischen Eroberung Abessiniens durch die Italiener war es jedoch nicht getan.

Denn im Gegensatz zu Frankreich, wo zunächst ein wilder Streit um die Behandlung der abessinischen Frage entbrannte, war man in England, wo soeben die Friedensabstimmung* den Wunsch des englischen Volkes dokumentiert hatte, daß der Völkerbund als Instrument der Friedenshaltung verstärkt und weiter ausgebaut werden sollte, von dem italienischen Vorgehen bei allen Parteien in gleicher Weise empört. Man empfand den italienischen Angriff auf Abessinien als einen Schlag gegen die Stellung des Völkerbundes und fühlte sich mit

* Eine von der Völkerbundsliga durchgeführte Abstimmung über die künftige Außenpolitik des Landes.

Recht in der traditionellen Rolle als Beschützer der Selbständigkeit der kleinen Staaten angesprochen. Die Wogen des echten Zornes gingen daher hoch, und die Regierung sah sich gezwungen, mit aller Schärfe den Versuch zu machen, die Autorität des Völkerbundes aufrechtzuerhalten. Ja, die Stimmung in England geriet so sehr ins Kochen, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen England und Italien entstand. Das englische Publikum erwartete, daß Großbritannien mit seiner überlegenen Flotte die weitere Entsendung von italienischen Streitkräften nach Abessinien unterband. Genügte doch nach Ansicht des Mannes auf der Straße eine bloße Demonstration der englischen Mittelmeerflotte, um Italien mit seinen lächerlichen Flottenstreitkräften an der weiteren Durchführung seiner „Aggression“ zu hindern.

Entsprechend groß war auch der diplomatische Druck der Engländer auf Frankreich. Hier ergab sich jedoch fast ein Jahr hindurch das groteske Schauspiel, daß die französische Regierung zwischen den Parteien lavierte und sichtlich bestrebt blieb, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, während das französische Volk allmählich ganz auf die Linie der englischen Stellungnahme im Abessinienkonflikt einschwenkte.

Daß das wiederum Mussolini mit Besorgnis gesehen hat, ist sehr wohl verständlich. Das Ergebnis der englischen Drohung und des französischen Schwankens im Abessinienkonflikt war daher eine Annäherung zwischen Deutschland und Italien, die nach kurzer Zeit zu einem Einverständnis, ja, später zu einer formellen Bündnisabrede zwischen den beiden führte.

Dieses diplomatische Spiel wäre nicht möglich gewesen, wenn sich bei dieser Krise nicht zum ersten Male eklatant die ungeheure militärische Schwäche Großbritanniens herausgestellt hätte. Die englische Regierung wagte es nämlich nicht, entsprechend den populären Erwartungen mit ihrer Flotte im Mittelmeer Ernst zu machen. Nach Informationen, die ich damals in London bekam, spielte sich der Vorgang so ab, daß zwar der Außenminister Hoare auf schärfste Maßnahmen der Flotte drängte und hierfür auch die Billigung des Kabinetts erhielt, daß aber die Admiralität dieser Politik der Regierung nicht entsprechen zu können glaubte. Die britische Admiralität weigerte sich, im Mittelmeer eine Situation herbeizuführen, die zu einem Zusammenstoß zwischen der englischen und der italienischen Flotte geführt hätte, weil sie den Standpunkt vertrat, daß die britische Flotte nicht einsatzbereit sei.

Ob es wahr ist, daß für die großen britischen Schlachtschiffe damals tatsächlich nur genügend Munition vorhanden war, um die schweren

Geschütze für eine einmalige Aktion einsetzen zu können, und daß sie vor allen Dingen keine Flak-Munition besaßen, weil das Parlament ein Jahrzehnt hindurch die Erneuerung der Munition nicht rechtzeitig bewilligt hatte, lasse ich dahingestellt. Es war jedenfalls das Tagesgespräch in London, daß die Engländer zwar eine Flotte besäßen, daß diese aber keine Munition zum Schießen habe ...

Die politische Schlußfolgerung lag für Baldwin und Hoare auf der Hand. Sie mußten den Versuch machen, sich aus einer unbequemen Position herauszumanövrieren, um sich nicht gleichzeitig zwischen den französischen, den italienischen und den deutschen Stuhl zu setzen. Nachdem die britische Regierung zunächst bis zum äußersten in der Angelegenheit scharf gemacht hatte, trat sie kürzer und beauftragte nunmehr ihren Außenminister, Sir Samuel Hoare, einen Ausgleich, wenn nicht mit Italien, so doch wenigstens mit Frankreich zu suchen.

Ich persönlich hege keinen Zweifel – auf Grund der mir damals in London zuteil gewordenen Informationen –, daß Sir Samuel diese Aufgabe im Grunde genommen nur deswegen so lebhaft ergriff, weil er sich der Hoffnung hingab, daß es mit Hilfe eines englisch-französischen Kompromisses gelingen würde, den Konflikt beizulegen und so gleichzeitig zu einer äußersten Stärkung des Völkerbundes zu kommen. Daß ein solcher Triumph des Völkerbundes nicht nur für Italien, sondern auch für Deutschland eine Lehre gewesen sein würde, scheint mir außer Zweifel zu stehen.

Bezeichnend hierfür war ein Vorfall im Unterhaus, den ich selbst erlebte. Der Abessinienkonflikt hatte die Gemüter in England so erregt, daß jeder bedeutende Staatsmann gezwungen war, zu diesem Problem Stellung zu nehmen. Und so bemühte sich auch der älteste Staatsmann Englands, der Weltkriegspremier David Lloyd George, anläßlich einer Abessinien-Debatte im Unterhaus, den englischen Standpunkt zu vertreten. Lloyd George, als der Schöpfer der Friedensverträge, war für die öffentliche Meinung der Mann, der durch die Autorität seines Urteils dem englischen Standpunkt in Italien Gehör zu verschaffen in der Lage war.

Aber wer beschreibt das Erstaunen der Unterhausmitglieder, als Lloyd George nach einer Einleitung, in der er grundsätzlich jede „Aggression" verdammte, plötzlich fortfuhr: „In einer nicht zu beschreibenden brutalen Weise hat Deutschland Abessinien überfallen, hat Deutschland jeden Grundsatz des Völkerrechts verletzt, hat Deutschland eine Aggression begonnen, hat Deutschland sogar völkerrechtswidrig Giftgas zur Niederwerfung der Abessinier benutzt ..."

Bis Sir Archibald Sinclair aufsprang und Lloyd George entgegen-

hielt: „Aber der sehr ehrenwerte Gentleman meint doch bestimmt nicht Deutschland, sondern Italien!“

Worauf Lloyd George die Hand vor den Mund nahm und erschrocken sagte: „Habe ich Deutschland gesagt? Ich meine doch natürlich Italien!“ und daraufhin seine Rede im Wortlaut noch einmal hielt und nun unter stürmischem Beifall des Hauses Mussolini das ganze Sündenregister vorhielt, das er noch wenige Minuten zuvor Deutschland zugemessen hatte.

Man wird vielleicht sagen, daß es sich hier um eine gestellte Szene gehandelt hat oder daß Lloyd George infolge seines hohen Alters die Zunge davongelaufen ist. Für alle Anwesenden war es jedenfalls ein Beweis, wie sehr die Engländer bei ihrer Völkerbundspolitik Italien sagten und Deutschland meinten.

Herr v. Hoesch, der die Angelegenheit im übrigen in seinen amtlichen Berichten behandelt hat, sagte mir, als ich ihm den ganzen Vorfall schilderte: „Man hält in Wirklichkeit uns für den Angreifer und macht uns für die Dinge verantwortlich, die Italien tut. Italien hält man eben für ungefährlich, uns aber leider nicht!“

Sir Samuel Hoare glaubte daher, den Konflikt mit Italien im Interesse der Stärkung der englischen Politik gegenüber Deutschland beilegen zu müssen. Er begab sich in Urlaub nach der Schweiz und schloß bei seiner Rückreise in Paris mit dem französischen Außenminister Laval das „berüchtigte“ Hoare-Laval-Abkommen, das eine Beilegung des Konflikts mit Italien auf einer Grundlage vorsah, die den Italienern eine Rückkehr zum Völkerbund, aber auch den Besitz Abessiniens garantiert hätte.

Dieser Plan wurde vorzeitig durch Mme. Tabouis veröffentlicht. Sein Bekanntwerden erregte einen Sturm der Entrüstung in Frankreich und in England und das allgemeine Verlangen, daß Hoare zurücktreten müsse. Diese Volksmeinung war so stark, daß der Premierminister Baldwin, der ja an die öffentliche Meinung wie an einen Fetisch glaubte, nicht umhinkonnte, seinen Außenminister fallenzulassen und an seiner Stelle den bisherigen Völkerbundsminister Eden zum Außenminister zu ernennen. Obwohl kein Zweifel darüber besteht, daß Hoare auf Grund von Beschlüssen des britischen Kabinetts gehandelt und sich durchaus im Rahmen der ihm gesetzten Richtlinien gehalten hatte!

So erlebte ich denn im Unterhaus jene großartige Szene, die mir als Ausdruck echtester Demokratie lange im Gedächtnis geblieben ist, jene Szene, in der Sir Samuel Hoare in Cut und Zylinder öffentlich der Volksmeinung Abbitte tat und sich selbst beschuldigte, Unrecht getan zu haben. Es war eine Demütigung vor der Gewalt des Völker-

bundsgedankens, wie man sie sich stärker nicht denken konnte, und ein Sieg der Friedensidee, den man sich eindrucksvoller kaum vorstellen kann. Aber er hatte natürlich außenpolitisch einen Nachteil: Der Abessinienkonflikt glimmte weiter und verschärfte sich um ein beträchtliches Maß, um so mehr, als nicht nur Hoare, sondern auch Laval zurücktreten mußte. An die Stelle des bürgerlichen Kabinetts trat in Frankreich nunmehr eine Volksfrontregierung, welche die Gefahr eines italienisch-französischen Konfliktes immer deutlicher werden ließ.

Wie nahe Europa damals bereits vor dem Ausbruch eines allgemeinen Krieges gestanden hat, ist später vergessen worden, weil letzten Endes der Abessinienkonflikt ein Jahr später doch noch friedlich beigelegt wurde. Aber vorübergehend gingen die Wogen in England und Frankreich so hoch, daß das Äußerste befürchtet werden mußte.

Ich muß dies insbesondere deswegen erwähnen, weil man später geneigt gewesen ist, diese Situation glatt zu bestreiten. Ich weiß aber, daß in Berlin damals Informationen des italienischen Nachrichtendienstes vorgelegen haben, in denen diese Gefahr des Konflikts unmittelbar an die Wand gemalt worden ist. Das war jedenfalls der Hintergrund, der Hitlers Entschluß zum Vorgehen in der Rheinlandfrage erklärt. Hitler glaubte damals, daß der große europäische Konflikt zwischen den Westmächten bevorstünde und daß er daher auch selbst entsprechende „Sicherungsmaßnahmen zur Verteidigung des Reiches" ergreifen müsse. Bekanntlich haben ihm hierin Neurath und in einer persönlichen Besprechung auch v. Bülow auf das schärfste widersprochen. Blomberg und Fritsch setzten gleichzeitig Hitler auseinander, daß Deutschland militärisch nicht bereit zum Kriege wäre, so daß vor dem Abenteuer der Rheinlandbesetzung zu warnen sei. Sie wußten aber nicht, daß Hitler damals auf Grund eines persönlichen Briefes Mussolinis handelte, dem er mehr glaubte als seinen Beratern.

Wenn es aber damals möglich war, Hitler davon abzubringen, Maßnahmen ins Auge zu fassen, die einen Krieg heraufbeschworen hätten, so war es doch nicht möglich, ihm umgekehrt einzureden, daß sich eine europäische Situation entwickelt habe, in der er sein Programm einseitiger Revision des Versailler Vertrags nicht fortsetzen könnte. Und so ergriff Hitler diese Gelegenheit, um, bevor die abessinische Situation bereinigt worden war, einen Akt zu vollziehen, den er seit einem Jahr unaufhörlich mit seinen außenpolitischen Beratern diskutiert hatte, nämlich: das Rheinland zu besetzen und den Locarno-Vertrag zu zerreißen.

Wenn die machtpolitische Situation in Hitlers Augen die besondere

Chance hierzu bot, so hatte umgekehrt in bezug auf die Rheinland-Frage sich auch moralisch eine neue Lage entwickelt, die ihm seiner Ansicht nach das Recht zum Eingreifen gab. Das war die Tatsache, daß die französische Kammer nach einjährigem Hin und Her – und obwohl die französische Regierung Hitler zugesichert hatte, daß dies nicht geschehen würde – die sowjetisch-französische Militärallianz ratifizierte*.

Was bedeutete dieser sowjetrussisch-französische Vertrag?

Im Locarno-Vertrag war ausdrücklich vorgesehen worden, daß im Falle einer Aggression Deutschlands der Völkerbund angerufen werden sollte. Dieser sollte dann entscheiden, was zu geschehen habe, und sämtliche Unterzeichner des Vertrags, d. h. auch Deutschland, hatten sich verpflichtet, sich in einem solchen Fall der Völkerbundsentscheidung zu fügen. Es war also eindeutig und einwandfrei festgestellt worden, daß der Völkerbund das letzte Wort haben sollte und daß es neben der Entscheidung des Völkerbundes keine selbständige Aktion anderer Mächte geben dürfe. Diese Bestimmungen waren u. a. einer der Gründe, warum Stresemann diesen Vertrag seinerzeit vorgeschlagen hat.

Die französischen Unterhändler hatten jedoch unter dem Druck der sowjetrussischen Diplomatie in diesem neuen Vertrag, der insbesondere die gesamten östlichen Militärverträge Frankreichs mit umfassen sollte und ihnen eigentlich erst das richtige Rückgrat verlieh, eine neue Bestimmung aufgenommen: Es wurde ausdrücklich vorgesehen, daß Frankreich und Rußland im Falle einer Entscheidung des Völkerbundes gegen ihre Standpunkte *sich freie Hand vorbehielten, um das zu tun, was sie für richtig hielten.*

Daß diese Bestimmungen ganz selbstverständlich den Kernpunkt des Locarno-Vertrages, nämlich die Sicherheit Deutschlands gegen ein einseitiges Vorgehen Frankreichs, beseitigten, liegt auf der Hand. Denn was für eine Bedeutung sollte die Völkerbundsentscheidung noch haben, wenn Frankreich und Rußland sich das Recht anmaßten, über die Völkerbundsentscheidung hinweg, ja, gegen sie, selbständig zu den Waffen zu greifen? Man kann die Dinge daher drehen, wie man will, es besteht kein Zweifel darüber, daß der sowjetisch-französische Militärallianz-Vertrag den Locarno-Vertrag in seinem wesentlichsten Teil aufhob und zerstörte.

Hitler argumentierte daher wie folgt – nach den Mitteilungen Bülows an mich: „Wenn die freiwillige Selbstbeschränkung

---

* Die Ratifikation des französisch-sowjetischen gegenseitigen Beistandsvertrages erfolgte am 27. Februar 1936 in Paris. Die Unterzeichnung war bereits ein Jahr vorher, am 2. Mai 1935, erfolgt.

Deutschlands und die Unterwerfung seines Willens unter eine Völkerbundsentscheidung in einer so wichtigen Frage wie der von Krieg und Frieden durchbrochen wird, dann habe ich auch das Recht, dieses Instrument zu beseitigen." Er ließ sich deshalb auch nicht ausreden, daß er hier ein klares Recht zum Handeln habe, und bagatellisierte sämtliche Einwände, die ihm von fachkundigen Kräften des Auswärtigen Amtes entgegengehalten wurden.

Auf die Frage: „Was tun Sie aber, wenn die Franzosen daraufhin marschieren?" antwortete er: „Das weiß ich besser. Die Franzosen werden keinen Mann in Bewegung setzen! Sie werden sehen, daß die Welt die vollzogene Tatsache der Rheinlandbesetzung akzeptiert."

Wie ich später erfuhr, gab den allerletzten Anstoß zum endgültigen Entschluß Hitlers, das Rheinland zu besetzen und die Entmilitarisierungsbestimmungen des Versailler Vertrags für das Rheinland aufzukündigen, allerdings nicht nur die Ratifizierung des sowjetrussisch-französischen Bündnispaktes durch die französische Kammer, sondern auch ein Ereignis, das den Beobachtern im allgemeinen völlig entgangen ist.

Anläßlich des Begräbnisses König Georgs V. von England im Januar 1936 besuchte der französische Außenminister Flandin London und hatte hier eine eingehende Besprechung mit dem Premierminister Baldwin und Außenminister Eden. In diesen Besprechungen wurde die Frage erörtert, was für eine Haltung England und Frankreich einnehmen sollten, falls Hitler tatsächlich den Locarno-Pakt verletzen würde. Diese Besprechung war an sich nichts Überraschendes. Da Hitler wiederholt in seinen Gesprächen mit englischen und französischen Staatsmännern eine drastische Maßnahme im Rheinland angekündigt hatte, falls die französische Kammer den Pakt mit den Sowjets ratifizieren sollte, waren sowohl England wie auch Frankreich seit langem über Hitlers Absichten unterrichtet. Beide Länder wußten also, was geschehen würde, wenn die französische Kammer tatsächlich ratifizieren sollte. Hitler hatte dies oft genug in seinen diplomatischen Besprechungen gesagt, wenn auch die Weltöffentlichkeit hierüber nicht unterrichtet war.

Über die Londoner Besprechungen Flandins mit Eden wurden zwar nur verhältnismäßig inhaltslose Kommuniqués herausgegeben, es war aber ersichtlich, daß die französische Diplomatie bemüht war, Großbritannien auf ihre Linie zu bringen.

Es ist daher verständlich, daß Hitler sich bis zum Äußersten bemühte, ein klares Bild darüber zu gewinnen, was in London zwischen den Engländern und der französischen Regierung abgemacht worden war. Sowohl die Londoner wie die Pariser Botschaft erhielten

deshalb entsprechende Anweisungen und lieferten nun Berichte, welche verständlicherweise die Situation als ernst, aber durchaus noch nicht als verloren bezeichneten. Jedenfalls hatten wir in London bereits im Januar 1936 den Eindruck, daß es den Franzosen möglicherweise noch vor der Ratifizierung des Militärvertrages mit Rußland gelingen könnte, eine feste englisch-französische Front gegen einen eventuellen Schritt Hitlers in der Locarno-Frage zu erzielen.

In den weiteren Besprechungen, die Flandin dann bei der Völkerbundssitzung im Februar 1936 in der gleichen Frage mit Eden hatte, teilte er dem englischen Außenminister mit, daß Frankreich bereit sei, dem Völkerbund seine gesamte Militärmacht zur Verfügung zu stellen, um im Falle der Verletzung des Locarno-Vertrages gegen Deutschland einzuschreiten. Flandin ersuchte England, das gleiche zu tun. Hierauf versuchte er, Italien für das gleiche Abkommen zu gewinnen.

Infolge der Indiskretion der Italiener wurden diese Verhandlungen in Berlin bekannt.

Die Franzosen waren der Ansicht, sie hätten das Abkommen gegen eine Rheinlandbesetzung Hitlers fest in der Tasche. Auf diese englische Zusicherung hin erfolgte sofort die Ratifizierung des sowjetisch-französischen Bündnisses Ende Februar in der Kammer.

Hitler befürchtete, daß er, wie schon einmal in Genf anläßlich der Aufrüstungsfrage, von den Engländern betrogen werden würde, entnahm aber dem erwähnten italienischen Bericht vor allem die Tatsache, daß das englisch-französische Abkommen eben noch nicht perfekt sei. Er befürchtete also, bei einem weiteren Zögern das Spiel zu verlieren. Entsprechend seiner Neigung, bei drohenden Gefahren das Prävenire zu spielen, entschloß er sich daher nunmehr zum Handeln, ehe es zu spät geworden wäre. Er argumentierte, bei einem weiteren Zuwarten müsse er damit rechnen, daß Frankreich und England sich gegen ihn zusammenschließen würden. Bei einem sofortigen Eingreifen könne er dies verhindern, ja, die beiden Mächte von einem gemeinsamen Vorgehen abhalten!

Zur Abmilderung seines Vorgehens beschloß Hitler, gleichzeitig mit dem Rheinland-Einmarsch einen 25jährigen Friedensvertrag vorzuschlagen. Dieser sollte eine paritätische Demilitarisierung einer Zone beiderseits der deutschen und der französischen Grenze, eine Beschränkung der Luftwaffen und den Abschluß eines neuen Nichtangriffspaktes zwischen den Westmächten vorsehen.

Daß dieser Vorschlag hauptsächlich an die englische Adresse gerichtet war, brauche ich nicht hervorzuheben. Hitler glaubte, durch ihn die Stimmung in England zumindest neutralisieren zu können.

Es ist später behauptet worden, daß es sich bei diesem Vorschlag Hitlers lediglich um ein taktisches Manöver gehandelt habe. Aus den Mitteilungen, die mir Rudolf Heß* und Keppler wie auch Bülow machten, geht für mich jedoch hervor, daß dies ursprünglich nicht der Fall gewesen ist. Die sehr sorgfältigen, unparteiischen, auf Aktionen von Neuraths und Bülows zurückgehenden Vorschläge für ein neues West-Locarno sind Hitler in langen, mühevollen Beratungen vom Auswärtigen Amt abgerungen worden. Hitler wurde durch sie so sehr von der Gefährlichkeit seiner Maßnahme überzeugt, daß er eine Verhandlungsbasis für den Fall eines Mißglückens seines Rheinland-Coups zu schaffen gestattete.

Diese Vorsicht war auch der Grund, warum er nur die an sich lächerlich kleine Truppe von 35 000 Mann ins Rheinland einrücken ließ: ja, er gab dieser den Befehl mit auf den Weg, sich sofort hinter den Rhein zurückzuziehen, falls eine militärische Gegenaktion der Franzosen erfolgen sollte! Während der folgenden Krise hat Hitler tatsächlich auch mehr als einmal ganz kurz vor dem Entschluß gestanden, seine Truppen wieder zurückzurufen. Er hat also keineswegs die feste Absicht gehabt, dieses Gebiet unter allen Umständen gegen einen feindlichen Angriff zu halten. Er wünschte lediglich, das ihm gefährlich erscheinende alte Locarno-System durch ein anderes Sicherheitssystem zu ersetzen. Erst später, als er sah, daß er mit seiner tollkühnen Aktion Glück gehabt hatte, änderte er seinen Entschluß dahingehend, das Rheinland zu halten und damit ein vollendetes Fait accompli zu schaffen.

Diese Vorgänge zeigen jedenfalls, wie stark Hitler durch die Gegenvorstellungen des Auswärtigen Amtes beeindruckt war und wie wenig richtig es ist, seine im Zusammenhang mit dem Rheinland stehende Aktion als eine „planmäßig durchgeführte Angelegenheit" anzusehen.

Der Einmarsch der deutschen Truppen in das Rheinland löste denn auch zunächst einen beispiellosen Schock in Frankreich aus. Die Wellen der Empörung gingen hoch, die französische Regierung erwog die sofortige allgemeine Mobilisierung und verlangte von dem Generalstab die Vorbereitung und Durchführung einer entsprechenden militärischen Gegenaktion. Wie wir heute wissen, erklärte der französische Generalstab jedoch bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit, daß er ohne ein Mithandeln Englands sich nicht in der Lage sähe, die von der Regierung verlangten Maßnahmen durchzuführen. Das Ergebnis der internen französischen Besprechungen war

* Der „Stellvertreter des Führers", mit dem ich in München studiert hatte; Keppler war Wirtschaftsberater Hitlers.

somit, daß die Regierung Sarraut–Flandin sich genötigt sah, London anzurufen. Auf das Telefonat des französischen Außenministers Flandin versprach die britische Regierung, den englischen Außenminister Eden innerhalb von 48 Stunden nach Paris zu entsenden.

Aber die Mitteilung, die Eden dann im Namen des englischen Kabinetts zu machen hatte, war für Frankreich enttäuschend. Entsprechend den Grundsätzen der Völkerbundspolitik (auf welche die britische Regierung infolge der Friedensabstimmung von 1935 und des Ausgangs der Wahlen von 1936 festgelegt zu sein glaubte) erklärte Eden, daß die britische Regierung die Entscheidung des Völkerbundes anzurufen gedenke und erst hiernach ihre endgültige Entscheidung fällen würde.

Die Forderung Flandins war demgegenüber auf sofortige Mobiliesierung der britischen Land-, See- und Luftstreitkräfte gerichtet. Eden versprach, dies dem Kabinett vorzutragen, um eine entsprechende Aktion Großbritanniens zu erreichen. Da Eden der Zustimmung des Kabinetts jedoch nicht sicher war, bewog er Flandin, sich mit ihm nach London zu begeben, um persönlich die französischen Ansichten vorzutragen.

Flandin traf in England auf eine unerwartete Lage. Die englische Regierung, die ursprünglich keineswegs abgeneigt gewesen war, diesen ganzen Vorfall zu einem kriegerischen Einschreiten in Deutschland zu benutzen, fiel plötzlich um und blies die gesamte Aktion, die Frankreich angeregt hatte, überraschend ab. Der Zauderer Baldwin, der von seinem Außenminister beinahe überrannt worden war, erklärte, er könne ohne psychologische Vorbereitung des britischen Publikums, das völlig auf Frieden eingestellt war, nicht zu einer so entscheidenden Aktion schreiten. Um so mehr, als eine Reihe von prominenten Führern der britischen Opposition die deutsche Aktion für berechtigt erklärt hatten. Sagte doch damals selbst Lloyd George in der „Times“, daß Hitler vielleicht unrecht getan hätte, daß er aber zu seinem Vorgehen provoziert worden sei. Lord Lothian, der Führer der Round-Table-Gruppe, stellte sogar fest, daß Hitler „lediglich“ in den ihm gehörenden Garten seines Hauses hineingegangen sei und daß man es ihm nicht übelnehmen könne, wenn er dies getan habe.

Flandin erhielt also keine endgültige Zusage und kehrte unverrichtetersache nach Paris zurück.

Warum Frakreich damals nicht gehandelt hat, ist vielen von uns nicht verständlich gewesen. Trotzdem glaube ich, daß es eine Erklärung für das Verhalten der Franzosen gibt, die deutlicher als alles andere zeigt, welche Gefahren falsche politische Propagandaparolen haben können. Um sich nämlich gegen die Gefahren eines deutschen

Angriffskrieges zu schützen – eine völlig imaginäre und in der Sachlage durch nichts begründete Befürchtung (da Deutschland nach 1919 das einzige Land war, welches hundertprozentig abgerüstet hatte) –, hatte man seit 1926 in Frankreich begonnen, eine ungeheure Befestigungslinie, die sogenannte Maginot-Linie, zu bauen. Jahr für Jahr mußte die französische Kammer für den Ausbau dieser Befestigungslinie erneut große Summen bewilligen, was selbstverständlich nur deshalb glückte, weil die französischen Politiker, nicht zuletzt auf Veranlassung der Schwerindustrie, die deutsche Gefahr an die Wand malten. Die „deutsche Gefahr" und die angeblichen „deutschen Angriffsabsichten" waren zu einem Schlagwort geworden, das jahrelang in der französischen Kammer immer dann auftauchte, wenn neue Bewilligungen für die Armee angefordert wurden. Das hatte aber eine merkwürdige Folge. Auf der einen Seite zerstörte die Existenz der Maginot-Linie den Angriffswillen des französischen Generalstabs, andererseits brachte sie das Volk zu der Ansicht, es genüge, sich zu verteidigen, und dafür habe man die Maginot-Linie. Das französische Parlament redete sich so in einen Furchtkomplex Deutschland gegenüber hinein, der schließlich gleichmäßig vom Volk, von der Kammer und von den Generalstäblern geteilt wurde. Die in Frankreich vorhandenen östlichen Armeekorps hätte man 1936 nicht einmal zu mobilisieren brauchen, um sie ins Rheinland zu schicken, und die deutschen Truppen wären, wie ich es geschildert habe, ohne einen Schuß zu feuern, vor diesen Truppen zurückgewichen. Aber zu diesem Entschluß konnten sich Flandin und Daladier nicht aufraffen. Sie hatten sich selbst in eine solche Panik hineingeredet, daß sie sich nicht getrauten, selbständig vorzugehen. Das französische Kabinett beschloß daher, nicht ohne Großbritannien zu handeln, und begnügte sich schließlich mit dem von England vorgeschlagenen Völkerbundsentscheid.

Es war freilich selbstverständlich, daß bis zu diesem Zeitpunkt eine wilde Propaganda der französischen Freunde und der Kriegspartei in England unter Führung Churchills, Sinclairs, Duff Coopers, Lord Derbys und einer Reihe anderer Persönlichkeiten einsetzte, um auf die britische Regierung einen Druck auszuüben, doch noch im französischen Sinne zu handeln.

Wir erlebten daher ein Hin und Her in der öffentlichen Meinung und eine sich ständig steigernde Erregung, die uns schließlich davon überzeugte, daß die Kriegsgefahr unmittelbar gegeben sei und daß es den Franzosen gelingen werde, die Engländer doch noch zu einem militärischen Einschreiten an ihrer Seite zu bewegen.

Ich entsinne mich noch heute der Vorgänge, die sich in der Botschaft

und in meinem Nachrichtenbüro im Reuter-Gebäude abspielten. Von allen Seiten wurden mir von deutschen, englischen und französischen Freunden Nachrichten zugetragen, aus denen ich entnehmen mußte, daß sich die Lage immer mehr verschlechtere.

Auch die Militär-Attachés in London erhielten, wie mir insbesondere Kapitän Waßner mitteilte (mit dem ich mich inzwischen befreundet hatte), Nachrichten, aus denen hervorging, wie ernst die Lage wurde. Bekanntlich entschlossen sich die Militär-Attachés auf Anregung des Militär-Attachés Geyr v. Schweppenburgs hin, ein Telegramm nach Berlin zu schicken, in dem sie darauf hinwiesen, daß die Lage für Krieg oder Frieden wie 50 zu 50 stünde, eine Information, die auf Mitteilungen der entsprechenden britischen Stäbe zurückzuführen war.

Einen letzten Stoß, der uns die Überzeugung gab, daß wir nur durch eine entscheidende Aktion das Unglück eines Krieges verhindern könnten, erhielten wir jedoch erst durch eine merkwürdige Mitteilung, die mir der Chefredakteur des Reuter-Büros, Mr. Richatson-Hat, persönlich machte.

Da ich viele Wochen lang gezwungen war, Nacht für Nacht eine sorgfältige Übersicht über die wichtigsten Pressestimmen zu geben, war ich während der Rheinlandkrise fast ständig im Reuter-Büro anwesend. Als mich Mr. Richatson-Hat um Mitternacht zur Entgegennahme einer Mitteilung bat, die ich persönlich und nicht durchs Telefon seinem Freund, dem Botschafter v. Hoesch, übermitteln sollte, brauchte ich mich lediglich nur zwei Treppen hinunterzubegeben. Die Mitteilung war kurz, aber präzise. Sie lautete: Er habe sichere Informationen, wonach die Generalmobilmachung in England entsprechend den französischen Forderungen unmittelbar bevorstehe. Ich solle hiervon Hoesch sofort Mitteilung machen, damit dieser durch ein entsprechendes Eingreifen in Berlin die Katastrophe zu verhindern versuche.

Als ich mich mit dieser Mitteilung bei Hoesch melden ließ, war dieser bereits in heller Aufregung, da er die gleiche Mitteilung von anderen englischen Freunden erhalten hatte, u. a. von seinem besonderen Freund, dem Luftfahrtminister Lord Swinton.

Hoesch hatte sich für den Ernstfall noch etwas aufgespart, was er nur allein tun konnte; eine Aktion, die in diesem Kampf der Meinungen um das Eingreifen Englands das höchste Atout darstellte. Er setzte mir auseinander, daß er jetzt für den Frieden nur noch eine Chance sähe: „Er werde persönlich zum König fahren und diesen um seine Intervention bitten."

Eduard VIII., der spätere Herzog von Windsor, war mit Hoesch

auf das engste befreundet. Er kannte ihn von Jugend an und wußte, daß Hoesch der erklärte Liebling seiner Mutter, der alten Queen Mary, war. Diese jahrelange Bekanntschaft sowie die Tatsache, daß Hoesch auch über die Beziehungen Eduards zu Mrs. Simpson auf das eingehendste informiert war, hatte zwischen diesen beiden Persönlichkeiten eine Freundschaft entstehen lassen, die tatsächlich etwas Ungewöhnliches darstellte. Natürlich konnte Hoesch normalerweise von diesen Beziehungen keinen Gebrauch machen. Das hätte jeder Tradition und jeder englischen Sitte widersprochen und hätte die Gefühle der englischen Nation auf das tiefste verletzt. Aber jetzt, angesichts der unmittelbar drohenden Kriegsgefahr, hielt Hoesch sich für berechtigt, das Ungewöhnlichste vom Ungewöhnlichen zu tun, nämlich an den König zu appellieren, den Krieg zu verhindern.

Er hatte sich hierfür einen genauen Plan zurechtgelegt, um den König davon zu überzeugen, daß ein Krieg ein nationales, ja ein europäisches Unglück sein würde. Zwar war er bereit, durchaus zuzugeben, daß Hitler sich formal im Unrecht befinde, aber, so meinte Hoesch, man müsse doch auf die verständlichen Gründe für Hitlers Aktion hinweisen, nämlich

1. die Lahmlegung der wesentlichsten Bestimmungen des Locarno-Vertrages durch den sowjetisch-französischen Militärpakt;
2. die unerträgliche Demütigung, die für Deutschland in einer dauernden einseitigen Entwaffnung des linken Rheinufers lag;
3. daß die Wiederbesetzung keinerlei fremdes, sondern nur deutsches Gebiet betraf;
4. daß Hitler bereit war, einen neuen Locarno-Vertrag an Stelle des alten zu setzen, und
5. daß bei einer glücklichen Lösung der Rheinland-Frage mit einem Wiedereintreten Deutschlands in den Völkerbund gerechnet werden könne, eine Erklärung, zu der ihn Bülow im Auftrage Hitlers in den letzten Stunden ausdrücklich ermächtigt hatte.

Als Hoesch mir diese Punkte vortrug, hatte ich meine Zweifel, insbesondere, ob der letzte Punkt wirklich Hitlers Intentionen entsprach. Aber es war mir klar, daß Hoesch sich hier eine Reihe von Argumentationen zusammengetragen hatte, die auf einen Gutgewillten nur den allergünstigsten Eindruck machen konnten. Und gutgewillt war der König ohne Zweifel!

So fuhr denn v. Hoesch in aller Heimlichkeit nachts zum König, der auf dem Lande weilte, wurde von ihm empfangen und trug ihm sein Anliegen vor. Hoesch hat später dem Fürsten Bismarck und mir, teils gemeinsam, teils getrennt, seine Unterredung mit dem König im einzelnen geschildert. Er muß, das war jedenfalls unser Eindruck, ein

Meisterstück der Diplomatie vollbracht haben, denn es gelang ihm, den König davon zu überzeugen, daß er seinen Premierminister Baldwin kommen lassen müsse, um auf ihn einzuwirken. Das hatte der König Hoesch jedenfalls bei seinem Abschied ausdrücklich versprochen.

Kann man sich vorstellen, mit welcher Spannung wir in der Botschaft warteten, welches Ergebnis dieser ungewöhnliche Schritt haben werde?

Wir brauchten nicht lange zu warten.

Unmittelbar nach Beendigung unserer Pressekonferenz klingelte das Telefon, als ich mich noch bei Hoesch befand.

Hoesch flüsterte mir zu: „Der König!" und reichte mir den zweiten Hörer, der sich am Telefon befand, so daß ich das Gespräch mithören konnte. Das Gespräch war kurz. „Hallo", rief eine Stimme, „ist dort Leo? Hier spricht David." (Der König sprach Hoesch mit seinem Vornamen Leopold an, während Eduard von seinen intimen Freunden David genannt wurde.)

„Wissen Sie, wer hier spricht?"

„Jawohl, selbstverständlich", erwiderte Hoesch.

„Ich habe meinen Premier empfangen und habe ihm gehörig meine Meinung gesagt. Ich sagte diesem alten ..., daß ich zurücktreten werde, wenn er Krieg machen sollte. Es hat eine furchtbare Szene gegeben. Sie können beruhigt sein, es gibt keinen Krieg."

Als Hoesch den Hörer hingelegt hatte, sprang er auf und tanzte im Zimmer umher. „Ich habe es geschafft, ich habe sie alle überspielt, es gibt keinen Krieg! Herr Hesse, wir haben es geschafft! Das ist großartig, ich muß gleich Berlin unterrichten."

In der Tat führte der Schritt des deutschen Botschafters beim englischen König den entscheidenden Wandel der Lage herbei*.

Die Rücktrittsdrohung des Königs machte es dem Kabinett und der ganzen kriegslüsternen Gruppe unmöglich, zum Äußersten zu schreiten. Denn es war klar, daß ein Rücktritt des Königs im Augenblick der Kriegserklärung die öffentliche Meinung in England bis in alle Tiefen gespalten hätte. Der Rücktritt des Königs hätte das Kabinett gestürzt und den Anstoß zu den wildesten Meinungskämpfen im Lande gegeben, hätte also genau zum Gegenteil dessen geführt, was Baldwin erstrebte, nämlich sein Kabinett in Übereinstimmung mit der Meinung des Volkes zu führen. Daß das Volk sich damals auf die Seite des Königs gestellt hätte, darüber war kein Zweifel möglich.

---

* In seinen Memoiren „A Kings Story" berichtete Eduard VIII., daß er gegen einen Krieg wegen des Rheinlandes gewesen sei und das auch zum Ausdruck gebracht habe.

Es mag sein, daß auch bereits im Hintergrund die Frage des Konfliktes zwischen Premierminister und König wegen der beabsichtigten Eheschließung Eduards mit Mrs. Simpson gespielt hat. Genannt worden ist mir dieser Grund damals allerdings nicht.

Die Wirkung der Aussprache zwischen dem König und Hoesch war sofort zu spüren. Bereits die Abendblätter verzeichneten eine gewisse Entspannung der Lage, und das britische Kabinett faßte nunmehr endgültig den Entschluß, es bei einer Verurteilung Deutschlands durch den Völkerbund bewenden zu lassen und im übrigen auf das Angebot Hitlers auf Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Nichtangriffspaktes im Westen einzugehen. Der Botschafter v. Hoesch wurde in diese Verhandlungen eingeschaltet, so daß es ihm möglich war, die gesamte Lage für die in England Anfang April stattfindende Völkerbundstiftung so zu beeinflussen, daß diese ohne besondere Demütigungen Deutschlands durchgehen würde.

Das englische Publikum nahm diese Lösung mit tiefer Befriedigung auf, um so mehr, als der Großteil aller wichtigen Persönlichkeiten ebenfalls der Zufriedenheit darüber Ausdruck gab, daß der Krieg vermieden war und Verständnis für Hitlers Vorgehen zeigte oder vielleicht auch nur heuchelte. Selbst die scharfe Opposition Churchills milderte sich, ebenfalls, wie man wohl annehmen darf, auf Einwirkung des Königs, mit dem Churchill ja besonders gut stand.

Um so empörter war man jedoch in Frankreich. Flandin empfand den Ausgang der Angelegenheit als eine diplomatische Niederlage von größtem Ausmaß. Daß er selbst diesen Ausgang dadurch verschuldet hatte, daß er nicht von vornherein mit aller Energie seinen Standpunkt vertrat, wollte er damals nicht einsehen. Frankreich fühlte sich von England im Stich gelassen. Aber der Quai d'Orsay zog aus der Angelegenheit einen durchaus richtigen Schluß. Er verlangte von England nunmehr den Abschluß eines neuen, klaren und eindeutigen Militärabkommens zwischen den beiden Ländern, um endgültige Abmachungen für den Kriegsfall mit Deutschland in einer neuen Krise bereit zu haben, so daß es den Franzosen möglich war, hier die Zusage zu erhalten, die sie bisher angesichts der Grundeinstellung des Kabinetts Baldwin nicht hatten erzwingen können. Schließlich mußte man ja in London ein Pflaster auf die französische Wunde legen . . .

Als Ribbentrop daher zur Völkerbundssitzung nach England kam, fand er wieder – wie in der Flottenfrage – ein gemachtes Bett vor. Er brauchte nur die Erfolge der Diplomatie Hoeschs einzuheimsen.

Ribbentrop war jedoch bei seinem Eintreffen zunächst durchaus nicht gewillt, auf die von Hoesch vorbereitete Lösung einzugehen, sondern hätte am liebsten den Völkerbund brüskiert, zweifellos weil

er sich hiermit bei Hitler besonders beliebt zu machen hoffte. Hoesch hatte jedoch inzwischen gleichzeitig nach Berlin berichtet. Es gelang dem Außenminister v. Neurath, bei Hitler durchzudrücken, daß Ribbentrop die von Hoesch vorbereitete Kompromißlösung zu akzeptieren habe. Zugleich vermochten wir Ribbentrop in London zu überreden, daß es ein Glück sei, wenn es bei dem formalen Einspruch durch den Völkerbund verbliebe. Trotzdem hätte Ribbentrop sehr gerne diese Gelegenheit benutzt, um sofort „große Politik" zu machen und das „neue Locarno" abzuschließen; die Atmosphäre war jedoch so schlecht, daß er schließlich die Ansicht vertrat, es sei das klügste jetzt, England so bald als möglich wieder zu verlassen und sich damit zu begnügen, daß der Krieg verhindert war.

Herr v. Hoesch hat, wie er mir noch vor seinem Tode mitteilen konnte, in einer sehr langen und gründlichen Aussprache Ribbentrop davon überzeugen können, wie ernst die Lage gewesen war. Er legte es ihm nahe, Hitler zu bewegen, von jetzt ab auf einseitige Aktionen zu verzichten. Er wies darauf hin, daß andernfalls die für Deutschland doch immerhin noch günstige Lage in England völlig umgeworfen werden könne und daß man mit der Erreichten zufrieden sein müsse. Was den von Hitler geplanten großen Friedensplan im Westen beträfe, so empfehle er, kurzzutreten und den Abschluß dieses Paktes der Diplomatie zu überlassen.

Ribbentrop hat mir später einmal gesagt, er bedaure es, daß er sich damals auf diesen Ratschlag des Botschafters v. Hoesch eingelassen habe. Man hätte sofort als Antwort auf die Demonstration des Völkerbundes die neuen Nichtangriffspakte im Westen abschließen müssen.

Die Fama hat aus diesem letzten Gespräch zwischen Hoesch und Ribbentrop einen wilden, erbitterten Streit gemacht, der damit geendet haben soll, daß Ribbentrop v. Hoesch die Rache des Führers angekündigt habe. Das ist alles andere als wahr. Die langen Gespräche zwischen den beiden Männern haben damals zu ihrer vollen Übereinstimmung in allen Gesichtspunkten geführt. Sie schieden, wie mir sowohl Hoesch wie Ribbentrop versicherten, in voller Harmonie. Als Ribbentrop England verließ, sagte er mir: „Wir haben Hoesch unrecht getan. Er hat hier eine großartige Arbeit geleistet."

Bekanntlich ist Hoesch keine 48 Stunden nach der Abreise Ribbentrops aus England gestorben. Ich habe ihn selbst auf seinem Totenbett, keine Stunde nach Eintritt des Todes, gesehen und weiß aus dem Munde des Arztes, der ihn behandelt hat, daß er nicht vergiftet worden ist oder Selbstmord begangen hat, sondern daß ein Herzschlag die Todesursache war. Die maßlosen Aufregungen der vorhergegan-

genen Wochen hatten ihn, der seit Jahren an Angina Pectoris litt, so sehr überanstrengt, daß er die Krise nicht überstand.

Seine Leiche wurde nach Deutschland übergeführt. Die Engländer bereiteten ihm einen großartigen Abschied. Sein Sarg wurde mit allem militärischen Pomp nach Dover gebracht; er wurde, wohl nicht zuletzt auf Veranlassung des Königs, wie ein Souverän geehrt. Die Wissenden waren sich darin einig, daß dieser Mann, dessen ganze Arbeit dem Frieden gedient hatte, diese Ehrung wohl verdiente.

Nach dem Tode v. Hoeschs übernahm Fürst Bismarck die Geschäfte der Botschaft, die nunmehr in der alten Tradition und Arbeit fortfuhr, d. h. auf das sorgfältigste über die Lage berichtete, die sich jetzt zu entwickeln begann.

Die Rückwirkung des Rheinland-Coups auf England war zunächst eine beispiellose Verwirrung.

Die englische Politik stand ja nunmehr an einem Scheideweg, und die öffentliche Meinung war sich alles andere als einig darüber, was nun zu geschehen habe. Infolgedessen war auch die Diplomatie Edens und Baldwins sich zunächst völlig im unklaren darüber, was zu tun sei. Verständlicherweise richtete Eden alle seine Bestrebungen darauf, das durch die letzten Ereignisse auf das schwerste gestörte Verhältnis zu Frankreich auf eine neue solide Basis zu stellen. Er ließ die verabredeten Generalstabsbesprechungen in Gang setzen und überlegte, was für ein neues Sicherheitssystem in Europa geschaffen werden könne, nachdem das alte durch die Ereignisse dahingeschwunden war. Eden und mit ihm die Opposition der Rechten stellten sich also auf den Standpunkt, daß nunmehr ein neues Militärbündnis zwischen England und Frankreich bzw. klare Voraussetzungen für die Verwirklichung dieses Bündnisses notwendig seien, um Hitler im Zaum zu halten*.

Die französische Diplomatie machte darüber hinaus den Versuch, in dieses englisch-französische Bündnis Sowjet-Rußland einzubeziehen. Aber in den monatelangen Verhandlungen hierüber spielte ein Ereignis aus Rußland selbst hinein, das diese Bemühungen zunächst abbog.

Das war nichts anderes als die in Rußland beginnenden Hochverratsprozesse und die Verfolgung der Trotzkistischen Opposition, die bekanntlich mit der Verhaftung von Zehntausenden von Offizieren und der Erschießung des Marschalls Tuchatschewski endete. Diese Vorgänge machten in England und Frankreich in gleicher Weise einen tiefen Eindruck. Sie überzeugten nicht nur die militärischen Fachleute

---

* Laut Mitteilung Pierre Maillauds, des diplomatischen Korrespondenten „Havas" an mich.

davon, daß Rußland als ernsthafter militärischer Faktor lange Zeit nicht in Frage kommen würde, weil es durch diese Vorgänge allem Anschein nach auf das stärkste geschwächt wurde.

Selbstverständlich hatte diese scheinbare Schwächung Rußlands auch eine andere Folge. Nicht Rußland, sondern Deutschland erschien den Engländern nunmehr als die stärkste und gefährlichste Macht auf dem Kontinent, da niemand sie davon überzeugen konnte, daß die Maßnahmen Stalins nach Ablauf einer gewissen Zeit nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung Rußlands bedeuteten. (Was wir heute wissen!) Damals jedenfalls wäre niemand von dieser Vorstellung zu überzeugen gewesen, und es war daher nur natürlich, daß die englische und die französische Politik sich nunmehr bemühten, das Gegengewicht gegen Hitlers wachsende Macht selbständig zu schaffen.

Aus diesem Grunde lebte in England die Rüstungskampagne und damit auch die antideutsche Propaganda auf das stärkste wieder auf, wobei die antideutsche Gruppe jetzt in Winston Churchill einen Führer fand, der sich als ein Meister der Agitation und der Demagogie erwies und dessen flammende Beredsamkeit von immer größerem Gewicht im weltpolitischen Urteil Englands wurde.

Welche Ansichten Churchill damals vertrat, wurde uns sozusagen dokumentarisch durch das Manuskript einer Rede klar, die, obwohl sie in einer Geheimsitzung des auswärtigen Ausschusses der Konservativen im Unterhaus gehalten wurde, uns in die Hände fiel. Diese Rede, die Churchill Ende März 1936 im Unterhaus gehalten hat, wurde der Botschaft etwa 14 Tage später zugänglich, die nicht umhin konnte, sie nach Berlin zu übermitteln. Churchill hat sie selbst in seinen Memoiren veröffentlicht, und ich möchte daher die wichtigsten Sätze aus ihr zitieren, weil sie einen Wendepunkt nicht nur für die englische Politik, sondern auch für die Anschauungen Hitlers über seine Außenpolitik bedeutet hat. Die Tatsache der Übermittlung der Rede als solche ist selbstverständlich damals geheim geblieben, und daher überraschte es, daß Hitler von da ab so großes Gewicht auf alle Äußerungen Churchills legte. Wenn man diese Rede aber heute liest, so kann man nicht umhin, zuzustimmen, daß gewisse Schlußfolgerungen aus ihr auf der Hand liegen. Die Rede Churchills lautete:

„Vierhundert Jahre hindurch hat die auswärtige Politik Englands darin bestanden, der stärksten, aggressivsten und am meisten beherrschenden Macht auf dem Kontinent sich entgegenzustellen. Angesichts Philipps II. von Spanien, gegen Ludwig XIV., unter Wilhelm III. und Marlborough, gegen Napoleon, gegen Wilhelm II. von Deutschland, würde es leicht und muß es zweifellos eine große Versuchung gewesen sein, sich mit dem Starken zu verbünden und die Frucht sei-

ner Eroberungen zu teilen. Jedoch schlugen wir immer den anderen Kurs ein, verbündeten uns mit den weniger starken Mächten, schufen eine Zusammenfassung unter ihnen und beseitigten und vereitelten den kontinentalen Tyrannen, wer es auch immer war und welcher Nation er auch immer angehörte. So bewahrten wir die Freiheit in Europa.

Hier liegt eine wunderbare, unbewußte Tradition der britischen Außenpolitik. Alle unsere Vorstellungen beruhen heute auf dieser Tradition. Ich wüßte nicht, was sich hätte ereignen müssen, um die Richtigkeit, die Weisheit, den Mut oder die Klarheit zu ändern oder zu schwächen, mit der unsere Vorfahren gehandelt haben. Ich wage es, diese allgemeinen Vorstellungen Ihnen vor Augen zu führen, weil es mir so erscheint, daß, wenn man sie als richtig annimmt, alles andere viel einfacher wird.

Bitte beachten Sie, daß die Politik Englands keinerlei Rücksicht darauf nimmt, welche Nation gerade die Herrschaft über Europa erstrebt. Es kommt nicht darauf an, ob es Spanien, die französische Monarchie, das Deutsche Reich oder das Hitler-Regime ist; es hat nichts zu tun mit Herrschern oder Nationen: das Prinzip betrifft ausschließlich die Frage, wer der stärkste und möglicherweise beherrschende Tyrann ist. Deshalb sollen wir uns nicht scheuen, als profranzösisch oder anti-deutsch angeklagt zu werden. Es ist ein Gesetz der öffentlichen Politik, dem wir folgen, und nicht ein bloßer Notbehelf, der durch zufällige Umstände, Neigungen oder Abneigungen oder durch ein anderes Gefühl bestimmt wird.

Es erhebt sich daher die Frage, welche Macht heutzutage in Europa die stärkste ist und welche versucht, in einer gefährlichen und bedrückenden Art zu herrschen. Heutzutage, für die Dauer dieses Jahres, vielleicht auch noch für 1937, ist die französische Armee die stärkste in Europa. Aber niemand fürchtet Frankreich. Jeder weiß, daß die Franzosen ein friedliebendes Volk sind, von übermäßiger Furcht erfüllt. Deutschland andererseits fürchtet niemanden. Es bewaffnet sich in einer Weise, wie es das noch niemals in der deutschen Geschichte gegeben hat, und es wird geführt von einer Handvoll Desperados. Das Geld wird knapp, Unzufriedenheit erhebt sich unter seinen despotischen Herrschern. Sehr bald werden sie zu wählen haben, einerseits zwischen wirtschaftlichem und finanziellem Kollaps und inneren Unruhen oder andererseits einem Krieg, welcher kein anderes Ziel haben könnte und keinen anderen Erfolg hätte als ein germanisiertes Europa unter der Nazi-Herrschaft. *Deshalb scheint es mir so wichtig, daß wir wieder einmal alle Kräfte Europas zusammenfassen, um, wenn nötig, eine deutsche Herrschaft zu vereiteln.* Denn, glauben Sie

mir, wenn irgendeine dieser anderen Mächte, wie Spanien, Ludwig XIV., Kaiser Wilhelm, durch unsere Hilfe die absoluten Herren Europas geworden wären, so würden sie uns beraubt und uns am Morgen ihres Sieges zur Bedeutungslosigkeit und Armut verurteilt haben!

In diesem Stadium erweist sich die feste Konstitution und die außerordentlich vitale Organisation des Völkerbundes als ein günstiger Faktor. Der Völkerbund ist praktisch eine britische Institution und harmoniert völlig mit allen unseren früheren Methoden und Aktionen. Man darf die Kräfte nicht unterschätzen, die diese Ideale auf die modernen Briten ausüben. Deshalb glauben wir, daß wir durch die Förderung und Stärkung des Völkerbundes das beste Mittel zur Verteidigung unserer Insel gefunden haben.

Meine drei Punkte sind daher:

1. daß wir uns dem möglichen Beherrscher des Kontinents oder potentiellen Aggressor entgegenstellen müssen;
2. daß Deutschland und das gegenwärtige Nazi-Regime und seine umfangreichen Rüstungen, die sich so schnell entwickeln, unzweifelhaft diese Rolle spielen werden;
3. daß der Völkerbund viele Länder und auch unser eigenes Volk hier zu Hause in der objektivsten Weise vereinigt, um den etwaigen potentiellen Aggressor zu kontrollieren.

Ich wage es, Ihnen in Respekt dieses Hauptthema zur Erwägung zu unterbreiten. Alles andere ergibt sich aus ihm. Zunächst sollten wir für eine wirksame Verbindung mit Frankreich Sorge tragen. D. h. nicht, daß wir eine unnötig feindliche Stimmung gegen Deutschland entwickeln sollten. Wie wir, so ist Frankreich eine parlamentarische Demokratie mit ungeheurer Abneigung gegen einen Krieg, und wie wir hat Frankreich beträchtliche Hindernisse bei der Vorbereitung der Verteidigung. Deshalb sagen wir, daß wir uns definitiv mit Frankreich befreunden sollten, alles andere muß in angemessener Unterordnung unter dieser Hauptsache angesehen werden.

Was mich anbetrifft, so bin ich für die bewaffnete Liga aller Nationen oder so vieler, als man erhalten kann, gegen den potentiellen Aggressor mit England und Frankreich als Kern."*

Der Bericht über die Rede Churchills wurde Hitler vorgelegt, der ihn geradezu als Sensation empfand. Die Äußerungen Churchills schienen ihm geeignet, alle seine bisherigen Konzeptionen über die Engländer umzustoßen. War diese Rede, so fragte er im Gespräch z. B. Rudolf Heß, nicht der Beweis dafür, daß England zu seiner Vorkriegspolitik, der Einkreisung Deutschlands, über kurz oder lang zurückkehren würde und daß seine, Hitlers, Konzeption von einem

* Für den vollen Text siehe Churchills Erinnerungen Bd. I, S. 207 ff.

großen Bündnis zwischen dem Britischen und dem Deutschen Reich völlig aussichtslos war? Bedeutete diese Rede nicht, daß es früher oder später doch wieder zu einem bewaffneten Konflikt zwischen England und Deutschland kommen müsse?

„Sie haben mir", so fuhr Hitler Ribbentrop auf diese Information hin an (nach seiner späteren Mitteilung an mich in England), „ein völlig falsches Bild von der Lage gegeben. Wie wollen Sie eine Verständigung mit den Engländern erzielen, wenn Churchill ans Ruder kommt? Wenn die traditionelle Politik der Engländer tatsächlich darin besteht, sich immer gegen die stärkste Macht auf dem Kontinent zu wenden und diese durch Bündnisse mit den Schwachen einzukreisen, dann muß sich ja ihre Politik gegen uns richten.

Ich bin im übrigen überzeugt, Churchill ist der einzige wirkliche Kerl, die anderen in England sind alle Schlappschwänze, die früher oder später von diesem Burschen über den Haufen gerannt werden! Ich wette mit Ihnen, in fünf Jahren ist Churchill Premierminister – und dann haben wir den Salat! Ich kann Ihnen jedenfalls versichern, daß ich nicht warten werde, bis man mich eingekreist hat. Ich schlage zu, ehe es zu spät ist, und zerreiße die Netze, welche die englische Spinne um mich weben will."

Es sei ihm damals, so berichtete mir Ribbentrop, nur schwer gelungen, Hitler davon zu überzeugen, daß doch überhaupt erst einmal der Versuch gemacht werden müßte, eine Einigung über das deutsche Revisionsprogramm und die deutschen Pläne im Osten zustande zu bringen. Bisher habe man ja in dieser Hinsicht überhaupt noch nichts unternommen. Wer weiß, vielleicht gäbe es sogar eine Verständigung mit Churchill, man brauche womöglich dazu nur mit ihm persönlich zu sprechen.

Interessanterweise hat mir Herr v. Bülow, den ich etwa zwei Monate vor seinem Tode noch einmal gesehen habe, ähnliches erzählt. Bülow machte dabei unserer Berichterstattung den Vorwurf, daß sie durch diesen unbedachten Bericht über die Rede Churchills Hitler von seiner ruhigen Linie abgebracht hätte und daß wir dadurch die Position des Auswärtigen Amtes ihm gegenüber auf das stärkste geschwächt hätten. Ich verteidigte unsere Londoner Berichterstattung und wies darauf hin, daß wir ja nicht umhinkönnten, ein derartig wichtiges Dokument vorzulegen. Wenn man erst dazu übergehe, ungünstige, unangenehme Nachrichten zu verschweigen, so sei schließlich auf unsere Berichterstattung überhaupt kein Verlaß mehr. Auf dem Gebiet der Berichterstattung gäbe es nur eine Politik, die der vollen Wahrheit.

Bülow gab zu, daß diese Argumentation richtig sei, aber er meinte,

man hätte stärker betonen müssen, daß Churchill nur ein Mitglied der Opposition und keineswegs maßgebend innerhalb der Regierung sei. Ich erwiderte ihm darauf, daß er sich nicht täuschen solle. Es sei zwar nicht unrichtig, was er sage, aber ich zweifele nicht daran, daß Churchills Denken auch der Masse der Regierungsparteimitglieder naheläge. Die Anschauungen der Konservativen und diejenigen Churchills glichen sich wie ein Ei dem anderen. Anderer Anschauung sei im Grunde genommen nur die Labour-Partei. Daß diese aber erst recht Hitler-feindlich sei und diesem keinerlei Ausdehnung der deutschen Macht zugestehen werde, liege doch wohl auf der Hand.

Ich erhielt bei meinem Berliner Besuch deshalb die Weisung, nähere Informationen über die Bedeutung Churchills einzuholen, um eine solide Unterlage für die Beurteilung seiner Position zu bekommen.

Ich wandte mich daher an den Pressechef des Premierministers, Steward, der mir mehrfach ausgezeichnete Auskünfte gegeben und mich objektiv und sorgfältig über die englischen Vorgänge unterrichtet hatte. Später habe ich noch eine weitere Reihe von Persönlichkeiten befragt, um mir ein klares Bild von der damaligen Bedeutung Churchills zu verschaffen. Dabei bin ich auch mit seinem Schwiegersohn, Duncan Sandys, bekannt geworden, der mir mehrfach Einladungen in sein Haus zukommen ließ.

Am charakteristischsten für die Antworten, die ich erhielt, blieb aber mein Gespräch mit Steward. Als ich Steward nach der Bedeutung Churchills fragte, konnte dieser ein Lächeln nicht verkneifen.

„Warum fragen Sie mich nach ihm?" wollte er zunächst wissen.

Ich machte ihm darauf offen Mitteilung von dem Eindruck, den Churchills Rede in Berlin hervorgerufen hatte, und gab meiner Befürchtung Ausdruck, daß Churchill das Haupt einer Kriegspartei sei, die früher oder später einen maßgeblichen Einfluß in England gewinnen könnte.

„Nun", sagte Steward, „Sie wollen also wissen, welche Bedeutung unser altes Kriegsroß hat? Nun ja, es wiehert eben immer laut, wenn es die Kriegstrompete blasen hört. Aber überschätzen Sie das nicht. Sie wissen, Churchill ist eine starke Persönlichkeit und ist gewöhnt, im Kabinett diktatorisch zu regieren. Das lieben wir in England nicht. Der Premierminister soll bei uns nur ein erster unter gleichen sein, der den Kabinettswillen ausführt, aber nicht seinen eigenen Willen durchdrückt. In Friedenszeiten besteht daher keine Gefahr, daß Churchill ins Kabinett aufgenommen wird. Er ist eine zu eigenwillige Persönlichkeit, als daß er sich gutwillig einem Team einfügen würde. Etwas anderes wäre es natürlich, wenn es Krieg gibt. Da können Sie sicher sein, daß Churchill dann sofort eine große Stellung im Kabinett

bekommen würde, ja, ich halte es für sicher, daß er nach kurzer Zeit Premierminister würde. Er wäre dann sicher ein ausgezeichneter Kriegs-Premierminister!

Was seine Ansichten betrifft, so müssen Sie sich klarmachen, daß die meisten Engländer im Innern Churchill zuneigen dürften. Jedoch ist es eine Frage des Temperaments und der Taktik, ob man so weit geht, wie er das tut. Solange hier eine gemäßigte Stimmung herrscht und solange nichts geschieht, um die öffentliche Meinung aufzupeitschen, solange werden Äußerungen Churchills hier keine allgemeine Zustimmung finden. Geschehen aber Dinge, die uns bis ins Letzte erregen oder unsere Sicherheit bedrohen, so können Sie sicher sein, daß ganz England ihm zustimmen wird. Es hängt also sehr weitgehend von dem ab, was in Berlin getan wird, ob Mr. Churchill Erfolg hat oder nicht. Lassen Sie sich das als Warnung dienen, denn die Lage hier ist diffiziler, als Sie sich das vorstellen."

Auch die anderen Persönlichkeiten, die ich befragte, äußerten sich ähnlich, so daß also der Eindruck meiner Befragung sehr viel positiver für Churchill war, als ich erwartet hatte. Er war tatsächlich so etwas wie das „nationale Gewissen" Englands. Daß ich in meinen künftigen Berichten mit besonderer Sorgfalt das verzeichnet habe, was Churchill gesagt und getan hat, wird jedermann verständlich sein.

Wenn man die weitere Entwicklung verstehen will, muß man sich in der Tat klarmachen, daß diese Übermittlung der geheimen Rede Churchills die allergrößten Konsequenzen gehabt hat. Denn man kann es auf ihren Eindruck zurückführen, daß Hitler sich entschloß, Neurath abzulösen und durch Ribbentrop zu ersetzen. Man kann auf ihn die zweijährige Pause, die in den Großaktionen Hitlers eingetreten ist, zurückführen sowie auch den Willen zur Großaufrüstung, der erst nach 1937 in Erscheinung trat; ebenso die Rheinlandbefestigung sowie endlich eine Tatsache (die sich erst später herauskristallisierte, die aber ebenfalls von größter Bedeutung wurde), nämlich den Entschluß Hitlers, Ribbentrop nach London zu senden, um festzustellen, ob trotz allem eine Verständigung mit den Engländern möglich sein würde ...

Inzwischen ereignete sich eine Reihe von Vorkommnissen, die ebenfalls die Chancen einer deutsch-englischen Verständigung ungünstig beeinflußten.

Das wichtigste dieser Ereignisse war das Übereinkommen zwischen London und Paris, Hitlers Vorschlag auf Abschluß eines neuen West-Locarnos negativ zu beantworten. Der Form nach war dies zwar nicht der Fall; insbesondere die englische Note, die Hitlers Friedensangebot beantwortete, gab sich den Anschein, als ob sie auf die Ab-

sichten Hitlers positiv einginge. Aber die vielen boshaften und rhetorischen Fragen (über 100!), welche die englische Antwort enthielt, machte sie praktisch zu einem Fragebogen, den man in Deutschland nur als eine verblümte Ablehnung ansehen konnte. Man muß sich einmal vor Augen halten, was hier alles gefragt worden ist. Die Fragen stellten mehr oder minder Beleidigungen dar. Hitler war daher wütend, enttäuscht, er glaubte, daß die Engländer ihn betrügen wollten, und war lange keinerlei vernünftigen Argumenten zugänglich. Er antwortete mit einer Rede, die nichts anderes als ein Begräbnis der Pläne eines neuen West-Locarno bedeutete und dieses auf unbestimmte Zeit aufschob.

Zum ersten Mal in der Geschichte der auswärtigen Politik Hitlers machte sich um diese Zeit zudem der amerikanische Einfluß in Europa in einer wenig erfreulichen Weise bemerkbar.

Ich lasse es dahingestellt, aus welchen Motiven heraus sich Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, in die europäische Politik einmischte. War er durch Churchill über Baruch, den jüdischen Bankier, dazu bewogen worden, die Linie der Opposition zu stützen, oder glaubte er damals bereits, die Parole „Stoppt die Diktatoren" ausgeben zu müssen? Seine Reden verhinderten jedenfalls im Effekt die deutsche Verständigung mit dem Westen, die vielleicht möglich gewesen wäre.

Wenn die englische Politik damals offensichtlich erst eine neue Festigung ihrer Position erstrebte, ehe sie sich zu endgültigen Entschlüssen aufraffen wollte, so herrschte umgekehrt auf dem Kontinent das allergrößte Mißtrauen zwischen den Völkern, das durch verschiedene Momente noch verstärkt wurde.

Hierzu trug u. a. das stillschweigende Begräbnis des abessinischen Konfliktes vor dem Völkerbund bei, ein Vorgang, den Hitler jedenfalls dahin verstanden hat, daß die Westmächte bestrebt waren, das entstehende Bündnis zwischen Deutschland und Italien zu verhindern, um dann Italien schließlich doch noch in die westalliierte Einkreisungsfront einzubeziehen.

Das Abkommen mit Österreich, das Hitler in dieser Periode schloß, ist auf diese Befürchtungen zurückzuführen. Hitler hielt dieses Abkommen für notwendig, um eine volle Verständigung mit den Italienern zu erzielen. (Im übrigen glaubte er nach der Zerschlagung sämtlicher nationalsozialistischer Organisationen in Österreich, hier erst einmal Zeit gewinnen zu müssen, eine Taktik, die er für erlaubt hielt, da er die österreichische Frage als eine innerdeutsche Frage ansah, in der es ihm nicht darauf ankam, den „innerpolitischen Gegner" zu täuschen. Das ganze österreichische Spiel hatte aber selbstverständlich

lediglich den Zweck, die Italiener zu gewinnen und zu verhindern, daß die geplante Einigung mit ihnen an Intrigen der englischen Gegenseite scheiterte.)

Eine Folge der neuen Einstellung Hitlers war endlich auch sein Eingreifen in Spanien.

In Spanien brach bekanntlich Mitte Juli 1936 ein Bürgerkrieg zwischen der Volksfrontregierung und der Junta General Francos aus, in dem das deutsche Eingreifen eine entscheidende Rolle spielte. Zuerst geschah dies jedoch ohne Wissen und ohne Zustimmung Hitlers. Der Lufthansaleiter in Madrid stellte nämlich auf Veranlassung des Ortsgruppenleiters der NSDAP in Spanien dem General Franco die vorhandenen Junkers-Flugzeuge zur Verfügung, um es ihm zu ermöglichen, seine marokkanischen Truppen auf dem Luftweg nach Spanien zu werfen. Diese Aktion verhinderte eine entscheidende Niederlage der regierungsfeindlichen Truppen General Francos.

Als Hitler darüber berichtet wurde, schwankte er, ob er ärgerlich sein oder die Angelegenheit begrüßen sollte. Er erfaßte aber dann blitzschnell die Lage und sah, daß er hier die Möglichkeit fand, die französische öffentliche Meinung durch die angebliche Bedrohung mit einer faschistischen Regierung im Rücken einzuschüchtern. Er veranlaßte, daß Göring, der hell begeistert von dieser Gelegenheit war, die Luftwaffe auszuprobieren, Franco in jeder Weise unterstützte. Auch Mussolini tat ein Gleiches. Daß das deutsche und das italienische Eingreifen in Spanien zu einer weiteren ganz erheblichen Verschlechterung der internationalen Stimmung führte – denn in England und Frankreich nahm man für die Volksfrontregierung Partei –, liegt auf der Hand.

Das letzte Ereignis in dieser Periode, das zu einer Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen führte, war endlich eine Tatsache, von der man in Berlin jedenfalls nicht erwartet hatte, daß sie eine außenpolitische Bedeutung gewinnen könnte: die Verkündigung von Hitlers neuem Vierjahresplan.

Dieser Vierjahresplan hatte seine Ursache in den Devisenschwierigkeiten, mit denen Deutschland seit 1935 zu kämpfen gehabt hat. Deutschland mußte damals Brotgetreide in großem Umfang einführen, zu dessen Ankauf aber keine ausreichenden Devisen zur Verfügung standen. Die beteiligten Ressorts, insbesondere das Ernährungsministerium, schlugen deshalb die Einführung der Brotkarte vor. Hitler begriff, daß die Einführung der Brotkarte das Volk bis in seine Tiefen aufwühlen und die Stellung des Regimes erschüttern würde. Er verlangte daher eine systematische Planung der Wirtschaft, um eine derartige Katastrophe zu verhindern. Das war der ursprüngliche Sinn

des Vierjahresplanes*. Erklärlicherweise gehörte zu den Dingen, die gesteuert werden mußten, selbstverständlich aber nicht nur die Brotwirtschaft, sondern auch die gesamte Einfuhr kriegswichtiger Materialien.

Und so verwandelte sich der Vierjahresplan sehr schnell, man konnte sagen, schon von dem Augenblick an, in dem er verkündet wurde, in ein Instrument der Aufrüstung, ja, geradezu in das Mittel, um die Aufrüstung bis zum äußersten zu beschleunigen. Da in diese Zeit auch die Verkündung der Errichtung des Westwalles, d. h. der Wiederbefestigung des Rheinlandes, fiel, nahm das Ausland es als selbstverständlich an, daß Hitlers Maßnahmen ausschließlich Rüstungszwecken dienten. Der Eindruck der Einführung des Vierjahresplanes in London war daher katastrophal.

Auf Veranlassung meines Freundes Steward, der mir auseinandersetzte, welch miserablen Eindruck die Einführung des Vierjahresplanes bei der britischen Regierung gemacht hatte, versuchte ich, die Botschaft zu bewegen, die mir gemachten Mitteilungen nach Berlin zu geben. Angesichts der von Bülow gegebenen Warnung glaubte sie jedoch, die Erklärung des Pressechefs nicht ohne weiteres durchgeben zu sollen.

Ich suchte daher noch einmal Steward auf und hatte nunmehr, auf seine Veranlassung, eine Unterredung mit dem damaligen Unterstaatssekretär im Handelsministerium, Sir Sigfried Waley Cohen, der mich auf die besondere Bitte Stewards empfing. Es war dies für mich als Journalist eine besondere Auszeichnung, da Sir Sigfried Waley im allgemeinen für die Presse nicht zugänglich war. Er empfing mich sehr kühl und erklärte mir, er gäbe mir auf Wunsch Stewards (also wohl auf Wunsch des Kabinetts) die Stellungnahme bekannt, die er selbst an das britische Kabinett abgegeben hätte. Sir Sigfried setzte mir dabei auseinander, daß der Vierjahresplan nach britischer Ansicht ohne Zweifel im vollen Umfang eine Kriegsmaßnahme sei, die in der Auswirkung auf das ernsteste beurteilt werden müsse. Alle meine Einwendungen lehnte er mit brüsker Handbewegung ab. Er gab mir klar zu verstehen, daß ich von den Dingen nichts verstünde, wenn ich das bestritte, und schärfte mir auf das deutlichste ein, daß es keine andere Deutung geben könne, als daß Hitler spätestens nach vier Jahren auf Grund dieses Planes Krieg zu führen in der Lage sein werde, ja, daß das britische Kabinett der Überzeugung sei, daß Hitler derartige Absichten haben müsse, weil er dem von mir geschilderten Notstand sonst durch andere Maßnahmen als einen Vierjahresplan ab-

* Nach der Mitteilung des Ministerialdirektors Helmut Wohlthat an mich. Auch Wilhelm Keppler war seinerzeit der gleichen Ansicht.

helfen würde. Wie man die Argumentation auch immer drehen wolle, es bliebe für den Fachmann nichts anderes übrig als die Einsicht, daß Hitler hier den Krieg vorbereite. England werde daher aus dieser Tatsache seine Konsequenzen ziehen.

Ich gab daraufhin einen entsprechenden Bericht nach Berlin weiter, der dort erklärlicherweise bei allen beteiligten Stellen einen nicht gerade erfreulichen Eindruck machte. Hitler, nach dem mir von Haushofer* übermittelten Bericht, wurde zu dem Ausruf veranlaßt: „Da ich den Krieg nicht will, ist diese Stellungnahme eben der Beweis, daß die Engländer ihn wollen!"

Hitler raffte sich aber nunmehr dazu auf, ernstlich den Versuch zu machen, sich mit England zu verständigen. Aus diesem Grunde entschloß er sich, Ribbentrop zunächst noch nicht zum Außenminister zu ernennen, sondern ihn erst einmal einfach nach London zu schicken! Hitler erklärte hierbei, Ribbentrop könnte ja nun zeigen, was er zu leisten vermöge; eine Probezeit als Botschafter werde nicht schaden, bevor er ihn zum Außenminister mache.

Ribbentrop selbst berichtet, Hitler habe ihn zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt machen wollen. Er habe jedoch darum gebeten, nach London entsandt zu werden**.

Indessen verzögerte sich seine Ankunft in London bis in den Oktober hinein. Als Vorreiter des neuen Botschafterstabes erschien inzwischen Botschaftsrat Ernst Woermann, ein Beamter des alten Auswärtigen Amtes, mit dem sich eine sachliche Zusammenarbeit in jeder Hinsicht sehr bald als möglich erwies.

Die Ablösung fast des gesamten alten Stabes, die jetzt erfolgte, vergrößerte meine Verantwortung für die Berichterstattung aus London ganz außerordentlich. Zwar blieben die Wirtschaftsfachleute und die Militär-Attachés auf ihren Posten, aber das nützte nichts für die politische Berichterstattung. Ich hatte nolens volens die ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, die neuen Herren politisch einzuweihen, und gewann dadurch auf die politische Berichterstattung der Botschaft einen stärkeren Einfluß als bisher. Es stellte sich auch heraus, daß die neuen Herren sich erst einige Vorurteile in bezug auf die Pressearbeit abzugewöhnen hatten, bis sie auf meine Informationen hörten. Aber diese unerfreuliche Periode war nur von kurzer Dauer.

Als Ribbentrop endlich Anfang Oktober in London eintraf, war die allgemeine Lage in England wieder einmal nervös und gespannt. Dazu trug nicht nur der spanische Bürgerkrieg, in den sich inzwischen

---

* Albrecht Haushofer, der Sohn des bekannten Geopolitikers Generalmajor a. D. Karl Haushofer, ein Studienkamerad von München her.

** Siehe Ribbentrop „Zwischen London und Moskau", S. 90 ff.

fast alle Völker eingemischt hatten, sondern auch die allgemeine politische Lage in Europa ihr gut Teil bei.

Ribbentrop leitete seine Tätigkeit als Botschafter sofort mit einigen diplomatischen Fehlern ein, deren Bedeutung später erheblich übertrieben worden ist, obwohl sie nie richtig geschildert worden sind.

Der erste dieser Fehler bestand darin, daß Ribbentrop sofort bei seiner Ankunft ein Interview an die Presse gab, in dem er erklärte, er sei nach England gekommen, um die Engländer von den Gefahren des Bolschewismus zu überzeugen und ein englisch-deutsches Bündnis gegen Sowjet-Rußland herbeizuführen. Er legte also nach alter Gewohnheit sämtliche Karten gleich zu Anfang offen auf den Tisch.

Als ich das Interview las, war ich zunächst der Überzeugung, daß es sich um eine Fälschung handele. Ich eilte deshalb in die Botschaft, um dort Ribbentrops Pressechef, Dr. Böttiger, Mitteilung von diesem „Streich" zu machen. Zu meiner Überraschung aber mußte ich feststellen, daß der Text echt und von Ribbentrop so abgefaßt worden war, wie er wiedergegeben wurde. Es gelang mir, Ribbentrop zu sprechen, und ich setzte ihm auseinander, was für ein Fehler dieses Interview gewesen sei, worauf er mich wütend anfuhr und sich derartige Belehrungen verbat. Ich gab ihm daher am nächsten Morgen durch sein Büro, nicht ohne ganz besonderes Vergnügen, die scharfe Ablehnung seines Interviews seitens der englischen Presse durch, die ihm ja auf das deutlichste zeigen mußte, wie dieses Interview gewirkt hatte.

Ribbentrop versuchte auf diese Ohrfeige hin mich zu veranlassen, die Pressestimmen nicht nach Berlin zu geben, worauf es zu einer neuerlichen erregten Szene kam, da ich ihm klipp und klar sagte, daß ich dies nicht nur für einen ungeheuren Fehler halten würde (weil dann jemand anderes hinter unserem Rücken berichten würde), sondern daß er auch grundsätzlich in dieser Frage nicht mein Vorgesetzter sei. Es entwickelte sich also eine scharfe Spannung zwischen mir und Ribbentrop, die sich um so mehr verschärfte, als er bei einer Beschwerde über mich in Berlin die Mitteilung erhielt, daß mein Standpunkt richtig sei – eine Entscheidung, die übrigens von Hitler selbst gefällt wurde.

Den zweiten Fehler beging Ribbentrop, als er vom König empfangen wurde. Bekanntlich ist dieser Begegnung nachgesagt worden, daß er hierbei den König durch Aufheben des Armes, also mit dem „deutschen Gruß", begrüßt habe, während das Hofzeremoniell nur die Kniebeuge vor dem Thron bei der Überreichung des Beglaubigungsschreibens kennt. Nach der Darstellung, die mir Ribbentrop selbst gegeben hat, hat sich die Angelegenheit wie folgt abgespielt: Er hatte sich zum Thron begeben, dort die vorgeschriebene Kniebeuge gemacht

und dem König sein Beglaubigungsschreiben überreicht, sich hierauf erhoben und sich mit dem König freundlich unterhalten. Beim Verlassen des Thronsaales habe er, den höfischen Vorschriften entsprechend, rückwärts schreitend den Saal verlassen müssen. Hierbei sei er ausgerutscht. Um sich zu halten, habe er den Arm ausgestreckt und habe blitzschnell, um sein Ausgleiten zu verbergen, daraufhin den rechten Arm zum Gruß erhoben. Der König habe dies wohl bemerkt, aber den Vorfall mit einem Lächeln quittiert.

Die Angelegenheit wäre damit erledigt gewesen, wenn nicht der anwesende Chef des Protokolls beim nächsten diplomatischen Dinner diesen Vorfall einem Herrn der französischen Botschaft erzählt hätte, und zwar in der Form, daß Ribbentrop „beinahe" den König mit dem faschistischen Gruß gegrüßt habe. Der Franzose, der den Witz der Geschichte sah, erzählte diese natürlich nun in der Form weiter, daß Ribbentrop diesen Gruß tatsächlich erwiesen hätte. So kam die Angelegenheit in dieser Form in die Presse, wo sie einen Sturm der Entrüstung bzw. viel Spott entfachte.

Als ich Ribbentrop auch diese Pressestimmen vorlegte, erzählte er mir den tatsächlichen Vorgang, erklärte mir aber, daß er das unmöglich berichtigen könne. Er könne nur sagen, daß er dem König absichtlich, um ihn ganz besonders zu ehren, den Hitlergruß erwiesen hätte.

So kam dieses peinliche Mißgeschick in die Weltpresse und wurde als angeblich besondere Brüskierung Englands um die Welt gejagt.

Die dritte Angelegenheit, die etwas später den Zorn der Engländer erweckte, war die Unterzeichnung des deutsch-japanischen Antikominternpaktes in Berlin, wozu sich Ribbentrop dorthin begab. Man empfand es als eine besondere Taktlosigkeit, daß ein am britischen Hof akkreditierter Botschafter einen derartigen Propagandaakt gegen eine England befreundete Macht persönlich unterzeichnete und zu diesem Zweck den Posten in London auf Wochen verließ, obwohl in London die Lage durch die Nichteinmischungsfrage kritisch geworden war.

Die Tatsache endlich, daß Ribbentrop eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten zur Olympiade nach Berlin eingeladen hatte und auch selbst an dieser teilnahm, wurde ebenfalls nicht gerne gesehen, da damit der Botschafter zum Propagandaagenten herabsank.

In dieser Periode gelang es mir jedoch, mein persönliches Verhältnis zu Ribbentrop durch einen merkwürdigen Vorfall zu klären. Die Konflikte, die ich mit ihm gehabt hatte, waren nämlich benutzt worden, um den Versuch zu machen, meine Entlassung herbeizuführen. Zu diesem Zweck hatte man den verleumderischen Brief eines meiner Mitarbeiter Ribbentrop in die Hände gespielt. Dieser Brief war von

der urhebenden Persönlichkeit in vollem Umfang zurückgenommen worden. Ribbentrop hielt also Vorwürfe gegen mich in der Hand, die sich bereits als nicht stichhaltig erwiesen hatten. Diese ehrenrührige Intrige, die dazu dienen sollte, einen besonderen Vertrauensmann von Goebbels an meine Stelle nach London zu entsenden, wurde jedoch durch einen Zufall aufgedeckt, der Dr. Böttiger veranlaßte, mir das bewußte Schreiben vertraulich zu zeigen, so daß ich in der Lage war, den Sachverhalt klarzustellen.

Diese Intrige war Ribbentrop nun doch zuviel. Er erkannte plötzlich, daß er hier gezwungen werden sollte, zu seinem eigenen Nachteil zu handeln, und zog natürlich eine Persönlichkeit, die zwar unabhängig, aber doch bis zu einem gewissen Grade auf sein Wohlwollen angewiesen war, einem Vertrauensmann des Propagandaministers vor. Die Angelegenheit konnte ich so zu einer Aussprache mit ihm benutzen, die mir von da an eine sachliche Zusammenarbeit mit ihm ermöglichte.

Von jetzt ab erweiterte sich daher meine Tätigkeit in London um einen weiteren Komplex. Nachdem ich jeden Morgen in der Pressekonferenz der Botschaft das jeweilige Pressematerial vorgetragen hatte, mußte ich dann noch einmal Ribbentrop persönlich den gleichen Vortrag halten, da dieser im allgemeinen erst nach 11 Uhr aufzustehen pflegte.

Ribbentrop bemühte sich inzwischen, seinem Auftrag entsprechend, mit einer Reihe von prominenten englischen Persönlichkeiten ins Gespräch zu kommen. Da ich täglich von ihm hierüber unterrichtet wurde und er mir auch seine Berichte an Hitler zeigte, die zum Teil nur für diesen persönlich bestimmt waren, bin ich in der Lage, diese seine Tätigkeit zu beurteilen.

Ich muß hiernach sagen, daß die ersten Fehler, die er gemacht hatte, seine Tätigkeit als Botschafter später keineswegs nachhaltig beeinflußt haben. Er hatte und fand Zugang zu allen Kreisen und war ganz zweifellos eine Zeitlang der „Star" der Londoner Gesellschaft. Er hatte täglich Dutzende von prominentesten Persönlichkeiten um sich, die sich freuten, sich mit „Seiner Exzellenz, dem Herrn Botschafter" unterhalten zu dürfen, oder baten, bei ihm eingeladen zu werden. Hierbei hat kaum einer der Prominenten Englands gefehlt. Lediglich die Labour-Partei und einige Liberale verhielten sich ablehnend, während sich dafür die Society und die Konservativen auf das lebhafteste um Ribbentrop bemühten. Ein besonders gutes Verhältnis verband ihn lange Zeit mit Lord Londonderry, Lord Rothermere und, was weniger bekannt ist, auch mit Lord Derby, dem Senior und Angesehensten der englischen Konservativen. Auch Winston Churchill ließ

sich herbei, eine Einladung Ribbentrops anzunehmen, und hatte ein eingehendes Gespräch mit ihm. Churchill erklärte in diesem Gespräch: „Wenn Deutschland zu stark wird, wird es wieder zerschlagen werden.“* Ich kann also sehr wohl bezeugen, daß Ribbentrop jede Möglichkeit fand, weitestgehend den Verkehr mit sämtlichen prominenten Persönlichkeiten der Politik, der Wirtschaft, der Ämter und der Presse zu pflegen.

In dieser Zeit gelang es Ribbentrop, eine Gruppe von deutschfreundlich gesinnten Engländern unter der Leitung von Lord Mount-Temple zur Gründung der Anglo-German Fellowship zu veranlassen, wobei er in einer Rede auf das lebhafteste und durchaus nicht ungeschickt für eine deutsch-englische Freundschaft plädieren konnte. Das Echo dieser Angelegenheit in der englischen Presse war allerdings gering, da trotz der persönlichen Verbindungen, die Ribbentrop sich schuf, seine Beziehungen zum offiziellen englischen Außenamt weiterhin kühl blieben, ja, sogar eine bestimmte Verschlechterung erfuhren, da Eden sich als ein Vorkämpfer des Nichteinmischungsgedankens in Spanien erwies und seine Politik immer mehr gegen Deutschland richtete. Ribbentrops Position wurde hierbei sehr erheblich dadurch erschwert, daß sein italienischer Kollege, Graf Dino Grandi, von dem man hätte erwarten sollen, daß er mit ihm zusammenarbeitete, ihn konterkarierte. Grandi tat auf Weisung Cianos, seines vorgesetzten Ministers, alles, um „Ribbentrops Geschütze zu vernageln und ihm Fußangeln in den Weg zu streuen“. Nicht wenige der Intrigen, die dieser gegen ihn spann, fanden in persönlichen Verdächtigungen und hämischen Bemerkungen in der englischen Presse ihren Niederschlag.

Dies waren jedoch alles nur unbedeutende Dinge, die die große Frage des deutsch-englischen Verhältnisses nur am Rande berührt haben. Von sehr viel entscheidenderer Bedeutung wurde ein Geschehnis, das wir in London schon seit langer Zeit erwartet hatten, das aber für Hitler und Ribbentrop völlig überraschend kam: die Königskrise in England.

Die erste Nachricht hierüber erhielt ich bemerkenswerterweise von zwei wohl als bestinformiert geltenden Persönlichkeiten: Steward bat mich, ihn aufzusuchen, und teilte mir vertraulich mit, daß der englische König Eduard VIII. abzudanken gedenke und daß nach seiner Beurteilung damit in wenigen Wochen gerechnet werden könne. Er setzte mir auseinander, daß der König Mrs. Wally Simpson zu heiraten gedenke, daß dies aber von der englischen Geistlichkeit nicht geduldet werden würde, weil der englische König keine geschiedene Frau heiraten könne. Nach anglikanischem Ritus werde die Ehe als

* Ribbentrop „Zwischen London und Moskau“, S. 97.

Sakrament angesehen, die Kirche erkenne demnach keine Scheidung an und die Heirat mit einer geschiedenen Frau wäre daher als Ehebruch zu betrachten. Aus diesen Gründen würde die Kirche niemals ihre Zustimmung zu einer solchen Eheschließung geben. Der König wolle sich jedoch von Mrs. Simpson nicht trennen; er habe sich entschlossen, zurückzutreten.

Der Premierminister Baldwin versuche zwar, eine Kompromißlösung zu finden, um den König auf dem Thron zu halten. Steward glaube jedoch auf Grund seiner Erfahrung nicht, daß dies möglich sein werde, insbesondere, da auch das englische Königshaus keine morganatische Trauung, wie Churchill sie erstrebe, zulasse. Steward bat mich, von diesen Vorgängen den Botschafter zu unterrichten, damit dieser die Dinge in geeigneter Form nach Berlin gäbe.

Einen ähnlichen Bericht erhielt ich von Richatson-Hat, dem Chefredakteur von Reuter, der ein Vertrauensmann des Königs war, also gewissermaßen Vertreter der anderen Partei in dieser Sache. Die Mitteilung, die mir von ihm gemacht wurde, stimmte sachlich mit der Stewards überein. Ich fühlte mich daher verpflichtet, Ribbentrop hiervon zu unterrichten.

Als ich ihn aufsuchte, befand er sich gerade in ausgezeichneter Laune und eröffnete das Gespräch zunächst mit einigen Scherzen. Als ich ihm aber meinen Bericht übermittelt hatte, schlug seine Laune sofort um: „Ob meine Informationen wirklich zuverlässig wären?“ wollte er wissen. „Es ist Ihnen bekannt“, fuhr er dann fort, „wie sehr der Führer darauf gebaut hat, daß der König sich bei unseren kommenden Verhandlungen auch für uns einsetzt. Er ist unsere größte Hoffnung. Sind Sie nicht überzeugt, daß das Ganze eine Intrige unserer Feinde ist, um uns hier der letzten großen Position, die wir im Lande haben, zu berauben?“

Ich erwiderte ihm, daß ich diese Überzeugung nicht teilte, sondern glaubte, ja, daß ich sicher sei, es handele sich hier um eine aus rein persönlichen Motiven ausgelöste Tragödie, bei der keinerlei politische Motive eine Rolle spielten. Außerdem habe mir Steward ganz ausdrücklich versichert, daß Baldwin versuchen wolle, den König zu halten.

An diese Erklärung klammerte sich Ribbentrop: sicher sei das Ganze nur eine Hiobsbotschaft von Schwarzsehern. Es gäbe keinen Zweifel, daß die Krise doch noch gut ausgehen würde. Die Engländer seien viel zu gute Demokraten, um es dem König zu verübeln, wenn er ein Mädchen aus dem Volk heiraten wolle. „Sie werden sehen, der König heiratet die Wally und jagt dann mit ihr den Baldwin und die ganze üble Bande zum Teufel.“

Ich konnte ihm nur erwidern, daß ich den Ausgang der Krise nicht zu beurteilen vermöge, daß ich es aber für klug hielte, wenn er, Ribbentrop, Hitler über die bevorstehenden Ereignisse unterrichte, bevor sie publik würden. Er müsse sich doch darüber klar sein, daß eine falsche Unterrichtung des Führers in dieser Angelegenheit seine persönliche Stellung auf das äußerste schwächen würde. Ribbentrop blickte mich sprachlos an und sagte dann: „Ja, Sie haben völlig recht, ich werde ihn unterrichten, aber ich werde vorsichtshalber den Ausgang der Krise als ungewiß hinstellen."

Ribbentrop ließ mich am selben Abend noch einmal in die Botschaft kommen und unterrichtete mich von seinem Telefongespräch mit Hitler. Dieser habe es einfach nicht glauben wollen. Er habe das Ganze für aufgelegten Schwindel gehalten und habe jedenfalls veranlaßt, daß die deutsche Presse hierüber nichts berichten dürfe. „Sie werden sehen, der Führer behält recht, die ganze Intrige löst sich in Rauch auf, und dann wird der König uns dankbar sein, diese Krise taktvoll verschwiegen zu haben."

Ich konnte natürlich diese Mitteilung nur entgegennehmen.

In der Tat dauerte es eine ganze Reihe von Tagen, bevor die Nachricht über die Königskrise langsam in der Presse durchzusickern begann. Im allgemeinen jedoch hielt die englische Presse eine bewundernswerte Disziplin. Obwohl die Königskrise das Tagesgespräch in London war, schwieg sich die Presse ausnahmslos über die Angelegenheit aus, und so spielten sich die Dinge so lange im Dunkeln ab, bis schließlich die amerikanische Presse nach einer Teilindiskretion in der englischen Provinzpresse über den ganzen Vorgang offen berichtete. Auch dann schrieb die englische Presse nur sehr zurückhaltend.

Schließlich waren die Dinge aber doch so weit, daß die Entscheidung gefallen war. Man beschloß, die gesamte Angelegenheit in einer langen Erklärung der Regierung bekanntzugeben, und so bereitete die Presse etwa drei Tage vor der tatsächlichen Abdankung Sondernummern über die Abdankung des Königs vor. Sowie ich die Bürstenabzüge der Zeitungen in der Hand hielt, begab ich mich zu Ribbentrop, um diesem darüber zu berichten, daß die Dinge nunmehr zum Abschluß gelangt seien. Die Presse werde am nächsten Morgen die Nachricht bringen. Ribbentrop rief daher sofort Hitler in Berchtesgaden an und unterrichtete ihn.

Als ich aber am nächsten Morgen die Zeitung aufschlug, fiel ich aus allen Wolken. Keine einzige Zeitung war mit dem Text der Bürstenabzüge erschienen, die ich selbst in der Hand gehabt hatte! Es war eine kurze Verzögerung in der Bekanntgabe eingetreten, die es notwendig gemacht hatte, die Veröffentlichungen um 48 Stunden zu ver-

schieben. Ich persönlich war zwar durch diese Vorgänge nicht angenehm überrascht, mußte aber auf Grund der mir gemachten Mitteilung der Überzeugung sein, es handele sich nur um eine technische Verschiebung der Bekanntgabe.

Nicht so aber Ribbentrop. Als ich ihm die Sache mitteilte, tobte er. Er erklärte, er habe sich beim Führer bis auf die Knochen blamiert, ich hätte ihn um seine Stellung gebracht dadurch, daß ich ihn auf das infamste belogen hätte. Kurz, er spielte den wilden Mann.

Während Ribbentrop mir noch diese Szene machte, rief Hitler an: Was denn los sei. Ob er, Ribbentrop, verrückt sei, ihm eine Nachricht zu übermitteln, die nirgends sonst bestätigt sei. Welchem Schwindler er hier aufgesessen wäre? Man solle sich nur vorstellen, was passiert wäre, wenn er, Hitler, hieraufhin gehandelt hätte. Kurz und gut, Hitler machte Ribbentrop eine lebhafte Szene, die ich am Telefon mithören durfte.

Ich veranlaßte Ribbentrop, das Gespräch kurz zu unterbrechen, und sagte zu ihm: „Seien Sie schlau und halten Sie daran fest, daß der König zurücktreten wird. Sie behalten in 48 Stunden recht." Zu meinem nicht geringen Erstaunen nahm Ribbentrop meinen Vorschlag an und versicherte Hitler immer wieder genau das, was ich ihm gesagt hatte, und daß es sich nur um eine technische Verschiebung handele.

Das Gespräch endete jedoch damit, daß der Führer einfach abbrach und daß sein Adjutant erklärte, er wünsche über die Angelegenheit nicht mehr zu sprechen. Er werde uns weitere Weisungen zukommen lassen.

Ribbentrop war daraufhin völlig niedergeschlagen. Er sah seine Abberufung voraus, den Ruin seiner Karriere – und an allem sei ich schuld.

Aber 48 Stunden später konnte ich ihm von meinem Büro aus die Mitteilung machen, daß die Abdankung nunmehr amtlich sei. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm maliziös zu sagen: „Sie können dem Führer berichten, daß Sie recht behalten haben."

„Nein", erklärte mir Ribbentrop, „dieses Mal rufe ich nicht an. Geben Sie die Nachricht nach Berlin, wenn der Führer es will, soll er mich anrufen. Wer weiß, ob die Nachricht jetzt stimmt."

Ich erwiderte ihm nur: „Wie Sie wünschen!"

Ribbentrop hatte jedoch Hitler psychologisch richtig beurteilt. Nachdem von allen Seiten die Bestätigung der Meldung über die Abdankung eingetroffen war, rief er Ribbentrop von sich aus an und bemühte sich sofort, alles wiedergutzumachen, was er in seinem ersten Ärger zerbrochen hatte. Er erklärte ihm, daß er ihm unendlich dank-

bar sei, daß er ihn richtig informiert hätte. Er, Ribbentrop, habe also richtig gelegen, sämtliche anderen seien Esel gewesen.

Als ich Ribbentrop hiernach wieder sah, war er strahlender Laune. „Sie haben mir einen außerordentlichen Dienst erwiesen", erklärte er mir, und er bemühte sich, alles wettzumachen, was er bisher durch sein heftiges Betragen sich mir gegenüber vergeben hatte. Ich erwiderte ihm kühl, daß ich lediglich meine Pflicht getan hätte und daß meine Quellen zuverlässig seien. Aber von da an hatte ich, wie man begreifen wird, bei Ribbentrop einen großen Stein im Brett.

Es hatten tatsächlich alle möglichen Nachrichten vieler meiner Kollegen und einer Reihe anderer Berichterstatter in Berlin vorgelegen, die ungenau und zum Teil auch falsch waren. Ribbentrop war, dank der von mir übermittelten Nachrichten, der einzige gewesen, der die Krise richtig berichtet und einwandfrei geschildert hatte und daher das Ergebnis auch rechtzeitig und vor allen anderen hatte voraussagen können.

Aber das Wesentliche bei dieser Krise war selbstverständlich nicht dieser merkwürdige Triumph Ribbentrops, sondern die politische Bedeutung, die Hitler diesem Vorgang zumaß. Denn Hitler zweifelte nunmehr daran, daß es möglich sein würde, die von ihm geplante Revisionspolitik mit England fortzusetzen. Er rief Ribbentrop erneut an und erklärte ihm: „Unter diesen Umständen ist es wohl das beste, Sie packen Ihre Koffer und geben das Spiel verloren. Nachdem der König abgesetzt ist, gibt es bestimmt keine andere Persönlichkeit in England, die bereit ist, das Spiel mit uns zu spielen. Berichten Sie mir, was Sie erreicht haben. Wenn es nichts ist, mache ich Ihnen keinen Vorwurf daraus."

Ribbentrop hat damals – nach den Mitteilungen, die er mir machte – Hitler widersprochen. Er bat noch einmal um eine Frist, um zu sehen, was sich in England erreichen ließe. Er wolle ihm dann einen grundlegenden Bericht über die Lage in England verfassen, auf Grund dessen er seine Entscheidungen treffen könne.

Das Ergebnis war jedoch, daß Ribbentrop sich nach Berlin zurückbegeben mußte, wo er mit Hitler eingehende Aussprachen über die künftig zu verfolgende Politik hatte. Dadurch wurde er längere Zeit zurückgehalten. Erst nach der Fertigstellung des Umbaues der Londoner Botschaft kam er im April zurück, um im Mai rechtzeitig an den Krönungsfeierlichkeiten für den neuen König, Georg VI., teilnehmen zu können. Auf diesen neuen König setzte Hitler allerdings keinerlei Hoffnungen mehr. Er war der Überzeugung, daß dieser sich der traditionellen Rolle befleißigen werde, welche die englische ungeschriebene Verfassung ihm vorschreibt. Ribbentrop bemühte sich

daher nicht, mit ihm in engere Beziehungen zu kommen. Trotzdem gab er anläßlich der Krönung einen Empfang, der an Glanz und Luxus alles übertraf, was bisher ein Botschafter in London gezeigt hatte. Auch das setzte natürlich die bösen Zungen, schon aus Eifersucht, wieder in Bewegung, so daß der propagandistische Erfolg, den Hitler sich hiervon versprochen hatte, im wesentlichen verpuffte.

In England war nämlich inzwischen eine neue Entwicklung eingetreten. Baldwin, der langjährige Führer der Konservativen, trat von seinem Posten als Premierminister zurück. Zu seinem Nachfolger wurde Neville Chamberlain, der bisherige Schatzkanzler, gewählt. Chamberlain beließ den Außenminister Eden auf seinem Posten und übertrug das Marineministerium Duff Cooper, während der bisherige Marineminister, Sir Samuel Hoare, das Innenministerium übernahm. Das neue Kabinett Chamberlain war also im wesentlichen das alte Kabinett Baldwin; allem Anschein nach hatte sich wenig geändert. Der Kabinettswechsel entsprach somit der englischen Tradition, die keine plötzlichen Wandlungen und aufsehenerregenden Umstürze in der Politik liebte.

Trotzdem war der Wechsel des Premierministers eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit. Baldwin war der Typ des ruhig abwartenden und abwägenden politischen Führers gewesen, der in Ruhe, unbeeinflußt durch jede Kritik, die Dinge sich entwickeln ließ. Selbstverständlich war es keineswegs so, daß er dabei die Geschehnisse nicht steuerte. Aber er liebte es, dies mit leichter Hand zu tun, die Dinge sich von allein entwickeln zu lassen, sie reifen zu lassen, um dann erst die fertige Frucht der Bemühungen vom Baum zu pflücken. Das war auch der Grundzug seiner Außenpolitik gewesen. Er war sich bewußt, daß England einer neuen, seiner Ansicht nach gefährlichen Lage entgegensteuerte, und hatte das mehr als einmal mit unverhohlener Schärfe gesagt. Baldwin hatte daher auf der einen Seite die deutsch-freundliche Revisionspolitik seines Vorgängers McDonald beibehalten, hatte auf der anderen Seite aber auch bereits die Grundlagen für die englische Wiederaufrüstung gelegt. D. h. er war in diesem wesentlichen Punkt im Gegensatz zu der englischen Arbeiterpartei zu einer Politik übergegangen, die in absehbarer Zeit England von einem weitgehend abgerüsteten zu einem wieder hochgerüsteten Staat machen sollte. Mit Rücksicht auf die englische Wirtschaft und die pazifistische Stimmung des englischen Publikums hatte er jedoch nur ein allmähliches Fortschreiten der Aufrüstung ins Auge gefaßt, vielleicht auch weil er der Überzeugung war, daß die Dinge so schnell für England nicht gefährlich werden könnten. Unter seiner Ägide war es gelungen, das seit der Ruhrbesetzung gestörte englisch-französische

Verhältnis wieder in eine englisch-französische Entente zu verwandeln. Ferner hatte er, soweit als nützlich, den Völkerbund gestützt. Die Völkerbundspolitik hatte unter ihm schwere Schläge hinnehmen müssen. Aber trotzdem sah er im Völkerbund das Instrument, das am geeignetsten sein würde, die Grundlage für eine gemeinsame Aktion aller Länder gegen etwaige „Aggressoren" zu bilden. Die erlittenen Niederlagen in der Völkerbundspolitik waren ja schließlich auch nicht England allein, sondern sowohl in der Abrüstungsfrage wie in der Abessinienfrage ebensosehr dem französischen Verhalten zuzuschreiben gewesen, das von Angst und Hysterie diktiert gewesen war und damit zu Fehlern Anlaß gegeben hatte.

Baldwins Außenminister Eden verkörperte diese Baldwinsche Außenpolitik im stärksten Maße. Nur war Eden durch die bitteren Erfahrungen in der italienischen Frage schärfer als sein Premierminister geneigt, weiteren Aspirationen der Deutschen und der Italiener entgegenzutreten. Er war auch überzeugter als dieser, daß man eine Abwehrfront gegen diese beiden Mächte aufbauen müsse. Das merkwürdige deutsch-italienische Zusammenspiel hatte zu einer Schädigung des Völkerbundsgedankens geführt, so daß Eden sehr frühzeitig der Überzeugung gewesen ist, man müsse diesen beiden Ländern ein Halt zurufen. Eden war daher stärker als Baldwin geneigt, die französische Politik, die auf die Errichtung einer Einkreisungsfront gegen Deutschland und Italien ausging, zu unterstützen. Er konnte geradezu als Symbol einer deutsch- und italien-feindlichen Politik in England gelten.

Daß der neue Premierminister Neville Chamberlain diesen Mann auf seinem Posten beließ, war also zunächst nicht nur ein Zeichen dafür, daß Chamberlain die bisherige Politik fortzusetzen gedachte, sondern auch eine Bestätigung des Kurses, der eine „Einschränkung der sogenannten Aggressionen" herbeiführen sollte. Überhaupt wurde Chamberlain bei seiner Amtsübernahme deutscherseits keineswegs besonders begrüßt. Chamberlain war es ja schließlich als Finanzminister gewesen, der die großen Aufrüstungsmaßnahmen im Parlament eingebracht und befürwortet hatte. Gegen wen konnten sich solche Maßnahmen aber nur richten? Die Antwort lag doch selbstverständlich für Berlin und Rom auf der Hand.

Es ist interessant, daß damals eine Reihe von Fachleuten bereits der Überzeugung war, die englischen Maßnahmen zielten darauf ab, spätestens für das Jahr 1941 England schlagbereit zu machen, d. h. also für einen Zeitpunkt, in dem das gleiche für Deutschland erwartet wurde. Das Mißtrauen, das Hitler in die Politik Chamberlains von vornherein setzte, äußerte sich in der Frage: „Meint es

Chamberlain mit seiner Friedenspolitik ehrlich, oder soll diese nur dazu dienen, die englische Schwäche zu verbergen, bis England so weit ist, Krieg führen zu können?" Dieses Mißtrauen ist Hitler Chamberlain gegenüber nie losgeworden. Es hat daher mehr als einmal sein Handeln bestimmt. Hitler glaubte deshalb, handeln zu müssen, solange England noch nicht stark geworden war, und es mag sein, daß manche späteren Entscheidungen aus dieser Einstellung allein bereits zu erklären sind . . .

Ich habe mich bemüht, sobald als irgend möglich ein eingehendes Bild von den Plänen und Zielen Chamberlains zu gewinnen. Daher habe ich Gelegenheit genommen, mit zahlreichen Persönlichkeiten der Presse und des öffentlichen Lebens diese Frage zu besprechen, wobei wiederum Steward derjenige war, der mir die klarste und eindeutigste Information zu geben in der Lage war. Steward, aber auch Persönlichkeiten wie Professor Conwell-Evans, der Leiter des englischen Geheimdienstes gegenüber Deutschland, den ich durch Ribbentrop kennenlernte, und führende Journalisten versicherten mir, Chamberlain sei von einem tiefen Friedenswillen erfüllt. Er sei nicht umsonst der Sohn Joseph Chamberlains, der bekanntlich um die Jahrhundertwende eine der Triebkräfte der englischen Politik war und eine Verständigung mit Deutschland gesucht hatte. Chamberlain wurde mir gleichzeitig als ein Repräsentant der City geschildert, der eindeutig und klar wisse, jeder Krieg werde so viel Geld kosten, daß er im Grund nicht verlohne. Er werde daher allein schon deshalb alles versuchen, einen Krieg zu verhindern. Wenn Chamberlain die Aufrüstung betreibe, so verfolge dies nur den Zweck, denjenigen abzuschrecken, den es etwa gelüsten könnte, einen Krieg zu entfesseln. Die englische Aufrüstungspolitik sei also von dem gleichen Risikogedanken geleitet, wie das seinerzeit bei der Flottenpolitik in Deutschland der Fall gewesen war. Jedenfalls werde Chamberlain alles tun, gerechte Wünsche der mitteleuropäischen Mächte zufriedenzustellen, da er durchaus einsehe, daß die Revision von Versailles noch nicht zu ihrem logischen Ende geführt worden sei. Es sei daher zu erwarten, daß er Revisionswünsche Hitlers und Mussolinis berücksichtigen und einen Ausgleich mit Deutschland und Italien herbeiführen werde.

Ich habe diese Erklärungen an Ribbentrop weitergeleitet, konnte aber nicht umhin, mir auch meine eigenen Gedanken zu machen. Eine Politik, die das Risiko des Krieges ins Auge faßt, erschien mir von vornherein äußerst gefährlich, da sie eben die Gefahren in sich trägt, zum Krieg zu treiben, nämlich dann, wenn das erwartete hemmende Moment nicht mehr vorhanden ist. Umgekehrt war mir klar, daß eine Politik, die einen Ausgleich mit Deutschland und Italien suchte,

in kürzester Zeit zu einem scharfen Konflikt innerhalb Englands führen mußte, da Churchill, Eden und Duff Cooper, und damit der aktivste Teil der Konservativen, sich mehr und mehr auf ein Programm festzulegen begannen, das klar hieß: „Bis hierher und nicht weiter!" Erklärlicherweise war ich geneigt, hierin eine Gefahr für das Kabinett Chamberlain zu sehen. Man mußte befürchten, die deutsche Frage könnte zum Anstoß der Spaltung der öffentlichen Meinung und damit zu einem Heraufkommen der Kriegspartei werden.

In Wirklichkeit jedoch war es nicht die deutsche, sondern die italienische Frage, die das Jahr 1937 ausfüllen sollte und die den Anstoß zu einer Entwicklung gab, in der Chamberlain die Oberhand behielt und die, entgegen meiner Erwartung, zum Ausscheiden Edens führte.

Um das verständlich zu machen, bin ich gezwungen, auf die Entwicklung der spanischen Frage zurückzukommen. Der spanische Bürgerkrieg, der sich endlos hinzuziehen schien, hatte, wie geschildert, nicht nur zu einem deutschen, sondern vor allem auch zu einem italienischen Eingreifen geführt. Während Deutschland aber nur eine verhältnismäßig kleine Truppe, die sogenannte Legion Condor, nach Spanien sandte, hatten die Italiener in diesem Konflikt offen Partei ergriffen und zuletzt nicht weniger als fünf Divisionen (Schwarzhemden!) nach Spanien gesandt, die an der Seite Francos kämpften.

Es ist begreiflich, daß dies in Frankreich die lebhafteste Beunruhigung erregte. Sie gab zu der Befürchtung Anlaß, Frankreich könne von den „faschistischen" Mächten eingekreist werden. Das Kabinett Blum in Frankreich hatte sich eindeutig auf eine Unterstützung der republikanisch-spanischen Regierung festgelegt und hatte sich damit auch gegen Franco und gegen Italien entschieden. Die Befürchtung der Engländer, ein offenes Eingreifen Frankreichs auf Seite der Republikaner könnte zu einem Krieg mit Italien führen, hatte zwar das französische Kabinett davon abgehalten, das zu tun, aber die Frage, ob dies geschehen sollte, wurde in Paris ständig erörtert und steigerte die politische Erregung in Europa bis zur Siedehitze. Übergriffe italienischer U-Boote, die französische Handelsschiffe versenkten, aber vorgaben, dies sei von spanischen Piraten geschehen, und scharfe Reden Mussolinis, der versuchte, die De-jure-Anerkennung der abessinischen Eroberung zu erzwingen, schufen weitere Konfliktstoffe.

Die Franzosen schwenkten zwar schließlich – nicht zuletzt auf Veranlassung Edens – auf die Linie der Nichteinmischung in Spanien ein und hielten auch trotz aller Versuchungen an dieser fest. Die Frage aber, die seinerzeit die Gemüter in Westeuropa beschäftigte, war die: konnte es nicht trotzdem zu einem französisch-italienischen

Krieg kommen, bei dem die Engländer unter Umständen gezwungen sein würden, an der Seite der Franzosen gegen Italien zu kämpfen?

Hitler hat diese Situation benutzt (man kann auch sagen, Mussolini hat das Entsprechende getan), um zu einem Bündnis mit Italien zu kommen. Das Ergebnis dieser langen und schwierigen Verhandlungen, an denen Ribbentrop maßgeblich beteiligt wurde, war der italienisch-deutsche Vertrag und die „Achse Rom–Berlin", wie Mussolini dieses Bündnis taufte.

Dieses Ereignis gab selbstverständlich in England Anlaß zu tiefem Nachdenken. Über die Frage, was hier zu tun war, schieden sich aber die Geister in London. Während Eden von der Schwäche Italiens überzeugt war und die Ansicht vertrat, die Italiener würden sich zurückziehen, wenn man ihnen die Zähne zeigte, hielt Chamberlain dies nicht für sicher.

Aus diesen Gründen wünschte Chamberlain eine Verständigung mit Italien, wobei er ganz zweifellos auch den Hintergedanken gehabt hat, auf diese Weise gleichzeitig Hitler zu zügeln. Das war eine nüchterne, zweckmäßige Erwägung Chamberlains, die darauf abzielte, den vorzeitigen Ausbruch eines Weltkrieges zu verhindern. Die Vorwürfe, die Chamberlain wegen dieser Politik sowohl von seinen konservativen Gegnern wie von den Amerikanern gemacht worden sind, beruhen auf einem Mangel an Einsicht in die damalige Lage.

Andererseits ist es natürlich, daß der Außenminister Eden sich in der Frage der rechtlichen Anerkennung der Eroberung Abessiniens durch Italien ablehnend verhielt. Man muß sich klarmachen, daß die De-jure-Anerkennung der italienischen Eroberungen in einem so hohen Maße allem ins Gesicht schlug, was er im Völkerbund vertreten hatte, daß es ihm nicht zuzumuten war, eine solche Politik öffentlich mitzumachen.

Diese Lage wurde im übrigen auch noch durch das unerwartete Eingreifen Japans in China beeinflußt*. Der japanische Einmarsch in China wurde von den Angelsachsen, d. h. also nicht nur von England, sondern auch von den USA, als ein räuberischer Überfall angesehen. Er erregte insbesondere in Amerika die öffentliche Meinung in einem so hohen Maße wie die „Aggression" Hitlers und Mussolinis. Zu Unrecht wurden für dieses Vorgehen Japans auch Italien und Deutschland verantwortlich gemacht. So wurde in Amerika behauptet, Deutschland habe die Japaner zu ihrem Vorgehen in China „ermu-

* Japan begann am 7. Juli 1937 neue Feindseligkeiten, die zur Besetzung von Peking, Tientsin, Kalgan, Paoting und zur Landung in Schanghai führten. Die Japaner blockierten vom August ab ganz Südchina. Der Völkerbund verdammte am 5./6. Oktober die japanische Aktion als Friedensbruch.

tigt". Hinter dem deutsch-japanischen Antikomintern-Abkommen wurden geheime Abkommen über größere Gebietsneuverteilungen vermutet. Das war alles Unsinn. Aber es veranlaßte den amerikanischen Präsidenten Roosevelt zum Eingreifen.

Während die amerikanische Politik bis dahin keineswegs offen feindlich gegen die Achse gewesen war, setzte Roosevelt nunmehr zu einer „Weltkampagne" gegen die „Aggressoren" ein. In der Rede, die er im November 1937 hielt, forderte er, über jeden Aggressor solle eine Quarantäne verhängt werden. Das war eine Aufforderung zum gemeinsamen Vorgehen der Welt gegen jede Macht, die durch einseitige Aktionen und ohne Zustimmung des Völkerbundes eine Änderung im Status quo herbeiführte. Sie richtete sich also auch gegen Hitler und Mussolini!

Dieses Eingreifen Roosevelts ist ohne jeden Zweifel durch Churchill veranlaßt worden. Die Besuche des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles in Europa und des bekannten Bankiers Bernard Baruch, des bedeutendsten Bankiers Amerikas, waren von ihm benützt worden, um Roosevelt für die europäischen Probleme stärkstens zu interessieren. Churchill und Baruch waren seit Jahren intim befreundet, und es war so Churchill ein Leichtes, auf diesem Wege den Präsidenten Roosevelt zu mobilisieren. In der Frage, die zu diesem Zeitpunkt England am meisten interessierte, nämlich der rechtlichen Anerkennung der Eroberung Abessiniens durch Italien, war Roosevelt aber selbstverständlich ein Gegner Italiens. Die De-jure-Anerkennung hätte seiner Ansicht nach eine „Ermutigung der Aggressoren" bedeutet. Eden fand aber in Roosevelt eine sehr lebhafte Stütze, während Chamberlain aus anderen Gründen, wie ich noch später ausführen werde, von dieser amerikanischen Intervention weniger beglückt war. Sie störte nämlich sein diplomatisches Spiel auf das stärkste und legte Chamberlains auf Ausgleich mit Italien gerichteter Politik Steine in den Weg . . .

Es ist wichtig, sich diesen Hintergrund der Entwicklung des Jahres 1937 ins Gedächtnis zu rufen, wenn man sich darüber klarwerden will, warum Ribbentrops Bemühungen in England von so wenig Erfolg waren. Die englische Politik war damals eben auf eine Verständigung mit Italien ausgerichtet. Sie mußte dies konsequenterweise sein, wenn sie der akuten Kriegsgefahr ausweichen wollte, die der spanische Bürgerkrieg heraufbeschworen hatte. Deutschland stellte demgegenüber sozusagen eine sekundäre Gefahr dar, die zwar überaus lebendig im Bewußtsein der Leute war, die aber doch lediglich, wie das Churchill in seinen Memoiren richtig sagt, „im Hintergrund drohte".

Ich wurde so teils Ohrenzeuge, teils durch später mir gegebene Berichte Zeuge der Bemühungen Ribbentrops, mit den prominenten Persönlichkeiten Englands in ein Gespräch über eine deutsch-englische Verständigung zu kommen. Ob Ribbentrop hierbei mit Duff Cooper, Eden, Lord Vansittart, Lord Derby, Lord Londonderry, Lord Lothian, Lord Rothermere, Lord Kemsley und vielen anderen sprach – alle diese Gespräche entwickelten sich stereotyp. In allen Fällen begannen diese Unterredungen damit, daß Ribbentrop die Engländer aufrichtiger Sympathie und Bewunderung für das Britische Weltreich versicherte. Er hob sodann besonders hervor, daß Hitler ein Bewunderer des Britischen Weltreiches sei und „niemals wieder gegen England Krieg zu führen gedenke". Er habe die Absicht, die europäische Politik auf eine neue Grundlage zu stellen. Hitler wolle die Reibungspunkte zwischen Deutschland und den Engländern, die ja die beiden einzigen wichtigen Mächte in Europa wären, ein für allemal beseitigen. Ribbentrop ließ dann durchblicken, daß Deutschland zwar einen Anspruch auf die Rückgabe der Kolonien habe, Hitler aber diesen Anspruch niemals zu forcieren gedenke. Denn er habe die Absicht, die deutsche Stoßkraft in ganz andere Bahnen zu lenken. Hitler wolle nichts im Westen – weder die französische Grenze noch die englischen Interessen wolle er antasten –, aber er brauche Lebensraum für das deutsche Volk, das auch von zusätzlichem Welthandel auf die Dauer nicht auskömmlich zu leben vermöge. Deutschland brauche neues Land, das es besiedeln könne. Solches Land sei aber nur im Osten zu haben. Wie wäre es daher, wenn man Deutschland freie Hand im Osten gewähre? Der Bolschewismus sei ohnehin die Weltpest, die ausgerottet werden müsse, und dort in Rußland lägen die deutschen Ziele. Gegen eine freie Hand im Osten wäre Hitler bereit, jedes Bündnis mit England zu schließen.

Als ich zum ersten Male einem derartigen Gespräch beiwohnte, lief es mir, offen gesagt, heiß und kalt über den Rücken. Ich wußte nicht, ob ich die Offenheit Ribbentrops bewundern oder das Schlimmste hiervon befürchten sollte. Ich habe daher ihm gegenüber sehr häufig Vorstellungen dahingehend erhoben, daß man diese Frage nicht so offen anschneiden dürfe. Er berief sich jedoch meist sehr ärgerlich immer wieder darauf, daß er die ausdrückliche Weisung Hitlers habe, in dieser Frage so offen zu sprechen, um festzustellen, ob es über diesen Punkt eine Verständigung mit den Engländern gäbe oder nicht. Sollte das nicht möglich sein, so würde Hitler daraus seine Konsequenzen ziehen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang ausdrücklich betonen, daß Ribbentrop mir gegenüber wiederholt erklärt hat, die auf der Hand

liegenden Konsequenzen hießen für Hitler nicht Krieg, sondern er stellte es so dar, als ob Hitler zwischen zwei Möglichkeiten schwanke: zwischen der Möglichkeit, ein Welteroberer zu werden oder der größte Sozialreformer, den die Welt je gesehen habe. Wenn Hitler sähe, er könne seine weltpolitischen Pläne nur mit Gewalt durchführen, dann sei es durchaus möglich, daß er auf sie verzichten würde. Hitler sei ja immerhin Realist. Er würde sich dann vielleicht damit begnügen, dem deutschen Volk eine „neue Religion zu schenken" und ihm „eine neue und tatkräftige Oberschicht zu geben", die an Stelle des „verkalkten und verkommenen Adels" treten solle.

Derartige Informationen über Hitlers Absichten habe ich übrigens auch von anderer Seite zu hören bekommen. Man findet eine Bestätigung dieser Gedankengänge auch in den Publikationen des früheren Danziger Senatspräsidenten Rauschning oder im Briefwechsel Albrecht Haushofers. Jedenfalls hielt ich es damals für möglich, daß man Hitler von seinen Eroberungsplänen abbringen und ihn, wenn er die Dinge nüchtern betrachtete, zu einer Selbstbeschränkung in seinen Zielen bringen könne. Ich glaubte, dies würde möglich sein, wenn Ribbentrop ihm mit aller Offenheit über seinen Mißerfolg in England berichtete.

Denn in der Tat, es war nicht zu leugnen, daß die englischen Herren – gleichgültig, wer das auch immer war – sich jedesmal sozusagen auf den Rücken setzten, wenn ihnen Ribbentrop seine Eröffnungen machte. Entweder wurden sie plötzlich sehr schweigsam oder verabschiedeten sich sehr höflich, aber auch so schnell als möglich. Oder sie widersprachen heftig, so heftig, daß sie ihm offen ins Gesicht hinein mit Krieg drohten. „Wenn Hitler derartige Pläne verfolgt, so wird England das niemals ‚erlauben'!" sagten ihm mehr als eine der Persönlichkeiten, die er in meiner Gegenwart sprach. Auch Churchill hat, wie seine Memoiren bestätigen, ihm mit brutaler Offenheit erklärt, derartige Pläne Hitlers im Osten Europas würden England und die übrige Welt gegen Deutschland zum Krieg zwingen!

Ribbentrop hat über diesen Mißerfolg, wie ich nach Berichten an Hitler, die er mir gezeigt hat, bezeugen kann, offen und einwandfrei berichtet.

Wenn die privaten Persönlichkeiten Ribbentrop brutal drohten, so reagierten umgekehrt die offiziellen Persönlichkeiten angesichts einer derartigen „Diplomatie" zwar nicht so deutlich, aber immerhin einwandfrei genug, um zu zeigen, daß England zumindest den Zeitpunkt, ein solches Gespräch zu beginnen, für überaus unglücklich hielt. Man hat gewiß im englischen Außenamt und in der französischen Botschaft wie auch in der Sowjet-Botschaft Berichte über diese

Betätigung Ribbentrops bekommen, und sie waren es nun, welche die Ursache zahlreicher Angriffe gegen ihn wurden. Nur waren diese Angriffe insofern nicht an die richtige Adresse gerichtet, als sie „Ribbentrops Diplomatie" angriffen, während er sich lediglich als „treuer Gefolgsmann des Führers" „befehlsgemäß" betätigte ...

Ich entsinne mich vieler Gespräche, die ich damals mit einer Reihe maßgeblicher englischer Persönlichkeiten geführt habe. Sie schlugen die Hände über dem Kopf zusammen.

Man wird es deshalb verstehen, wenn damals bereits eine publizistische Kampagne einsetzte, die das Bestreben hatte, Deutschland von der Weiterverfolgung der von Ribbentrop angekündigten Politik Hitlers abzuhalten.

Hier möchte ich insbesondere die Artikel Voigts in der Zeitschrift „Nineteenth Century" und die Artikel Garvins im „Observer" erwähnen. Wenn irgend jemand den Geist der Zeit und die Intentionen der englischen Politik der damaligen Zeit zu erforschen wünscht, so wird er nirgends den englischen Standpunkt meisterhafter und klarer dargestellt finden als in diesen Artikeln. Ich habe sie fast alle nach Berlin geben lassen in der Hoffnung, damit besser als durch jede eigene Meinungsäußerung Hitler beeinflussen zu können. Ihre Argumentation, ihr logischer Ductus waren von solcher Klassik, daß sie jeden Menschen von Verstand eigentlich hätten überzeugen müssen.

Ich habe später feststellen können, daß Hitler diese Artikel, nachdem er erst sehr unwillig über ihr Vorlegen war, mit immer größerem Interesse gelesen hat. Aber er zog aus ihnen, wie ich heute weiß, einen anderen Schluß, als dies ein ruhiger Beobachter getan hätte. Er zog aus ihnen insgeheim den Schluß, daß die Einkreisung auf die Dauer sicher war, daß er sein Ziel mit friedlichen Mitteln und durch Überredung nicht erreichen könne und daß er handeln müsse, ehe die anderen kriegsbereit waren.

Ribbentrop, der gleichzeitig im Nichteinmischungsausschuß heftigsten Angriffen ausgesetzt war, wurde unter diesen Umständen immer nervöser. Er glaubte, er habe doch nun genügend berichtet, um Hitler klaren Wein eingeschenkt zu haben, und wartete darauf, daß dieser sein Versprechen, ihn nach der Probezeit zum Außenminister zu machen, einlösen würde. Aber Hitler dachte nicht daran. Einmal war er der Ansicht, der Zeitpunkt hierfür sei noch nicht gekommen, und dann meinte er, es müsse doch irgendwie eine Möglichkeit geben, die Engländer zu überzeugen. Er zweifelte daran, daß Ribbentrop die richtigen Methoden angewandt habe, und es sah daher eine Zeitlang so aus, als ob dieser mit dem Scheitern seiner Mission auch seine persönliche Stellung bei Hitler verlieren würde. Daß wir dies in London

an Ribbentrops Laune zu spüren bekamen, ist begreiflich. Der Botschafter wurde nervös, ungerecht, und besonders ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, stets die erste Unzufriedenheit über mich ergehen lassen zu müssen. Man prägte damals in meinem Büro den Satz von den „Ribbentropfen, die auf die Nerven klopfen", eine Variante zum Text eines damals beliebten Schlagers.

Gegen Ende dieser Periode ereignete sich aber ein sehr merkwürdiger Vorfall, der schließlich wiederum dazu führte, daß sich das Vertrauen Ribbentrops zu mir verstärkte, und zwar ohne daß ich selbst dazu sehr viel getan hätte. In der englischen Presse erschien eine Notiz, daß Herr v. Ribbentrop, ein „glühender Nazi", seine älteste Tochter Bettina in Amsterdam von einem jüdischen Arzt habe operieren lassen. Der geschilderte Vorgang entsprach den Tatsachen. Gemäß den Berliner Weisungen habe ich diese Notiz im vollen Wortlaut nach Berlin gehen lassen, rief aber gleichzeitig Ribbentrop an und bat ihn um seine Stellungnahme. Er erklärte mir, die Notiz sei unwahr und ich möchte dies als seine persönliche Stellungnahme mit nach Berlin telefonieren. Selbstverständlich tat ich das, da ich zunächst einmal an die Wahrheit seiner Information glaubte. Infolgedessen ging diese Meldung nach Berlin, ohne großes Aufsehen zu erregen oder Ribbentrop zu schaden.

Dies verhinderte aber nicht, daß er selbst sich maßlos aufregte; er glaubte, seine ganze Stellung sei gefährdet, er könne nunmehr seine Koffer packen, kurz, irgendwer habe eine böse Intrige gegen ihn ausgelöst. Erst im Verlaufe einer langen Auseinandersetzung, in der er mir die bittersten Vorwürfe machte, gestand er mir den wahren Sachverhalt. Ich erbot mich daraufhin, der englischen Presse eine von ihm verfaßte Erklärung zu übermitteln, und er bat mich, sie dem Chefredakteur der „Evening News" zuzustellen. Als ich diesen sprach, zeigte dieser sich überaus vernünftig. Er erklärte mir, die ganze Angelegenheit würde Ribbentrop in England nicht schaden. Es sei ja bekannt, daß er judenfreundlich sei, jüdische Freunde geschützt habe und auch eine Reihe von Halbjuden beschäftige. In England würde jedenfalls niemand an der Sache Anstoß nehmen. Nur wenn man unnötig in dem Brei herumstochere, würde man erkennen, was an dieser Angelegenheit wäre. Der – jüdische – Verfasser der Notiz habe inzwischen eingesehen, diese Angelegenheit sei von seinem Standpunkt aus ein Fehler gewesen. Eine Reihe führender Juden habe ihm bereits entsprechende Vorwürfe gemacht.

Daraufhin fragte ich noch einmal nach, wie die Dinge in Berlin gelaufen wären. Ich erhielt die Information, Hitler habe die Sache als eine der üblichen Verleumdungen angesehen. Er habe geäußert: „Und

wenn schon; wenn es sich um die Gesundheit meines Kindes handelt, gehe ich nicht nur zum Juden, sondern sogar zum Teufel, um es zu kurieren."

Als ich Ribbentrop am Abend diese Mitteilung überbrachte, war er geradezu glücklich. Er erklärte mir, ich hätte ihm einen großen Dienst erwiesen, und versprach mir, mich von nun ab durch dick und dünn zu decken, ein Versprechen, das er gehalten hat, so lächerlich in meinen Augen der ganze Anlaß erschien.

Der unbedeutende Vorfall wurde von Ribbentrop benutzt, um sich bei Hitler zu einer Aussprache anzumelden. Ribbentrop verließ wiederum London, wurde diesesmal von Hitler freundlich empfangen, mußte aber den Antikomintern-Pakt in Italien abschließen, einen Pakt, der von den Engländern übel aufgenommen wurde.

Ribbentrop war über die Mitteilung von der Fertigstellung des Paktes nach den mir gemachten Mitteilungen keineswegs entzückt. Er versuchte gegen die von Hitler angeordnete Romreise zu remonstrieren. Er hätte den Pakt lieber nach seiner Ernennung zum Außenminister unterzeichnet, und tat dies ungern während seiner Londoner Botschafterzeit. Er schimpfte mir gegenüber auf seinen Mitarbeiter von Raumer, der angeblich hinter seinem Rücken gehandelt habe. Nach den Mitteilungen Raumers an mich sind diese Erklärungen Ribbentrops jedoch unzutreffend. Er habe in vollem Einverständnis mit Ribbentrop gehandelt, wie das auch seine Veröffentlichung zeige.

Jedenfalls flog Ribbentrop nach Rom und unterzeichnete den Pakt, was ihm eine scharfe Kritik in der englischen Presse einbrachte.

Erst danach kehrte Ribbentrop wieder nach London zurück, wo er sich nunmehr endlich mit großem Eifer an die Abfassung seines Schlußberichtes machte.

Zu den Besprechungen über diesen Schlußbericht, in dem er offen das Scheitern seiner Mission zugab, zog er nicht nur den Botschaftsrat Woermann, sondern ebenso Dr. Erich Kordt und mich hinzu und hatte mit uns tagelang Erörterungen über diesen Bericht. Woermann, Kordt und ich waren verschiedener Ansicht, und alle unsere Ansichten stimmten mit denen Ribbentrops ebenfalls nicht überein. Nur in einem Punkt waren wir alle vier einer Meinung: es war notwendig, eindeutig klarzustellen, daß die Engländer niemals einer deutschen Osteroberung zustimmen würden und daß diese Politik unweigerlich den großen Weltkrieg herbeiführen würde. Es sei notwendig, dies Hitler so eindeutig wie möglich vorzustellen, um ihn von diesen Plänen abzubringen. Ribbentrop war schließlich sehr ärgerlich über uns. Er verfaßte seinen Bericht allein, ließ sich wochenlang von niemandem außer von mir sprechen, da ich ihm die täglichen Presseberichte

vorzutragen hatte, fuhr dann mit dem fertigen Bericht nach Berlin, besprach ihn dort eingehend mit Walter Hewel, seinem Verbindungsmann zu Hitler, und änderte schließlich, um nicht allzusehr bei Hitler anzuecken, die Schlußformulierung ab.

In dem umfangreichen Dokument, das lange Zeit als verschollen galt und in Nürnberg wohl absichtlich nicht vorgelegt wurde, gab er eine genaue Analyse der deutsch-englischen Beziehungen. Die Anti-Ribbentrop-Propaganda und die Anklage in Nürnberg behaupteten, gestützt auf die falschen Angaben Weizsäckers und Erich Kordts, Ribbentrop habe in seinem Bericht dargelegt, die Engländer seien dekadent und kriegsunwillig, Hitler könne sie daher in seiner künftigen Planung außer acht lassen, auf diese Weise habe er durch Falsch-Unterrichtung Hitlers den Krieg mit verursacht, den Krieg, den er angeblich aus Rache für das Mißlingen seiner Mission absichtlich herbeigeführt habe.

Ich habe dieser Version bereits in der ersten Ausgabe meines Buches widersprochen.

Tatsächlich hat Ribbentrop in dem von seiner Frau in „Die Kriegsschuld des Widerstandes", 1974, Druffel, veröffentlichten Originaldokument u. a. geschrieben:

„Seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus und seit der Wiederaufrüstung sieht England die Möglichkeit einer Störung des Gleichgewichts in Europa, die England unmittelbar bedrohen könnte. Man betrachtet daher Deutschland als den gefährlichsten möglichen Gegner ... seit der Entstehung der Achse Rom–Berlin und dem Mussolini-Besuch in Deutschland (... usw.) haben sich die Befürchtungen Englands ... allgemein verstärkt. England hat dieser Entwicklung durch ein gewaltiges Aufrüstungsprogramm Rechnung getragen, ferner durch die Festigung seiner bündnismäßigen Freundschaft mit Frankreich. England versucht weiter, sich Amerikas als Rohstoffbasis zu vergewissern. Das Endziel Englands ist aber zweifellos, Amerika wieder zu einem Verbündeten im Falle eines europäischen Konflikts zu gewinnen ... Die Hauptfrage für England bleibt aber nach wie vor, ob es möglich sein wird, mit Deutschland noch zu einem Arrangement zu kommen. Es ist denkbar, daß es Männer in der englischen Regierung gibt, die heute noch hieran glauben. (Daß Chamberlain und Halifax hierzu gehören, muß ich nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen bezweifeln.) Das englische Volk ist heute für eine Verständigung mit Deutschland eingestellt. Diese prinzipielle Grundeinstellung des britischen Volkes ist aber bei der Gestaltung der britischen Außenpolitik von geringer Bedeutung. Es wird der englischen Regierung nicht unmöglich sein, eine kriegerische Entwicklung so dar-

zustellen, als ob britische Interessen bedroht seien ... Das charakteristische Kennzeichen der englischen Führerschicht ist heute nach wie vor materieller Egoismus, Machtbewußtsein und als Wichtigstes, Herrscherwille und die heroische Lebensauffassung, wie wir sie auch haben. Die englische Führerschicht wird heute ebenso wie früher, sich letzten Endes bis zum Äußersten, d. h. also bis zum Kriege einsetzen ... Die unbedingten Gegner Deutschlands ... halten eine Zusammenarbeit mit Deutschland auch deshalb für unmöglich, weil sie in der neuen Gestaltung der deutschen Volkskraft durch den Nationalsozialismus an sich eine Bedrohung Großbritanniens sehen. Deutschland als die rassisch stärkste Nation des Kontinents ist die einzige Nation, die dem britischen Imperium gefährlich werden kann. Auch die bedingten Freunde Deutschlands stehen deutschen Friedensversicherungen skeptisch gegenüber ... Einer dauerhaften Verständigung stehen nach Lage der Dinge auch weiterhin bedeutsame Schwierigkeiten entgegen ..."

Der Bericht, den Hitler keineswegs mit besonderer Befriedigung las, bedeutete eine klare Absage an die von diesem in „Mein Kampf" vertretenen Anschauungen, wonach Englands Interessen auf dem Kontinent am Rhein aufhörten und wonach England sich in eine Neuregelung der osteuropäischen Verhältnisse nicht einmischen werde. Es gehörte ein gewisser Mut dazu, dies zu sagen. Hitler vertrug einen so scharfen Widerspruch zu seinen Ansichten im allgemeinen nicht.

Der Erfolg des Berichtes war denn auch, daß Hitler erneut Rückfragen an Ribbentrop stellte, in denen er einzelne bestimmte Fragen aufwarf, die Ribbentrop dann beantwortet hat. Dieser ergänzende Bericht ist das berühmte Dokument, das im Nürnberger Prozeß die große Rolle gespielt hat und das dazu benutzt worden ist, Ribbentrop anzuklagen, er habe zum Krieg geraten.

Wenn man diesen Bericht im Zusammenhang mit den ursprünglichen Gedankengängen Ribbentrops liest, so besteht kein Zweifel, daß er eine Wiederholung der eindeutigen Warnung an Hitler darstellte, seine Ostpläne weiter zu verfolgen, sowie gleichzeitig die Voraussage, daß es dann mit Sicherheit mit England zum Krieg kommen würde, wenn er seine Politik der weiteren Stärkung Deutschlands mit den bisherigen Mitteln fortsetze ...

Hitler hat diesen Bericht einer Reihe von Persönlichkeiten, u. a. dem Außenminister v. Neurath, zur Begutachtung geschickt. Wenn mir richtig berichtet worden ist, so hat dessen ungeschicktes Verhalten in dieser Angelegenheit Hitler den letzten Anstoß zu seinem Entschluß gegeben, ihn abzulösen und Ribbentrop zum Außenminister zu machen.

In England spitzte sich die angekündigte Krise inzwischen dadurch zu, daß es zum entscheidenden Konflikt zwischen Eden und Chamberlain kam. Man kann es nicht ohne eine gewisse Ironie verzeichnen, daß Chamberlain hier anscheinend nach dem gleichen Rezept wie Hitler gehandelt hat. Zu einem Zeitpunkt nämlich, an dem es so gut wie feststand, Eden werde nicht mehr lange Außenminister sein, entsandte er probeweise Lord Halifax, seinen voraussichtlichen Nachfolger, nach Berlin, um durch diesen dort die Lage zu ergründen. Halifax' Berichte, deren Tenor man aus den veröffentlichten Protokollen entnehmen kann, entsprachen dem, was die Berichte Edens und des Unterstaatssekretärs Vansittart enthalten hatten. Jedenfalls ist Halifax seinerzeit der Auffassung gewesen, das Verhalten Hitlers gebe zwar zu schwerster Besorgnis Veranlassung, man müsse aber noch nicht alle Hoffnungen begraben. Halifax hat also Chamberlain in seiner Überzeugung bestärkt, daß eine Verständigung mit Italien und Deutschland nicht völlig ausgeschlossen sei. Da Eden, gestützt durch die Intervention Roosevelts, auf seinem andersartigen Standpunkt beharrte, war der Ausgang klar. Eden trat wegen der „Brüskierung Roosevelts" zurück, und Halifax wurde Außenminister.

Über diese Vorgänge bin ich aus dem Regierungslager selbst informiert worden und glaube daher, daß meine Darstellung richtiger ist als die bisher hierüber veröffentlichte. Als Beweis hierfür darf ich meine Berichte über meine Unterredung mit dem Pressechef Steward von Nr. 10 Downing Street zitieren, die in der amtlichen Aktensammlung publiziert sind und in denen Steward mir auf das nachdrücklichste die Bitte übermittelte, dafür Sorge zu tragen, daß die deutschen Angriffe auf Eden aufhörten. Es sei unzweckmäßig, wenn die deutsche Presse zwischen Eden und Chamberlain einen Gegensatz zu konstruieren versuche. Dies könne Chamberlain nur veranlassen, Eden zu decken. Das war damals, wie ich sehr wohl wußte, ein Bericht, den Chamberlain brauchte, um freie Hand zu bekommen und um seine Entscheidung unbeeinflußt zu fällen. Ich habe dies in meinem späteren Bericht nach Berlin klargestellt. In der Tat erreichten wir die Einstellung der deutschen Angriffe auf Eden, so daß der wahre Hintergrund des Konfliktes zwischen ihm und Chamberlain nicht öffentlich in Erscheinung getreten ist.

So wurden nach der Absetzung Neuraths und dem Rücktritt Edens zwei Persönlichkeiten Außenminister, zwischen denen man sich einen schärferen Gegensatz nicht vorstellen kann: Ribbentrop und der in allen Künsten der Diplomatie höchst geschulte Lord Halifax, der bereits in Indien sein Meisterstück vollbrachte, während Ribbentrops Tätigkeit in London zu einem klaren Mißerfolg geführt hatte. Wenn

auch weniger aus persönlichem Verschulden oder besonderer Ungeschicklichkeit, sondern weil er den Weisungen Hitlers entsprechend in dem Augenblick eine deutsch-englische Verständigung versucht hatte, in dem die gesamte außenpolitische Lage dies den Engländern nicht tunlich erscheinen ließ.

Die Ernennung Ribbentrops erfolgte während seiner Abwesenheit von London. Dadurch war die Botschaft wieder einmal monatelang nur durch den Geschäftsträger vertreten. Die Zeit bis zur Rückkehr Ribbentrops war mit einer Reihe innerpolitischer Vorgänge in England ausgefüllt, in denen wiederum die Aufrüstung im Vordergrund stand. Eden schloß sich hierbei der Partei Churchills an, so daß deutlich ersichtlich war, daß sich die Partei derjenigen, die gegen den Ausgleich mit Hitler waren, weiter vergrößerte. Churchill war es ja inzwischen gelungen, nicht nur die Amerikaner, sondern vor allem auch die führenden Persönlichkeiten der Arbeiterpartei für sich zu gewinnen. Aus der Zeit der Anwesenheit Ribbentrops in London datiert sein enger Kontakt mit Ernest Bevin, dem leitenden Mann der Gewerkschaftsbewegung und dem besten Kopf, den die Arbeiterpartei aufzuweisen hatte.

Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, mich mit Bevin eingehend über das deutsche Problem zu unterhalten. Was Bevin vor allem am Hitler-Regime abstieß, wie er mir sagte, war die Verfolgung der Gewerkschaften und der Juden. Er hatte sich im übrigen dem Standpunkt Churchills angeschlossen, man müsse Hitler stoppen, bevor es zu spät sei. Bezeichnend für seine Grundhaltung waren die Worte, mit denen er mir seine Haltung Deutschland gegenüber charakterisierte: „Ich liebe Deutschland, aber ich hasse die Nazis."

Von entscheidender Bedeutung war jedoch seit der Rede Roosevelts im November 1937 die Haltung der Amerikaner geworden. Ich hatte mich mit einem der führenden amerikanischen Journalisten befreundet und hatte auch einen Verbindungsmann zum amerikanischen Botschafter Kennedy gefunden, mit dem ich ständig meine Ansichten austauschte. Schon damals wurde mir aus diesen Gesprächen klar, wie eng trotz aller praktischen und sonstigen Meinungsverschiedenheiten die Politik der Vereinigten Staaten mit der Englands verbunden war. Wenn die Engländer ständig versicherten, die Vereinigten Staaten würden im Kriegsfall Großbritannien durch dick und dünn unterstützen, so wurde dies durch die Äußerungen der Amerikaner selbst voll und ganz bestätigt, die mir versicherten, die USA würden England niemals im Stich lassen. Die Amerikaner waren aber, das war deutlich, in bezug auf die Ablehnung Deutschlands und der Pläne Hitlers viel ausgesprochener als die Engländer. Ja, ich möchte sagen,

vielleicht waren sie noch sehr viel ausgesprochener als selbst Churchill, Eden, Duff Cooper usw. Lehnten sie doch das Hitler-Regime aus ideologischen Gründen ab, wobei insbesondere die Verfolgung der Juden die Ursache für ihr Verhalten war, während dieses Moment in England viel weniger deutlich, wenn auch sichtbar genug, in Erscheinung trat. Auch sie waren in keiner Weise geneigt, die Ausdehnungspläne Hitlers im Osten zu billigen.

Die merkwürdig freundliche Einstellung, die damals bereits in den USA gegenüber dem Bolschewismus herrschte, verhinderte sie, zu erkennen, wie groß und mächtig die Sowjet-Union tatsächlich war. Die vielen Berichte von Knickerbocker, John Gunther, Shyrer und anderen aus Rußland hatten den Eindruck erweckt, Sowjet-Rußland sei ein soziales Experiment, das fehlschlagen würde. Von der russischen Militärmacht wollte man hingegen nichts wissen. Die Tatsache, daß die Russen dem Völkerbund beigetreten waren und überall unter dem Vorgeben, die Sicherheit in Europa zu schaffen, sich an der diplomatischen Einkreisung Deutschlands beteiligten, erweckte in Amerika Sympathie und ließ völlig verkennen, mit welchem Geschick die russische Diplomatie das ihre zur Verschärfung der gesamten europäischen Lage beitrug.

Ribbentrop kehrte erst nach London zurück, als die österreichische Frage auf dem Gipfel der Spannung angelangt war. Auch in diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich klarzumachen, daß Hitler hierbei keineswegs planmäßig vorgegangen ist und daß die Situation in Österreich, wie in vielen anderen Fällen, durch eine Reihe von Umständen spruchreif wurde, die weder im Machtbereich Hitlers noch innerhalb seiner Pläne lagen.

Ich möchte daher besonders betonen, daß das sogenannte Hoßbach-Protokoll über die Sitzung vom 5. 11. 1937, das in diesem Zusammenhang oft zitiert worden ist, in keiner Weise in die österreichische Planung Hitlers eingereiht werden darf. Diese Beratung war, wie ich später sowohl von Ribbentrop wie von Brauchitsch gehört habe, ein Zufallsprodukt und fixierte nur eine vorübergehende Ansicht Hitlers. Zu dem Zeitpunkt, zu dem Hitler diese Sitzung abhielt, in der er zum ersten Male seinen Mitarbeitern gegenüber von der Notwendigkeit des Anschlusses und der Zerschlagung der Tschechoslowakei sprach, war keineswegs von einem sofortigen militärischen Vorgehen die Rede. Dieses Vorgehen war, wie aus dem Protokoll eindeutig zu ersehen ist, an eine Voraussetzung geknüpft, die niemals eingetreten ist, nämlich an einen italienisch-französischen Krieg wegen der Spanienfrage, den Hitler für 1938 erwartete.

Das Hoßbach-Protokoll war also nur eine Eventual-Besprechung

für einen später *nicht* eingetretenen Fall. Die beteiligten Personen hatten im übrigen die Auffassung, Hitlers Ausführungen richteten sich gegen das Fehlen einer Planungsarbeit Brauchitschs. Der scharfe Widerspruch Neuraths und der militärischen Stellen hat Hitler damals abgehalten, den von Mussolini prophezeiten Krieg ernstlich als drohend anzusehen. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, vertrat Hitler etwa vier Wochen nach dem Protokoll die Auffassung, er habe sich von Mussolini hineinlegen lassen. Die Lage sei in Wirklichkeit eine andere gewesen, als dieser sie geschildert habe.

In der Tat zeigen auch die Verhandlungen, die Hitler mit dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg wegen der Anschlußfrage pflog, daß er nicht die Absicht gehabt hat, den Anschluß in der Weise zu vollziehen, in der er nachher tatsächlich erfolgte. Nach den Mitteilungen, die mir Ribbentrop gemacht hat, waren die Pläne Hitlers etwa folgende: Nachdem es ihm gelungen war, mit Seyß-Inquart das wichtige Innenministerium in seine Hände zu bekommen, habe er die Absicht gehabt, eine Volksabstimmung in Österreich stattfinden zu lassen. Hitler war sich dessen sicher, daß diese Abstimmung ihm eine Mehrheit bringen werde. Er wollte also, nachdem das österreichische Volk in seiner großen Mehrheit (Hitler rechnete mit mindestens 70% für den Anschluß) für ihn gestimmt haben würde, durch einen feierlichen Staatsvertrag den Zusammenschluß zwischen dem österreichischen und dem deutschen Volk proklamieren. Die Durchführung des Planes hatte Hitler sich selbst vorbehalten. Ribbentrop sollte in seiner Eigenschaft als Außenminister nach London gehen und dort die Zustimmung der Engländer zu dem von ihm geplanten Vorgehen erzielen.

Diese Dinge waren uns selbstverständlich unbekannt, als Ribbentrop in London eintraf. Es war zwar sehr lebhaft in der österreichischen Frage zugegangen, aber niemand erwartete, daß die Lösung unmittelbar vor der Tür stand. Als Ribbentrop nach London kam, weihte er mich in die Pläne ein, bevor er sich zu dem berühmten Mittagessen zu Chamberlain in die Downing Street begab, das nachmals historisch wurde. Was sich hier abgespielt hat, ist mir nachträglich von Ribbentrop geschildert worden. Seine Schilderung stimmt mit der von Churchill, der ebenfalls an dem Essen teilnahm, in seinen Memoiren gegebenen Darstellung überein.

Danach verlief das Essen in Harmonie, bis dem Unterstaatssekretär im englischen Außenamt, Cadogan, ein Bote ein Reuter-Telegramm überreichte. Das Telegramm enthielt die Mitteilung, die deutsche Wehrmacht sei in Österreich eingerückt. Cadogan nahm das Telegramm, erhob sich von seinem Sitz und überreichte es Chamberlain,

der selbstverständlich konsterniert war. Chamberlain versuchte daraufhin, von Ribbentrop Aufklärung darüber zu erhalten, was sich in Österreich abspiele. Ribbentrop, der völlig sprachlos war, bestritt die Richtigkeit des Telegramms und erklärte lediglich, er würde einen Anschluß Österreichs an Deutschland für gerechtfertigt halten. Eine Erklärung, die unter diesen Umständen selbstverständlich wenig geeignet war, zur Beruhigung der anwesenden englischen Kabinettsmitglieder beizutragen. Infolgedessen löste sich das Mittagessen sehr schnell auf.

Ich befand mich zu dieser Zeit in meinem Büro im Reuter-Gebäude, wo ich durch die Telegramme über den Einmarsch in Österreich, die seit 11 Uhr morgens einzulaufen begannen, über die Lage im Bilde war. Ich hatte versucht, Ribbentrop zu erreichen, da mir sofort klar war, daß sich hier etwas Unerwartetes ereignet hatte. Es war mir aber nicht gelungen, ihn ans Telefon zu bekommen.

Daher war ich zunächst nicht unangenehm berührt, als er sich endlich meldete. Aber Ribbentrop ließ mich nicht zu Wort kommen. Er brüllte mich durch das Telefon an: „Da haben sich Ihre Reuter-Freunde wieder einmal eine unerhörte Schweinerei geleistet und eine infame Meldung verbreitet. Wir sollen in Österreich eingefallen sein. Davon ist keine Rede! Sie wissen doch genau, daß ich hier in London bin, um über diese Frage zu verhandeln. Dementieren Sie diese Meldung sofort!"

Selbstverständlich widersprach ich auf das heftigste und versuchte, ihm zu erklären, daß die Reuter-Meldung richtig wäre und seine Informierung überholt sei. Er brüllte lediglich zurück: „Das ist unerhört, daß Sie es wagen, an einem Wort Hitlers zu zweifeln! Sie kommen sofort zu mir, ich will nichts weiter hören!"

Als ich mit den inzwischen eingelaufenen Telegrammen mit etwa 24 Seiten Text in der Botschaft erschien, war dort alles in hellster Aufregung. Ribbentrop tobte, daß ihn niemand unterrichtet hatte, verlangte eine Verbindung mit Hitler, die nicht zustande kam, kurz und gut, es war der Teufel los.

Er empfing mich wütend, warum ich diesen Schwindel nicht dementiert hätte. Er würde mich bestrafen lassen. Denn jetzt sei er Außenminister, und ich hätte seine Befehle zu befolgen . . . bis ich ihm schließlich voller Zorn die Telegramme auf den Tisch warf und ihn ebenfalls anbrüllte, so viele Telegramme könnten nicht gelogen sein. „Außerdem, was wollen Sie eigentlich, die ganze Aktion läuft ja gut, die deutschen Truppen werden mit Blumen und Hochrufen empfangen. Sie können im deutschen Rundfunk die Ovationen der Österreicher für den Führer hören!"

Darauf faßte er sich endlich und sagte: „So, es geht also alles gut. Aber, um Gottes willen, warum hat mir niemand etwas gesagt? Ich habe mich bis auf die Knochen blamiert. In den Augen der Engländer werde ich bis zu meinem Lebensende als infamer Lügner dastehen. Ich möchte wissen, wer mir diesen Streich gespielt hat? Dem Führer traue ich so etwas nicht zu!"

Langsam beruhigte er sich, aber er wußte, er war in eine verteufelte Situation geraten. Wie sollte er die Engländer glauben machen, daß er nichts gewußt habe, er, der neue Außenminister, der Vertreter des Führers?

In Wirklichkeit war in Deutschland folgendes passiert: Die Lage in Österreich hatte sich ganz außerordentlich zugespitzt, nachdem Schuschnigg eine Volksabstimmung gegen den Anschluß angeordnet hatte. Hitler hatte daher überstürzt den Aufmarsch eines Teiles des Reichsheeres befohlen, sich aber ausdrücklich vorbehalten, wann der Einmarschbefehl gegeben werden sollte. Während Hitler schwankte, was er tun sollte, riß Göring die Aktion an sich. Göring gab – impulsiv wie er war – den Befehl zum Einmarsch, als ihm die Situation brenzlig zu werden schien. Er hatte somit über den Kopf des Führers hinweg die geplante Aktion umgestoßen und sie selbständig in eine friedliche Besetzung umgewandelt. Als Hitler bei seiner Ankunft in München die Meldung von dem erfolgreichen Einmarsch überbracht wurde, tobte er zunächst, wie mir versichert worden ist. Aber dann überwog in ihm das Gefühl des Triumphes, den der zweifellose Erfolg der Aktion auslöste, so daß er alles billigte, ja, zum Schluß voller Stolz den Erfolg des Vorgehens sich selbst zuschrieb. Der blitzschnelle Einmarsch und der Jubel der Österreicher, die geradezu in einem Rausch der Begeisterung „Ein Reich, ein Volk, ein Führer!" schrien, ließ jede klare Erwägung der außenpolitischen Momente in den Hintergrund treten. Und damit war auch der Außenminister selbst in Vergessenheit geraten, so daß dieser und mit ihm die Botschaft in London erst nach 24 Stunden eine amtliche Mitteilung über das Vorgefallene erhielten. Denn erst dann bekam Ribbentrop Göring ans Telefon . . .

Inzwischen mußte Ribbentrop lavieren. Was sollte er schließlich tun? Er konnte nur den Standpunkt Hitlers decken, ohne zu wissen, wie sich die Dinge abgespielt hatten, und konnte schließlich nur Göring zum Triumph gratulieren!

Daß das Ganze auf die Engländer den allerschlechtesten Eindruck machte, war nicht zu verhehlen. Sie wollten es nicht glauben, daß Ribbentrop von diesem ganzen Spiel nichts gewußt habe. Er war in ihren Augen ein machiavellistischer Betrüger, der wieder einmal sämt-

liche Amtsstellen in England überspielt und belogen hatte und einen Triumph auf Kosten des englischen Prestiges davongetragen habe. „Ein schlechter Diplomat, der nur das Betrügen aus dem ff versteht!", das war das Urteil über ihn, welches mir u. a. auch meine Freunde aus der Downing Street Nr. 10 übermittelten.

Trotzdem konnte das britische Kabinett nicht umhin, auch diese Aktion als geschehen zu akzeptieren. Hierzu trug nicht zuletzt das Verhalten der Italiener bei. Hatten doch diese und insbesondere wieder der Botschafter in London, Grandi, versichert, Mussolini würde Österreich niemals an Hitler preisgeben. Aber nun stellte sich Mussolini tot, ja, akzeptierte das Geschehen mit Worten, aus denen deutlich wurde, wie sehr er sich von den Engländern verlassen fühlte. Das war selbstverständlich Salz in die Wunde des englischen Stolzes.

So schied denn Ribbentrop von London mit den bittersten Gefühlen. Er glaubte, er habe immer das Beste gewollt und habe durch seine offene Sprache die Engländer niemals betrogen. Aber sie hätten ihm das – so meinte er – nur mit Haß, Hetze, Verleumdung und dem Versuch, seine Pläne zu durchkreuzen, vergolten. Selten ist wohl ein Botschafter eines großen Landes mit so bitteren Gefühlen geschieden, wie das bei Ribbentrop der Fall war. Aus seiner Bewunderung war Haß und Ablehnung, ja, auch Verachtung geworden. Eine böse Morgengabe für den neuen Minister und eine schwere Belastung der deutsch-englischen Beziehungen, wie sich in Zukunft erweisen sollte!

II. Kapitel

München und Prag

Zum Nachfolger Ribbentrops in London wurde auf Vorschlag Weizsäckers Herbert v. Dirksen ernannt, der bis dahin Botschafter in Tokio gewesen war. Dirksen traf jedoch erst im Mai in London ein, so daß ich zunächst mit dem neuen Botschaftsrat Dr. Theo Kordt zu arbeiten hatte, der monatelang die Geschäfte der Botschaft führte.

Dr. Theo Kordt war mir ebenfalls seit Jahren bekannt, und zwar bereits aus der Zeit, in der ich den Staatssekretär v. Bülow regelmäßig zu besuchen pflegte; Kordt war damals Leiter des Vorzimmers des Staatssekretärs. Er gehörte gesinnungsgemäß zur deutschen Opposition und stand in scharfer innerlicher Ablehnung zum Nationalsozialismus. In welche gemeinsame Gefahren und welche merkwürdigen Situationen wir zusammen kommen würden, war damals nicht vorauszusehen. Wir erwarteten im Gegenteil, daß eine Beruhigung der allgemeinen Lage eintreten werde, sobald nämlich die durch den Anschluß Österreichs aufgeworfenen verschiedenen Fragen gelöst sein würden.

Wir atmeten alle auf, als Ribbentrop London verlassen hatte. Der normale Bürobetrieb, die ruhige, sachliche Atmosphäre, waren Dinge, die wir überaus angenehm empfanden. Ebenso waren wir glücklich darüber, daß die Betätigung der Botschaft nun nicht mehr täglich in der englischen Presse mit boshaften und negativen Bemerkungen begleitet wurde, da jetzt auch das übrige Diplomatische Korps von dieser Kampfesweise gegen uns abging, während die englische Presse offenbar die farblosen grauen Eminenzen des Auswärtigen Amtes, die jetzt regierten, nicht mehr für so schilderungswürdig hielt, wie das bei Ribbentrop der Fall gewesen war.

Diese Bemerkungen dürfen jedoch nicht dahin verstanden werden, daß wir etwa in einer politisch ruhigen Atmosphäre arbeiteten. Die allgemeine Stimmung war alles andere als friedlich. Hatte doch der „gewaltsam" vollzogene Anschluß Österreichs die sudetendeutsche Frage aufgerollt.

Die Nachkriegsgeschichtsschreibung der Gegner Deutschlands hat den Versuch gemacht, die Lösung dieses Komplexes durch Hitler als Teil eines systematischen Aufmarschplanes für den großen Krieg hinzustellen. Insbesondere hat, wie ich bereits erwähnt habe, fälschlicherweise die Hoßbach-Niederschrift diese Auslegung erfahren. Dies wird jedoch durch die veröffentlichten diesbezüglichen Dokumente ein-

wandfrei widerlegt. Jedenfalls haben auch wir damals in London diese Auffassung nicht geteilt, und in all den vielen Gesprächen, die wir mit den leitenden Persönlichkeiten der englischen Politik geführt haben, ist seinerzeit auch nicht der Schatten einer derartigen Vermutung aufgetaucht. Auch für die sudetendeutsche Krise gilt, wie meiner Ansicht nach für alle Aktionen Hitlers, der Satz, daß diese Angelegenheit weder planmäßig angelegt war noch planmäßig verlief.

Der Beweis hierfür ist vor allen Dingen in der Tatsache zu sehen, daß die sudetendeutsche Frage bereits lange vor einem Akutwerden der österreichischen gespielt hat und die Notwendigkeit der Lösung der sudetendeutschen Frage von den Engländern bereits zu einem Zeitpunkt anerkannt wurde, zu dem von einem Anschluß Österreichs überhaupt keine Rede war oder zu dem zumindest die Möglichkeit eines Anschlusses in weiteste Ferne gerückt schien.

Die Besuche sudetendeutscher Abgeordneter in London haben die ganzen Vorkriegsjahre hindurch zu den regelmäßigen Gepflogenheiten dieser deutschen Volksgruppe gehört. Allerdings waren es vor der nationalsozialistischen Zeit die deutschen Agrarier, Demokraten und Sozialdemokraten der Tschechoslowakei gewesen, die in London um Hilfe bei der englischen Regierung gegen die tschechische Bedrückung nachgesucht hatten. Erst später kamen auch Henlein und seine Parteifreunde an die Themse, um hier im gleichen Sinne vorstellig zu werden. Bereits im Sommer 1937 hatte Henlein persönlich in London selbständige Verhandlungen über die Gewährung der Autonomie an die sudetendeutschen Gaue der Tschechoslowakei geführt, und schon damals hatte die englische Regierung – weil sie die Berechtigung der sudetendeutschen Forderung anerkannte – Henlein Zusicherungen gegeben, daß sie seine Bestrebungen unterstützen würde.

Die Tatsache, daß die nationalsozialistische Partei des Sudetenlandes unter der Führung von Konrad Henlein zur größten deutschen Partei im Lande geworden war, hatte die tschechische Regierung Benesch zu einer Reihe von Maßnahmen veranlaßt, die auch nach dem Grundgesetz der tschechischen Republik nicht mehr als gesetzmäßig angesehen werden konnten. Sie bedeuteten eine Diskriminierung des deutschen Volksteiles in der Tschechoslowakei, die so schwerwiegend war, daß sie allgemein als eine Rechtfertigung der Forderung Henleins auf Gewährung einer nationalen Autonomie angesehen wurde.

Hitlers ursprüngliche Forderungen gingen ebenfalls nicht auf eine Loslösung dieser Gebiete von der Tschechoslowakei aus, sondern erstrebten eine Garantie der Minderheitenrechte. Ursprünglich bestand also zwischen ihm und Henlein volle Übereinstimmung über dieses

Ziel: Auch Hitler wünschte eine Selbstregierung für die Deutschen, aber nicht eine Annexion der Gebiete, in denen sie wohnten. Erst der Verlauf der Ereignisse brachte es mit sich, daß Hitler von der Autonomie-Forderung zur Annexions-Forderung überging.

Man muß sich diesen Ausgangspunkt der Krise immer wieder klarmachen, wenn man die Haltung der Regierung Chamberlain in dieser Frage verstehen will. Chamberlain und Halifax waren beide, wie mir authentisch von ihren Ratgebern damals versichert worden ist, von Anfang an der Überzeugung, die Forderungen der Sudetendeutschen müßten bewilligt werden, um diesen Unruheherd in Europa auszuräumen. Die Schwierigkeit einer Intervention lag für sie auf einem anderen Gebiet, dessen Bedeutung rechtlicher Natur war: Großbritannien mußte sich hier offiziell in einem Maße in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates einmischen, wie das vorher noch nie der Fall gewesen war. Die in der Tschechoslowakei wohnenden Deutschen standen ja nicht unter dem Minderheitenrecht des Völkerbundes, da sie ursprünglich durch das tschechische Staatsgesetz ausdrücklich als ein Teil des tschechoslowakischen Staatsvolkes bezeichnet wurden.

Andererseits hat Chamberlain von vornherein bei der sudetendeutschen Krise die Befürchtung gehegt, sie könne zu internationalen Verwicklungen führen. Die Tschechoslowakei war durch Bündnisverträge mit Frankreich und Sowjet-Rußland verbunden. Diese Verträge sahen eindeutig vor, daß die Tschechoslowakei im Falle der Bedrohung ihrer Sicherheit (eines „Angriffs") die militärische Hilfe Frankreichs und Sowjet-Rußlands anfordern konnte. Sollte dies aber geschehen, so würde England auf Grund seines Allianz-Vertrages mit Frankreich gezwungen gewesen sein, an der Seite Frankreichs in den Krieg zu gehen. D. h. also nicht mehr und nicht weniger, als daß die sudetendeutsche Krise die Gefahr in sich barg, ihretwegen könnte es zu einem allgemeinen europäischen Krieg kommen.

Dies aber konnte Chamberlain schon deshalb nicht wollen, weil die Lage Englands es noch nicht gestattete, in den Krieg zu gehen. Man muß sich nur einmal klarmachen, daß damals die Wiederaufrüstung Englands noch außerordentlich weit hinter der Wiederaufrüstung der anderen europäischen Staaten zurück war. Zwar hatte die Flotte ihr Neubauprogramm und ihre Munitionsversorgung sichergestellt, und auch die Luftwaffe hatte die Grundlagen für eine bedeutende Erweiterung gelegt. Mit Sicherheit war aber damit zu rechnen, daß die englische Luftflotte nicht vor Ende 1939, ja, vielleicht sogar erst 1940 in der Lage sein würde, sich mit der deutschen Luftwaffe zu messen. Gänzlich zurück war aber insbesondere die Ausrüstung des englischen

Heeres. Als die sudetendeutsche Krise begann, hatte Großbritannien nur etwa zwei Divisionen zu seiner Verfügung, die es hätte auf den Kontinent entsenden können. Es hätte mindestens ein Jahr, wenn nicht eineinhalb Jahre, gedauert, bevor Großbritannien wieder ein Expeditionskorps von einiger Bedeutung auf die Beine stellen konnte!

Chamberlain und Halifax faßten den Entschluß, unter diesen Umständen alles zu tun, um den Krieg zu vermeiden. Das war weder eine Politik der Schwäche noch eine Politik der Befriedung des Gegners um jeden Preis, sondern die klare und eindeutige Haltung verantwortlicher Staatsmänner, die das letzte Mittel, den Krieg, erst dann zu gebrauchen entschlossen waren, wenn dies sachlich nötig war.

Weiter muß man sich darüber klar sein, daß Neville Chamberlain wohl in erster Linie wirtschaftlich dachte. Er hatte als Kaufmann und Finanzpolitiker die ungeheuren Schäden des letzten Krieges selbst erlebt.

Bei dieser Politik stieß Chamberlain auf eine immer schärfer werdende Opposition im Lande. Geführt von Churchill, und auf das stärkste unterstützt von den Amerikanern, begann nach dem Einmarsch in Österreich die Parole „Stoppt Hitler!" sich so durchzusetzen, daß sie der Regierung ihr Handeln immer schwieriger machte, ja, Konzessionen der Regierung an Hitler im Interesse der Erhaltung des Friedens so gut wie völlig verhinderte. Es hatte Chamberlain also nichts genützt, daß er Eden ausgeschaltet hatte, um zu einer Verständigung mit Italien zu kommen. Während er diesem Ziel nachgelaufen war, hatte sich das deutsche Problem wieder so stark in den Vordergrund geschoben, daß die italienische Politik von zweitrangiger Bedeutung wurde, während die angebliche deutsche Gefahr riesengroß am Horizont der Engländer auftauchte. Und hier war man, insbesondere nach der „gewaltsamen Methode", die Hitler in Österreich angewandt hatte, nicht mehr willens, sich derartige Schläge ins Gesicht gefallen zu lassen.

Verhandeln, um den Krieg zu vermeiden, ja, dazu war Chamberlain und sein Kabinett bereit – aber sich noch einmal vor vollendete Tatsachen stellen zu lassen, das war unmöglich, das war die Gefahr für die internationale Lage . . .

Es ist daher selbstverständlich, daß der deutsche Einmarsch in Österreich sofort die sudetendeutsche Frage akut machte. Die Tschechoslowakei fühlte sich unmittelbar bedroht. Göring sah sich veranlaßt, beruhigende Erklärungen gegenüber der Tschechoslowakei abzugeben. Man muß sie sich allerdings ganz genau ansehen, um sie in ihrer Bedeutung zu erfassen. Sie enthielten niemals, wie das später

behauptet worden ist, eine territoriale Garantie der Tschechoslowakei, sondern lediglich die Zusicherung, die deutschen Truppen würden nicht, ebenso wie in Österreich, in die Tschechoslowakei einrücken. Es lagen also darin weder eine Garantie bezüglich der Grenzen der Tschechoslowakei noch irgendwelche weitergehenden Versprechungen. Deshalb ist es also falsch, wenn behauptet wird, Hitler habe damals die Tschechen durch eine irreführende Erklärung „eingelullt".

In der Tat widerspricht dieser Behauptung auch das nachweisliche Verhalten der tschechischen Regierung und Diplomatie nach dem Einmarsch in Österreich. Prag war nämlich bemüht, diese Gelegenheit zu benutzen, um sich eine Garantie seiner Grenzen durch die Westmächte geben zu lassen. Hierzu wurde es offensichtlich auch auf das lebhafteste durch die Moskauer Diplomatie ermutigt. In den zahlreichen Besprechungen tschechischer und französischer Persönlichkeiten wurde die Versicherung Frankreichs erneuert, daß Frankreich an der Seite der Tschechen gegen Deutschland marschieren werde, falls ein deutscher Einmarsch in die Tschechoslowakei erfolgen sollte. Die diesbezüglichen Abreden wurden jetzt sogar dahin ergänzt, daß ausdrücklich festgelegt wurde, auch ein bloßer Einmarsch der SA oder der SS würde von Frankreich als Kriegsfall angesehen werden. Diese Zusicherungen der Franzosen waren es, die in London die größte Unruhe auslösten, um so mehr, als diese Versprechungen Frankreichs nicht allein standen.

Denn es dürfte nunmehr einwandfrei feststehen, daß damals auch von sowjetrussischer Seite der Versuch gemacht worden ist, der Tschechoslowakei in der sudetendeutschen Frage den Rücken zu stärken. Der russische Außenminister hat derartige Zusicherungen ausdrücklich dem tschechoslowakischen Gesandten in Moskau übermittelt. Die Anwesenheit einer tschechoslowakischen Handelsdelegation in Moskau ist, wie wir aus inzwischen offenbar verlorengegangenen Geheimberichten einwandfrei wissen, ebenfalls dazu benutzt worden, militärische Abreden zu treffen, die nichts anderes bedeuten konnten, als daß Rußland die Tschechoslowakei in der sudetendeutschen Frage zum Widerstand ermutigt hat. Ja, man muß sich sogar fragen, ob die Sowjet-Diplomatie, die mit aller Wahrscheinlichkeit das Akutwerden der Rheinlandfrage bewußt ausgelöst hat, nicht auch in dieser Frage bereits hier frühzeitig den Versuch gemacht hat, einen Konflikt herbeizuführen, der ganz zweifellos im Interesse Rußlands gelegen haben würde, weil er eine Gesamtfront sämtlicher europäischen Mächte, mit Ausnahme Italiens, gegen Deutschland geschaffen hätte.

Über diese Dinge wurde in London nicht nur in den Blättern, sondern auch in privaten Kreisen offen gesprochen, so daß die unmittel-

bare Wirkung des Einmarsches in Österreich der Heraufbeschwörung einer neuen Kriegsgefahr wegen ihrer Rückwirkung auf die Tschechoslowakei gleichkam. Zwar erkannten die Engländer die Berechtigung des Anschlusses schließlich durchaus an. In der sudetendeutschen Frage waren sie aber zunächst einmal nicht gewillt, irgendwelchen deutschen Wünschen nachzugeben. Das ist jedenfalls eindeutig in den verschiedenen Erklärungen Chamberlains und Halifax' zum Ausdruck gekommen, die darauf abzielten, es aller Welt zu verstehen zu geben, daß im Falle eines militärischen Einmarsches in die Tschechoslowakei Frankreich zu seinen militärischen Verpflichtungen stehen und daß dies auch England verpflichten werde, an der Seite Frankreichs und der Tschechoslowakei gegen Deutschland zu kämpfen. Das war jedenfalls der Inhalt der berühmten Mitteilung Chamberlains im Unterhaus am 19. Mai, in der dieses Verhalten eindeutig klargestellt werden sollte.

Die Folge dieser Situation war sogar, daß Besprechungen zwischen dem englischen und dem französischen Generalstab in London stattfanden, an denen für die Franzosen der Generalstabschef Gamelin teilnahm. In diesen Besprechungen ist zum ersten Male einwandfrei festgestellt worden, unter welchen Umständen Frankreich bereit sein würde, an der Seite Englands in den Krieg zu gehen und welche Forderungen Frankreich an England im Kriegsfalle zu stellen haben würde. Die Besprechungen sind nach den Berichten, die wir von einem Mitglied der französischen Botschaft erhielten*, allerdings äußerst lebhaft gewesen. Die französischen Herren, insbesondere Gamelin, haben hierbei ihrem englischen Verbündeten erklärt, sie seien angesichts des Zurückbleibens der Engländer in der Rüstung nicht bereit, gegenwärtig Krieg zu führen. „Das Expeditionskorps, das England zur Verfügung stellen könne, ist als unzureichend anzusehen." Nach den Berichten aus der gleichen Quelle haben die Engländer versichert, sie hätten nur eineinhalb Divisionen zur Verfügung und es könne ein weiteres Jahr dauern, bis sie ein Expeditionskorps von mindestens sieben Divisionen nach Frankreich entsenden könnten. Sie wiesen dabei gleichzeitig auf den Mangel an Artillerie, Tanks und Flugzeugen hin, die zu jenem Zeitpunkt die englische Landrüstung noch charakterisierten. Wenn man uns richtig berichtet hat, so hat Gamelin erwidert, Frankreich werde unter diesen Umständen niemals marschieren. „Wir haben", so soll er gesagt haben, „im Weltkrieg zwei Millionen an Toten verloren, England aber nur Zweihunderttausend. Frankreich wird künftig nur marschieren, wenn es sicher ist, daß neben jedem toten Franzosen ein toter Engländer zu liegen kommt!

* Pierre Maillaud, Diplomatischer Korrespondent von „Havas".

Solange ich dieser Unterstützung nicht sicher bin, werde ich mich gegen jedes militärische Abenteuer wenden." Englischerseits habe man daraufhin versichert, man werde die Aufrüstung bis zum äußersten beschleunigen und die Daten für die Aufstellung des 7-Divisionen-Korps vorverlegen.

Das Ergebnis der englisch-französischen Generalstabsbesprechungen war somit für beide Partner überaus enttäuschend. Es zeigte sich nämlich vom französischen Standpunkt aus, daß Frankreich, wenn es wegen der tschechischen Frage losschlagen wollte, dies praktisch allein würde tun müssen, ohne jede Unterstützung durch die Engländer, während umgekehrt dem britischen Kabinett durch das Verhalten der Franzosen klar wurde, daß eine Kriegsdrohung gegen Deutschland in diesem Stadium ein Bluff war. Die Verhandlungen hatten sozusagen Chamberlain die Waffe aus der Hand geschlagen, mit der er hätte Hitler bedrohen können.

Diese Tatsache kann man nicht hoch genug bewerten. Sie war eine der Grundursachen für sein späteres Verhalten und ist ganz zweifellos eine der wesentlichen Ursachen dafür, daß er Schritt für Schritt vor den Kriegsdrohungen Hitlers zurückgewichen ist. Sicher war er der Überzeugung, die Forderung „Alle Deutschen in ein Reich!" entbehre nicht eines moralischen Hintergrundes, aber zu den für ihn demütigenden Entschließungen wäre es zweifellos niemals gekommen, wenn er nicht klar gewußt hätte, die mangelnde englische Aufrüstung lasse es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, daß Frankreich sich zum Krieg entschließen und damit wirklich Ernst machen würde. Er mußte wissen, daß allen etwaigen englischen Drohungen nur ein geringes Gewicht beizumessen war. Deshalb mußte er dem Krieg durch Verhandlungen ausweichen . . .

Diese Dinge sind in Berlin auf Grund unserer Berichterstattung aus London selbstverständlich bekannt geworden und haben ihr Teil dazu beigetragen, zunächst einmal in der sudetendeutschen Krise eine Entspannung herbeizuführen. So entschlossen sich Hitler nach außen und aus durchsichtigen propagandistischen Gründen zum Teil auch gebärdete, so töricht war er doch nicht, dort unter allen Umständen einen Krieg zu suchen, wo er sein Ziel ohne Krieg erreichen konnte. Ribbentrop hat zwar in vielen Äußerungen von dem Entschluß Hitlers, zu schlagen, und von geplanten kriegerischen Maßnahmen geredet. Es ist mir aber aus Äußerungen anderer, insbesondere aus denen Hewels und Haushofers, damals deutlich gewesen, daß dies bloß ein Bluff war, dazu bestimmt, den deutschen Forderungen Gewicht zu verleihen. Die Ansicht, Hitler sei bereits für diese Periode zum Krieg entschlossen gewesen, ist somit unglaubwürdig. Dies würde auch der

Reaktion widersprechen, die ein nunmehr eintretendes Ereignis hatte, das von überragender Bedeutung wurde: die berüchtigte Maikrise vom Jahr 1938, die sowohl bei Hitler als auch bei Chamberlain neue Entschlüsse auslöste.

Diese Krise ergab sich, als die Tschechoslowakei unter dem Vorwand, der deutsche Einmarsch stünde bevor, mobilisierte und damit in der ganzen Welt den Eindruck erweckte, als riskiere Hitler jetzt die Vergewaltigung der Tschechoslowakei.

Es mag heute kaum glaubhaft erscheinen, daß eine derartige Falschnachricht, die in England wie eine Bombe aus heiterem Himmel einschlug, allgemein geglaubt worden ist. Die amtlichen Dokumente bezeugen aber, daß dies tatsächlich der Fall war. Das britische Kabinett traf sogar die allerersten Mobilisierungsmaßnahmen, und aufgeregte Erklärungen in Frankreich und Moskau bestätigten, die tschechischen Meldungen über den bevorstehenden deutschen Einmarsch würden dort ebenso geglaubt und man wartete nur auf das Stichwort aus London, um wirklich loszuschlagen. Zu solch einer Hysterie hatte sich also die allgemeine Stimmung in der Welt damals bereits verstiegen, daß eine derartige Alarmmeldung praktische Folgen hatte. Das Verhalten der englischen Regierung und ihre Erklärungen im Unterhaus ließen im übrigen keinen Zweifel daran, daß sie trotz aller Mißerfolge damals bereits zur Kriegserklärung entschlossen gewesen wäre, wenn sich die Nachricht über den deutschen Einmarsch der Truppen bewahrheitet haben würde.

Allerdings hatten die tschechischen Lügen kurze Beine. Innerhalb von 48 Stunden stellte es sich heraus: die gesamte Nachricht war ein aufgelegter Schwindel. Die alliierten Militärattachés aus Deutschland berichteten, daß keinerlei Mobilmachung irgendwelcher Truppenteile erfolgt war.

Der Schatten des Krieges, der so plötzlich zum ersten Male am europäischen Horizont aufgetaucht war, überzeugte Chamberlain davon, daß er aktiver als bisher in die Sudetenfrage eingreifen müsse. Er entfaltete daher von jetzt ab ein Höchstmaß an diplomatischer Betätigung. Der englische Botschafter in Berlin, Henderson, wurde wochenlang hindurch immer wieder mit den gleichen Vorstellungen in das deutsche Auswärtige Amt geschickt, und ebenso wurde, um sicherzugehen, daß diese Vorstellungen auch Gehör fanden, der deutsche Botschafter in London unter Druck gesetzt.

Auch ich habe damals in vielen Gesprächen auf das deutlichste zu spüren bekommen, mit welcher Intensität die Engländer den Versuch gemacht haben, ihren Standpunkt klarzumachen. Sowohl die Beamten der Presseabteilung des Foreign Service wie auch Steward und

Professor Conwell-Evans bemühten sich, uns immer wieder das gleiche einzuhämmern, nämlich: eine gewaltsame Lösung der sudetendeutschen Frage würde den Krieg unausweichlich zur Folge haben. Wir mußten das so oft hören, daß schließlich, wenn die übliche Frage in der Pressekonferenz der Botschaft an mich gestellt wurde, was es Neues gegeben habe, ich Wochen hindurch regelmäßig nur antworten konnte: „Man hat uns wieder einmal mit dem Krieg gedroht, wenn wir die sudetendeutsche Frage gewaltsam lösen sollten." Mitunter erregte das sogar Heiterkeit, weil sich diese Formel so stereotyp wiederholte. Für uns bestand aber kein Zweifel darüber, daß sie ernst gemeint war.

Bekanntlich hat in den Unterredungen, die Henderson mit Ribbentrop und Weizsäcker in Berlin geführt hat, die Frage, ob Deutschland gesonnen sei, Gewalt anzuwenden oder zu mobilisieren, zu ungewöhnlich scharfen Auseinandersetzungen geführt, in denen schließlich Henderson so grob die Wahrheit gesagt bekam, daß es fast blamabel für ihn ist, daß er sie entgegengenommen hat. Wenn man seine Berichte hierüber heute nachliest, besteht kein Zweifel, daß er sich mehr als einmal moralisch geohrfeigt gefühlt hat und daß er der Ansicht war, man habe ihn absichtlich belogen.

Ich habe später Gelegenheit gehabt, mich über diese Frage selbst eingehend zu informieren, kann aber nur versichern, daß diese Anschauung falsch ist. Sowohl Hitler als auch Ribbentrop glaubten wirklich, in der Frage der Mobilisierung ein gutes Gewissen zu haben, und sahen daher in der Insistenz der Engländer eine beleidigende Unverschämtheit oder ein undurchsichtiges diplomatisches Manöver. Sie empfanden es als ungehörig, daß sie, „die Unschuldigen", die nach ihrer Ansicht nichts getan hatten, um die Krise herbeizuführen, von den Engländern auf die gleiche Stufe mit der tschechischen Regierung gestellt wurden. Nach Berliner Ansicht hätten sich die Engländer ausschließlich an die Friedensstörer, nämlich die Prager Regierung, wenden müssen.

Hitler gewann aus diesem Verhalten den Eindruck, als versuchten die Engländer krampfhaft, einen Grund zu finden, der die Zurücknahme der Zusagen Großbritanniens auf Gewährung der Autonomie in der sudetendeutschen Frage gerechtfertigt hätte.

Tatsächlich ist es, wenn man die amtlichen Berichte heutzutage durchliest, erstaunlich zu sehen, mit welcher Hartnäckigkeit die Engländer immer wieder darauf bestanden, daß die Gefahr eines Gewaltaktes seitens Hitlers bestünde. Es half nichts, daß dem englischen Militärattaché in Berlin, MacFarlane, die Möglichkeit gegeben wurde, sich über die Truppenbewegungen zu informieren. Es half nichts, daß

man ihnen versicherte, daß kein Gewaltakt geplant oder in Vorbereitung sei. Immer wieder kamen die Engländer auf die Feststellung zurück, dies wäre doch der Fall, und erhoben den diplomatischen Drohfinger, d. h. drohten mit Krieg, wenn dies doch geschähe.

Man steht hier also gewissermaßen vor einem Rätsel. Ein so vollständiges Aneinandervorbeireden, wie es in dieser Situation zwischen den beiden Parteien erfolgte, ist wohl selten in der Weltgeschichte zu verzeichnen gewesen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß dies auf beiden Seiten auf purer Blindheit oder, noch schlimmer, Dummheit beruht haben soll.

Da ich selbst eine solche Fülle von Gesprächen über diese Frage mit den verschiedensten Personen geführt habe, daß mir wohl jede Seite dieser Angelegenheit bekannt wurde, fühle ich mich berechtigt, ja, auch verpflichtet, auf einen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, der bisher in der Literatur nicht erwähnt worden ist, der aber ganz zweifellos der entscheidende Grund für das englische Verhalten war, das letzten Endes einen derartig folgenschweren Einfluß auf Hitler gehabt hat, wie ich das noch schildern werde.

Dieser Grund für das englische Verhalten hat meines Erachtens zweifellos darin bestanden, daß die britische Regierung, d. h. Chamberlain, Halifax und Neville Henderson wie auch ihre Berater, der felsenfesten Überzeugung waren, Hitler bereite eine gewaltsame Lösung der tschechischen Frage vor.

Wie kann eine derartige Überzeugung aber zustande gekommen sein?

Sie konnte nur dadurch entstehen, daß der britischen Regierung überzeugende Berichte vorgelegen haben, die derartige geheime Absichten Hitlers dokumentierten. Das waren aber ganz zweifellos nicht die gewöhnlichen Berichte der Botschaft (obwohl Henderson auf Grund der ihm zuteil gewordenen Informationen mit seinen Berichten in die gleiche Kerbe schlug). Es müssen militärische Informationen oder, genauer gesagt, Informationen der britischen Spionage oder des britischen Geheimdienstes gewesen sein, die glaubhaft darlegten, was Hitler plane.

Ich hege heute keinen Zweifel darüber, daß der englische Geheimdienst derartige Nachrichten geliefert hat, seit ich weiß, daß es dem englischen Generalstab gelungen war, einen englischen Offizier in den deutschen Generalstab einzubauen, der seiner Dienststellung zufolge in der Lage gewesen sein muß, auch die geheimsten Anweisungen über generalstabsmäßige Vorbereitungen in der einen oder anderen Form zu erfahren. Es ist sicher, daß er über die geheimen Dinge hat berichten können, da ohne die Existenz eines derartigen militärischen Ge-

heimberichts über von Hitler gegebene Geheimbefehle es meines Erachtens keine Erklärung für die englische Überzeugung von den geplanten Maßnahmen Hitlers gibt.

Es ist sicher, daß der Militärattaché in Berlin, Oberst MacFarlane, diese Berichte gekannt hat und sie durch die englische Botschaft gelaufen sind. Sie sind mit Sicherheit auch die Ursache dafür gewesen, daß der britische Botschafter in den ersten Tagen der Mai-Krise seinen Beamten den Rat gegeben hat, Frauen und Kinder nach Hause zu schicken, und den gleichen Rat auch einer Reihe von britischen Pressekorrespondenten zuteil werden ließ. Eine derartige Anweisung wird in keiner verantwortungsbewußten Botschaft lediglich auf Grund einer Panikstimmung gegeben. Dazu pflegt man in der Diplomatie – und selbstverständlich wohl auch in der englischen – zu sehr auf einwandfreie Tatsachenberichte zu gehen, bevor man handelt. Inzwischen haben die Enthüllungen über die Zusammenarbeit der Opposition (Weizsäcker-Gruppe, Beck-Gruppe u. a.) mit den Engländern erwiesen, daß auch hier eine Quelle für diese Berichte zu suchen ist.

Eine Nachprüfung dieser Gedankengänge anhand der veröffentlichten Akten ergibt interessanterweise, daß der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, der spätere Generalfeldmarschall Keitel, am 20. Mai 1938 Hitler den Entwurf für eine neue Weisung Grün (Tarnwort für ein Einschreiten in der Tschechoslowakei) zur Genehmigung vorgelegt hat, in der zum ersten Male ein überraschendes militärisches Eingreifen gegen die Tschechoslowakei ins Auge gefaßt wurde. Dieser Entwurf sieht nun zwar vor, ein Eingreifen in der Tschechoslowakei ohne Herausforderung solle in nächster Zeit *nicht* erfolgen; dies habe nur zu geschehen, wenn eine unabwendbare Entwicklung der politischen Verhältnisse innerhalb der Tschechoslowakei dazu zwinge oder die politischen Verhältnisse in Europa eine besonders günstige und vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit dazu schüfen. Es scheint mir aber einwandfrei zu sein, daß ein ausländischer Beobachter, dem eine derartige Weisung zu Gesicht kommen sollte, hieraus und insbesondere aus den folgenden detaillierten militärischen Vorbereitungen keinen anderen Schluß ziehen konnte, als daß eine militärische Aktion doch geplant sei.

Wenn dieser Bericht tatsächlich Hitler am 20. Mai vorgelegt wurde, so besteht weiter kein Zweifel darüber, daß er bereits einige Tage vorher ausgearbeitet worden sein muß, so daß er zu einem hinreichend frühen Zeitpunkt bereits dem Spionagebeauftragten der Gegner bekannt gewesen sein kann. Das würde erklären, warum genau zu diesem Zeitpunkt – am 21. Mai – die tschechische Gegenaktion, nämlich die Mobilisierung der Armee und die Mobilmachung der

öffentlichen Meinung der Welt, erfolgen konnte. Das ist darüber hinaus ganz besonders dann erklärlich, wenn man weiß, wie eng der tschechische und der englische Geheimdienst in allen europäischen Fragen in dieser Periode zusammengearbeitet haben.

Jedenfalls würde die Übermittlung eines derartigen Spionageberichtes es am plausibelsten erklären, warum Chamberlain und mit ihm der Botschafter Henderson, der ja diese Berichte wahrscheinlich nach London weitergeleitet hat, felsenfest davon überzeugt waren, daß Hitler die Unwahrheit sage, wenn er behaupte, er bereite keinen Gewaltakt vor.

Andererseits scheint es mir ebenso plausibel zu sein, daß Hitler sich in seiner Unschuld gekränkt fühlte, wenn man ihm derartige Absichten in einem Augenblick unterstellte, in dem überhaupt erst einmal die generalstabsmäßige Vorbereitung einer derartigen Aktion von Keitel angeregt worden war.

Eine generalstabsmäßige Vorbereitung einer derartigen Aktion besagt aber selbstverständlich für die politischen Absichten noch gar nichts. Der Generalstab hat weisungsgemäß für Eventualfälle Aktionen auf dem Papier vorzubereiten, wobei Eventualfälle ganz selbstverständlich immer nur politische Möglichkeiten darstellen, die „vielleicht" eintreten können. Das ist in der gesamten Welt so üblich und ist nicht etwa eine Spezialität des deutschen Generalstabs. Der Befehl, für einen Eventualfall etwas vorzubereiten, bedeutet aber politisch noch nicht, daß die Entscheidung bereits gefallen ist.

Deshalb glaube ich, auch in diesem Falle haben die Dinge tatsächlich so gelegen, wie ich sie später von den beteiligten Generalstäblern geschildert bekommen habe, daß nämlich im Augenblick der tschechischen Mobilisierung tatsächlich keine deutschen Mobilisierungsmaßnahmen getroffen worden waren, sondern die sogenannte Papierarbeit der „Schreibtischler" tatsächlich in diesem Augenblick erst eingesetzt hat.

Daß Ribbentrop selbst von diesen militärischen Handlungen keine Kenntnis bekommen hat, geht aus den Nürnberger Prozeßakten hervor. Er hat es nicht nur ausdrücklich unter Eid versichert, das Gegenteil ist ihm auch von der Anklage nicht nachgewiesen worden. Um so mehr konnte er sich also damals guten Glaubens empören und über die „Unverschämtheiten" Hendersons sich entrüsten, während dieser ganz selbstverständlich sich ebenfalls im guten Glauben befand und sich in der gleichen Weise aufregte wie der Außenminister, den er eigentlich beruhigen sollte . . .

Das Groteske dieser Situation ist mir aus meinen Gesprächen in London noch lebhaft in Erinnerung. Ich habe sowohl den Herren vom

englischen Außenamt wie auch meinem Freund Steward in mehr als einer Unterredung energisch meine Meinung gesagt und habe mich bitter über das psychologische Ungeschick und die Dummheit und Sturheit Hendersons beklagt. Ich schrieb es damals der schottischen Sturheit Hendersons zu, daß er in dem Punkt der angeblichen Pläne Hitlers immer wieder auf seiner Ansicht bestand. Aber wenn ich mir heute überlege, was ich als Antwort auf derartige Feststellungen hin erhielt, so scheint mir das ebenso aufschlußreich zu sein. Die Antworten besagten eben immer wieder, daß die britische Regierung nur auf allereinwandfreieste Informationen hin zu handeln pflege und daß ich daher mit Sicherheit annehmen könne, daß die britischen Informationen nicht nur einwandfrei, sondern auch absolut hieb- und stichfest seien. Daß sich die Engländer auf verräterische Informationen deutscher Stellen verließen, konnte ich seinerzeit nicht wissen ... Ich hätte damals eine landesverräterische Tätigkeit der deutschen Opposition für ausgeschlossen gehalten.

Ist das vielleicht des Rätsels Lösung? Ich glaube jedenfalls, daß meine Vermutung der Wahrheit sehr nahe kommt.

Ich habe damit zugleich die merkwürdige psychologische Lage geschildert, in der wir uns in London befanden: Es setzte das Auseinanderfallen beider Parteien ein, das zu dem dramatischen Höhepunkt von München führen sollte.

Und das, obwohl damals die Lösung bereits ganz nahe war! Denn schon zu diesem Zeitpunkt waren Chamberlain und die britische Regierung bereit, anzuerkennen, daß die Autonomieforderung keine befriedigende Lösung schaffen würde, sondern nur eine Annexion der sudetendeutschen Gebiete durch Deutschland. Jedenfalls hat mir das eine Reihe journalistischer und amtlicher englischer Freunde einwandfrei versichert, und ich habe auch den Botschafter v. Dirksen bewegen können, einen entsprechenden Bericht nach Berlin weiterzuleiten, in dem ich dies ausdrücklich klargestellt habe.

Anfang Juni erschien nämlich in der „Times" ein Artikel, in dem klar und deutlich gesagt wurde, daß Chamberlain bereit sei, es zu bewirken, daß die sudetendeutschen Gebiete von der Tschechoslowakei an Hitler abgetreten würden! Ich hielt es für richtig, diese Auffassung klipp und klar nach Berlin zu geben, um eine Grundlage für eine friedliche Verhandlung über die Übergabe dieser Gebiete zu schaffen, begegnete aber hierbei sehr lebhaften Bedenken Dirksens und Kordts, die etwa folgendermaßen lauteten: Wenn man Hitler sage, daß die sudetendeutschen Gebiete ihm von den Engländern sozusagen auf einer silbernen Schüssel angeboten würden – was läge näher, als daß er sie sich einfach nähme? Man würde also möglicherweise ihm nur

einen Anreiz geben, die gewaltsame Aktion durchzuführen, die zu verhindern unsere Aufgabe im Interesse des Friedens sei.

Trotzdem gelang es mir, den Botschafter von der Notwendigkeit, diese Berichte nach Berlin zu geben, zu überzeugen, um so mehr, als nicht nur Mr. Steward, sondern auch ein Beamter der Presse-Abteilung des englischen Auswärtigen Amtes mir unmißverständlich zu verstehen gaben, daß es sich hier um einen offiziellen Fühler Chamberlains und eine sogenannte gewollte Indiskretion handele.

Botschafter v. Dirksen sandte daher unter dem 9. Juni 1938 einen Bericht nach Berlin, in dem er die mir vom diplomatischen Korrespondenten der „Daily Mail" und vom diplomatischen Korrespondenten der „Sunday Times" übermittelten Informationen weitergab. Der erstere hatte mir auf die Frage, ob Chamberlain bereit sein würde, eine territoriale Neueinteilung zur Lösung der sudetendeutschen Frage zuzugestehen, klar geantwortet, er sei dessen ganz sicher. Auch der Korrespondent der „Sunday Times" hatte mir erklärt, daß Chamberlain zu sehr weitgehenden Konzessionen auf territorialem Gebiet bereit sein würde. Beide Korrespondenten bestätigten also, daß Chamberlain die vermuteten Äußerungen gemacht habe.

Der Bericht, von dem wir uns in London besondere Auswirkungen versprochen hatten, verpuffte jedoch vollständig, da er zunächst keine besondere Beachtung fand. Ob dies an dem Vortrag des Referenten Ribbentrops, Erich Kordt, gelegen hat oder aber dies der Taktik Hitlers entsprach, der angebotenen Möglichkeit zu einer Verständigung auszuweichen, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls war die Wirkung des Berichts gleich Null.

Statt dessen setzte im Freundeskreis des Premierministers oder überhaupt innerhalb der englischen Regierung eine lebhafte Aussprache darüber ein, woran es denn läge, daß die angebotene Verständigung nicht zustande kam. Lag es daran, daß Hitler unter allen Umständen den Krieg wünschte, wie das seine Gegner behaupteten, und daß er daher die sudetendeutsche Frage lediglich als Vorwand hierzu nähme, oder lag es daran, daß Sir Neville Henderson nicht der richtige Mann am Platze war? (Bemerkenswerterweise war man in England überzeugt, daß die Deutsche Botschaft in London also richtig und zuverlässig funktionierte.)

Ich persönlich hatte keinen Zweifel, daß der englische Botschafter kläglich versagte, und ich muß heute, wenn ich die amtlichen Dokumente lese und mir Sir Neville Hendersons Buch „Failure of a Mission" ansehe, zu meinem Bedauern feststellen, daß ich mich nicht getäucht habe. Der englische Botschafter in Berlin war der Lage in keiner Weise gewachsen und beging eine Taktlosigkeit nach der ande-

ren. Als er schließlich sogar den Versuch machte, Ribbentrop zu überspielen und sich über den Kopf des Außenministers hinweg direkt an Hitler zu wenden, hatte er einen groben Taktfehler begangen, der bei jedem anderen Diplomaten seine Abberufung zur Folge gehabt hätte. Das geschah nur deshalb nicht, weil man eben in London überzeugt war, daß es für die gesamte verfahrene Lage einen Sündenbock gäbe, nämlich Ribbentrop, dem man die Verantwortung für die sture Haltung Hitlers zuschob.

Ribbentrop hat tatsächlich grob und unfreundlich auf die verschiedenen Zumutungen des englischen Botschafters geantwortet und hat damals in mehr als einer Äußerung mit dem Krieg gedroht, wenn die sudetendeutsche Frage nicht bald gelöst werde. Die Engländer befanden sich nur in einem Punkt im Irrtum: Ribbentrop vertrat nicht seine eigene Ansicht oder seine eigene Taktik, sondern er war nur „die Stimme seines Herrn und Meisters", er wiederholte exakt, was Hitler gesagt haben wollte.

Nachdem ich die entsprechenden Informationen erhalten hatte, war ich mir über diese merkwürdige Situation, die ich für wenig glücklich hielt, durchaus klar. Eine ganze Reihe anderer Persönlichkeiten kannte sie aber nicht oder benutzte diese Lage, um gegen Ribbentrop zu intrigieren, u. a. auch Weizsäcker.

Ribbentrops Stellung als Außenminister war ja eine völlig andere geworden, als er sie sich ursprünglich erhofft hatte. Als er sein Amt antrat, glaubte er, daß er von nun an die rechte Hand Hitlers sei und daß Außenpolitik nur noch durch ihn gemacht würde. Die vielen Nebenregierungen in der Außenpolitik, die es unter Neurath gegeben hatte, hoffte Ribbentrop auf Grund seines besonderen Vertrauensverhältnisses zu Hitler beseitigen zu können. Aber hierin hatte er sich weitgehend getäuscht. Nachdem Hitler Ribbentrop zum Außenminister ernannt hatte, nahm er zunächst einmal bei ihm das berühmte „psychologische Experiment" vor, das er selbst zynisch „zweimal das Rückgrat brechen" nannte. Nach seiner Ernennung zum Außenminister wurde Ribbentrop nämlich plötzlich bei Hitler nicht mehr vorgelassen, erhielt auf seine sämtlichen Vorlagen keine Antwort mehr und wurde so behandelt, als ob er nicht existierte. Als Ribbentrop den Versuch machte, sich hierüber zu beschweren, ließ ihm Hitler bestellen, er solle erst einmal Ordnung im Auswärtigen Amt schaffen, ehe er sich wieder bei ihm melde, und im übrigen habe er ihn zum Außenminister gemacht, um endlich der außenpolitischen Sorgen ledig zu sein. Er verbäte sich jede Behelligung. Erst nach einer lebhaften Aussprache, die mir Ribbentrop selbst geschildert hat, in der er bereits vierzehn Tage, nachdem er Außenminister geworden war, seine De-

mission anbot, gelang es ihm, wenigstens ein Arbeitsverhältnis herzustellen, das eine regelmäßige Bearbeitung seiner Vorlagen sicherstellte. Aber hierzu durfte Ribbentrop beileibe nicht selber kommen. Er durfte lediglich seinen Verbindungsmann, den Gesandten und späteren Botschafter Hewel, zu Hitler senden, der bei diesem Persona gratissima war und mit dem Hitler im allgemeinen alle laufenden Angelegenheiten besprach.*

Ribbentrop versuchte wie ein Verzweifelter, sich trotzdem einzuschalten, blitzte aber immer wieder ab, bis er es schließlich gelernt hatte, daß er nur von Zeit zu Zeit bei Hitler vorgelassen wurde, der ihn dann allerdings äußerlich mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte – um hinter seinem Rücken nach dem Empfang sich über die Arroganz, die mangelnde Intelligenz und die Ungeschicklichkeit Ribbentrops zu mokieren. Das wurde Ribbentrop natürlich wieder hinterbracht, der daraufhin um so wütender wurde und sich so sehr bald zerrieb, innerlich unsicher wurde und dies nach außen durch ein um so arroganteres Benehmen und ein um so stureres Festhalten an der Hitlerschen Außenpolitik wettzumachen suchte.

Das wurde von seinen Gegnern, insbesondere von Göring und Goebbels, benutzt, um auf das lebhafteste gegen ihn zu intrigieren. Sobald diese beiden Paladine es einmal heraus hatten, wie empfindlich Ribbentrop war, wenn man sich in seine Angelegenheiten mischte, waren sie bestrebt, ihn bei jeder Gelegenheit auszuschalten und direkte außenpolitische Entscheidungen Hitlers ohne Befragung Ribbentrops herbeizuführen.

Hitler selbst sah das alles mit dem größten Vergnügen. Er amüsierte sich darüber, daß seine „Großen" sich wie die Hunde um den außenpolitischen Knochen balgten, und er scheute sich auch nicht, dies gelegentlich zum großen außenpolitischen Spiel zu benutzen, wenn dies in seine Pläne paßte. Wenn es dann wirklich ernst wurde, schaltete er allerdings alle anderen immer wieder aus und arbeitete wieder allein mit Ribbentrop, dessen Urteil allein bei ihm etwas galt. Aber für alle möglichen Nebenaktionen oder für nebensächlich gehaltene Aktionen benutzte Hitler doch ebenso gerne Göring, um es Ribbentrop spüren zu lassen, daß er, Hitler, nicht allein auf ihn angewiesen sei*.

Ein derartiges Manöver spielte auch damals in die Aussprache über die sudetendeutsche Krise hinein. Es gelang Göring, Hitler davon zu überzeugen, daß Ribbentrop nicht der geeignete Mann sei, um die Engländer zu „beruhigen", und daß er, Göring, allein dies vermöchte.

* Nach den Schilderungen Hewels und A. Haushofers siehe auch Ribbentrops Memoiren.

Aus diesem Grunde schlug er ihm vor, den Hauptmann Wiedemann – der früher Kompaniechef Hitlers gewesen war und sich gleichzeitig der besonderen Gunst Görings erfreute – nach England zu entsenden, um die Engländer über die friedlichen Absichten Hitlers aufzuklären.

Es kam so in London zu einem Zwischenspiel, das nicht ohne unfreiwillige Komik war, in dem Wiedemann mit treuherzigem Augenaufschlag Chamberlain und Halifax unter Assistenz der Prinzessin Hohenlohe (einer Abenteurerin jüdischer Herkunft, die einen Prinzen Hohenlohe geheiratet hatte und mit Lord Rothermere befreundet war) dem britischen Kabinett zu versichern versuchte, daß Hitler nicht die Absicht habe, es zu einem Krieg kommen zu lassen.

Man hat alle diese Erklärungen über Hitlers friedfertige Absichten, bei denen auch der deutsche Botschafter Dirksen sehr lebhaft assistierte, in London selbstverständlich als einen gutgläubigen, aber auch frechen Versuch, die Engländer einzulullen oder zu betrügen, angesehen, um so mehr, als dem englischen Geheimdienst die dubiose Vergangenheit der Prinzessin Hohenlohe und die Naivität Wiedemanns nicht unbekannt blieben. Daß Hitlers Versicherungen ausgerechnet in dem Augenblick eintrafen, in dem weitere substanzierte Nachrichten über deutsche militärische Vorbereitungen eingingen, setzte dessen Spiel ganz selbstverständlich in das übelste Licht. Der gute Glaube war Dirksen und Wiedemann persönlich natürlich nicht abzusprechen, aber es war nicht verwunderlich, daß dieser Versuch, die Engländer zu beruhigen, im Gegenteil das Mißtrauen gegen Hitler selbst nur steigerte.

In dieser Situation, in der kein Mensch mehr ein noch aus wußte, erhielt ich die mir höchst willkommene Aufforderung Ribbentrops, mich bei ihm in Berlin zu melden, da ihm erst jetzt, d. h. also sechs Wochen nach Erhalt der Nachricht, die Bedeutung meiner seinerzeitigen Information über den Hintergrund des „Times"-Artikels aufgegangen war. So flog ich nach Berlin, um Informationen zu geben und Informationen zu holen, die für unsere Weiterarbeit in London von lebenswichtiger Bedeutung zu sein schienen.

Die ganze Gefahr der Lage und die Kriegsdrohung, die in der Luft hing, sollte mir hier deutlich werden. Als ich zu Ribbentrop in sein Amtszimmer gebeten wurde, fuhr er mich, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, wenigstens höfliche Begrüßungsworte zu gebrauchen, sofort an: „Was wollen Sie mit dem Wisch, den Sie mir da herübergeschickt haben? Die Engländer haben durch ihr Verhalten Hitler so sehr gekränkt, daß er nicht mehr daran denkt, die sudetendeutsche Frage friedlich zu lösen, selbst wenn die Engländer ihm die sudeten-

deutschen Gebiete auf einem silbernen Tablett kniefällig anbieten sollten. Wissen Sie überhaupt nicht, was sich hier abgespielt hat? Verstehen Sie nicht, daß ein derartiger Vorschlag nicht mehr in die Landschaft paßt?"

Und nun setzte mir Ribbentrop auseinander – was mir wenige Tage später auch Albrecht Haushofer bestätigte –, welche Wut bei Hitler das tschechische Manöver vom 20. und 21. Mai ausgelöst habe. Nach diesen Berichten hat Hitler buchstäblich vor Wut geschäumt, als er die tschechischen Falschmeldungen erhielt, eine Wut, die sich immer mehr steigerte, als er von der entsprechenden Reaktion in den englischen und französischen Hauptstädten hörte.

Nach den mir von Ribbentrop gemachten Schilderungen hat Hitler in der Presse den klaren Beweis dafür gesehen, daß er mit seiner Beurteilung, „sie wollen mich überfallen", völlig recht gehabt hätte. Lediglich die militärische Stärke Deutschlands, die es seiner von Hitler veranlaßten vorsorglichen Aufrüstung verdanke, habe vor einem sofortigen Überfall durch die Westmächte geschützt!

Ribbentrop berichtete mir, daß Hitler ihm gesagt habe: „Kommen Sie mir nicht noch einmal mit der Behauptung, daß die Engländer keinen Krieg wollen. Wenn sie aus Anlaß einer so infamen Lügenmeldung, wie der tschechischen, bereits mobilisieren* – ja, was werden sie erst dann tun, wenn ich tatsächlich zu mobilisieren gezwungen bin, um die Sudetendeutschen vor dem Abgeschlachtetwerden zu schützen? Wenn sie erst ihre Rüstung fertig haben, werden sie über mich herfallen und Deutschland ohne Gnade kurz und klein schlagen. Es gibt keine internationale Moral, jeder nimmt sich die Beute, die er haben kann, und ich werde mir das eine Lehre sein lassen."

Die tschechische Mobilisierung vom 21. Mai hat somit, wie sich mir auf Grund dieser Mitteilungen einwandfrei zu ergeben scheint, genau wie seinerzeit die erste Drohung in Polen, einen entscheidenden Einfluß auf die weitere Entwicklung der Anschauungen Hitlers gehabt. Sie hat den letzten Anstoß dazu gegeben, um ihn davon zu überzeugen, daß er, was er auch immer zu tun gedenke, früher oder später Krieg zu führen gezwungen sein werde. Der Krieg sei unvermeidlich ...

In der Unterredung, in der mir Ribbentrop die oben berichteten Anschauungen Hitlers mitteilte, habe ich mich aber auf das allerheftigste gegen die Vorstellung gewehrt, daß der Krieg unvermeidlich sei. Ribbentrop wollte dies nicht wahrhaben. „Der Führer", so sagte

* Die Engländer haben damals nicht mobilisiert, sondern nur vorbereitende Maßnahmen getroffen. Hitler irrte sich hier und interpretierte einen Bericht der Militärattachés falsch.

er mir, „weiß ganz genau, daß der Krieg unvermeidlich ist, nicht, weil er ihn will, sondern weil die anderen sein großes Aufbauwerk wieder zerschlagen wollen. Genauso, wie sie das Reich Bismarcks zerstört haben, nachdem sie den Krieg vom Zaun gebrochen haben, genauso wollen sie auch das Reich Hitlers zerschlagen. Sie suchen nur nach dem Vorwand. Und wenn es die österreichische Frage nicht ist, dann eben die sudetendeutsche oder die polnische oder irgendeine andere. Der Führer hat mir gesagt: ‚Ehe ich mich einkreisen lasse, schlage ich zuerst. Ich warte nicht, bis die Koalition meiner Feinde fertig ist und dann über mich herfällt. Dann nutze ich eben den Vorteil, den mir die deutsche Aufrüstung gegeben hat, ehe die anderen nachziehen können und uns dann am Ende überholen.'" Ja, wenn er sicher wäre, daß die anderen Deutschland bestehen lassen wollten, dann würde er sofort bis zum letzten Mann und bis zur letzten Kanone abrüsten. „Aber wir sind leider der gegenteiligen Überzeugung. Sagen Sie das ruhig Ihren englischen Freunden."

Ribbentrop erging sich dann in stundenlangen Tiraden über die „unverschämte" Einmischung der Engländer in innerdeutsche Verhältnisse, die er in der Ernennung eines Beobachters in der sudetendeutschen Frage sah, die mir damals zum ersten Male von englischer Seite angedeutet worden war. „Was bilden sich die Engländer ein? Glauben sie, wir seien ein Negerstamm, dem man es nach Belieben gestatten oder verbieten kann, die eigenen Landsleute zu schützen? Das läßt sich der Führer niemals gefallen!"

Auf meine Frage, was denn Hitler nun in der sudetendeutschen Sache erstrebe, da meiner Ansicht nach die Autonomie der Sudetendeutschen doch ohne jede Schwierigkeit zu haben sein würde, antwortete mir Ribbentrop: „Die Autonomie? Das kommt jetzt nicht mehr in Frage. Ein Staat, der es wagt, die Welt gegen uns zu mobilisieren, ohne daß wir dazu den geringsten Anlaß gegeben haben, nur weil dieser die in der feierlichsten Weise gegebenen Versprechungen auf Schutz der deutschen Minderheiten nicht innehält, hat die Berechtigung verloren, diese Gebiete und diese Deutschen zu behalten. Ja, vor den Lügenmeldungen las man es anders. Da wäre Hitler vielleicht bereit gewesen, sich mit der Autonomie zu begnügen. Aber jetzt ist es ihm klargeworden, daß er damit nicht genug gefordert hat. Welche Garantie haben wir denn, daß die Tschechen, nachdem sich die Weltlage wieder beruhigt hat und es ihnen gelungen ist, alle Welt auf ihre Seite zu bringen, sich an das Autonomiestatut halten werden? Personen, die zu solcher Infamie fähig sind, wie es Benesch in diesem Fall war, werden sich auch an eine Autonomie nicht mehr halten. Selbstbestimmung, was heißt das schon für einen Tschechen?"

Man wird begreifen, daß es mir damals heiß und kalt den Rücken hinunterlief, weil mir zum ersten Male klar wurde, wie echt hier die Gefahr eines Krieges dadurch wurde, daß Hitler bis zum letzten gereizt war. Trotzdem beschwor ich Ribbentrop, er möge Hitler klarmachen, daß er auch die Abtretung der Sudetengebiete ohne Krieg erreichen könne.

Ribbentrop war verblüfft. „Meinen Sie wirklich, daß er das Sudetenland ohne Krieg bekommt?"

Ich konnte nicht umhin, ihm dies als meine Ansicht zu bestätigen, fügte aber hinzu: „Selbstverständlich nur dann, wenn er wirklich gewillt ist, den Krieg zu vermeiden und sich damit zu begnügen, daß das sudetendeutsche Land auf friedlichem Wege zurückkommt, und wenn wir durch Verhandlungen die Abtretung dieses Gebietes durch die Tschechen erreichen. Jeder Gewaltakt von deutscher Seite wird das unmöglich machen. Wenn der Führer den Frieden will, dann kann er, wie mir die Engländer authentisch versicherten, die sudetendeutschen Gebiete ohne einen Schwertstreich haben. Es kommt nur darauf an, die diplomatische Formel zu finden, die es den Tschechen gestattet, in dieser Frage nachzugeben."

Ich wies dabei noch einmal auf die Hintergründe unseres Telegramms vom 9. Juni hin und erläuterte ihm eindeutig alles, was mir sowohl vom Pressechef des Premierministers als auch von einigen journalistischen Freunden geschildert worden war.

Ribbentrop war hierdurch tief beeindruckt. Er versprach mir, diese Angelegenheit Hitler noch einmal vorzutragen und mich dann in den nächsten Tagen wissen zu lassen, was dieser darüber denke.

Ribbentrop hielt Wort. Schon am nächsten Tag wurde ich wieder zu ihm gebeten, um die Stellungnahme Hitlers zu erfahren. Ribbentrop setzte mir auseinander, daß Hitler sich nicht von der Vorstellung habe abbringen lassen, daß er die sudetendeutschen Gebiete nur mit Krieg bekommen könne. „Sie glauben doch nicht", habe er ihm gesagt, „daß unsere Feinde, die uns überfallen und einen Krieg gegen Deutschland machen wollen, dieses militärische Bollwerk im Herzen Deutschlands ohne weiteres preisgeben werden? Das glaube ich einfach nicht, so dumm können sie nicht sein! Ich werde alles fortsetzen, um notfalls ‚die Sudetendeutschen vor dem Abgeschlachtetwerden durch die tschechischen Mörder' zu bewahren. Aber wenn die Engländer es tatsächlich verhindern wollen, daß es zum Krieg kommt, dann liegt es ja bei ihnen, das zu tun. Sie können die Tschechen zwingen, die sudetendeutschen Gebiete herauszugeben." Er, Hitler, werde hierzu keinen Finger rühren. „Sollen sie doch sehen, wie sie es fertigbringen, diesen ‚Verbrecherstaat', den sie selbst geschaffen haben, um

Deutschland eine Zwingburg in den Nacken zu setzen, aufzulösen und seiner gefährlichen Rüstung zu berauben." Er, Hitler, könne dazu nichts tun, als auf sein Recht zu pochen und notfalls zum Letzten zu schreiten . . .

Auf meine Frage, ob das heiße, daß, wenn die Engländer die Tschechen bewegen würden, in eine Abtretung der sudetendeutschen Gebiete einzuwilligen, Hitler dies dann annehmen würde, erklärte mir Ribbentrop: „Ja, wenn sie das von sich aus tun, wird nichts passieren. Was hätten wir denn für eine Ursache, Krieg zu führen, wenn wir die Gebiete so haben können?"

Ich bat daraufhin ausdrücklich um die Ermächtigung, dies der englischen Regierung als meine Information und meinen Eindruck übermitteln zu dürfen, was Ribbentrop denn auch tat.

Unabhängig von den Informationen über meinen Berliner Eindruck, den ich weisungsgemäß der Botschaft und der englischen Regierung übermittelte – wobei ich selbstverständlich gezwungen war, stark abzumildern und eine sehr viel diplomatischere Sprache zu sprechen, als man sie mir gegenüber anwandte –, hatte die englische Regierung sich jedoch inzwischen entschlossen, von dem Mittel Gebrauch zu machen, das man mir bereits angekündigt hatte, nämlich durch einen unabhängigen Beauftragten feststellen zu lassen, wie denn die Lage in der Tschechoslowakei in Wirklichkeit war. Und so ernannte Chamberlain während meines Berliner Besuches zum englischen Beobachter in der sudetendeutschen Frage Lord Runciman und gab ihm einen der besten Beamten bei, den das englische Auswärtige Amt zur Verfügung hatte, nämlich Mr. Ashton-Gwatkin. Die Ernennung kam für die Welt völlig überraschend. Vor allen Dingen, weil die britische Regierung vorher niemanden konsultiert hatte.

Und so kam es, daß die Ernennung Runcimans auf das allerheftigste kritisiert wurde.

Welche Aufgabe hatte er und welche Stellung? Sollte Runciman vermitteln, sollte er lediglich beobachten? Wessen Partei sollte er ergreifen? Alles schien unklar. Es handelte sich um einen Schritt, der in England von der Kriegspartei als überaus gefährlich angesehen wurde, die Empörung Roosevelts und der Amerikaner erregte und in Paris geradezu dem Faß den Boden ausschlug. Chamberlain hatte vor der Ernennung Runcimans Paris nicht gefragt, wohl aus dem Grund, weil er befürchtete, durch Pariser Indiskretionen und ein etwaiges diplomatisches Hin und Her würde der psychologische Erfolg der Mission Runcimans im vorhinein gefährdet werden.

Aber in Paris blieb man empört. Man war vorher nicht konsultiert worden, man fühlte sich verraten, man sah in der Ernennung Runci-

mans bereits damals, übrigens unbegründeterweise, eine Schwenkung der englischen Politik, die der bisherigen Zusammenarbeit in der tschechischen Frage auf das lebhafteste wiedersprach. Daß die Tschechen ihr Teil dazu beitrugen, um die französische Empörung zu schüren, ist wohl verständlich. Sie waren sich von vornherein klar, daß ein objektiver Beobachter nicht umhin können würde, die Berechtigung der sudetendeutschen Beschwerden anzuerkennen.

Wenn man nun aber geglaubt hatte, Hitler wäre über die Ernennung Runcimans entzückt gewesen – was er doch bei ruhiger Überlegung hätte sein können –, so irrte man sich. Hitler war noch empörter als die Franzosen. Er sah in der Ernennung Runcimans „die unverschämteste Einmischung in europäische Angelegenheiten, die es je gegeben hatte, und einen Bruch mit jener traditionellen Linie englischer Politik, die Baldwin damit errichtet hatte, daß er erklärt hatte, „die englischen Interessen hörten am Rhein auf". Hitler war daher von tiefstem Mißtrauen erfüllt und vermutete die schwärzesten Absichten hinter diesem Manöver Chamberlains.

Auf der anderen Seite war Hitler selbstverständlich nicht in der Lage, seiner Ablehnung der Runcimanschen Mission offen Ausdruck zu geben.

Auf der einen Seite bemühte sich Lord Runciman, in Verhandlungen mit der tschechischen Regierung diese zu bewegen, eine Lösung anzunehmen, die einen Konflikt vermeiden würde. Auf der anderen Seite aber ging man nicht so weit, daß er den Tschechen die offene Abtretung der sudetendeutschen Gebiete empfahl. Das war etwas, was offenbar nicht in seinen Instruktionen enthalten war. So erklärte es sich, daß er immer wieder zwischen der Sudetendeutschen Partei und Benesch zu vermitteln versuchte, bis es ihm schließlich gelang, diesen zur Annahme des Karlsbader Programmes der Sudetendeutschen Partei zu bewegen, daß also Benesch sich bereit erklärte, den sudetendeutschen Gebieten die volle Autonomie zuzugestehen. Hitler andererseits konnte sehr wohl trotz des offiziellen Dementis des englischen Außenamtes derartige Äußerungen als inspiriert ansehen; er durfte sich also sehr wohl mit Recht sagen, daß er es bei weiterer Druckausübung erreichen würde, England und Frankreich könnten ganz offiziell die Tschechoslowakei zu einer Annahme der Zession der sudetendeutschen Gebiete bewegen.

Das erklärte, wie mir später von einer Reihe von Persönlichkeiten aus Hitlers Umgebung berichtet worden ist, die Tatsache, daß er die allerletzte der vorbereitenden Maßnahmen, nämlich den tatsächlichen Einmarsch in die Tschechoslowakei, niemals befahl und den Termin hierfür immer wieder hinausschob, und daß auch seine von der Welt

mit ungeheurer Spannung und Besorgnis erwartete Rede auf dem Nürnberger Parteitag am 12. September trotz aller Angriffe auf Benesch und die Tschechen nicht die erwartete Kriegsdrohung und die Aufforderung zum Aufstand an die Sudetendeutschen enthalten hat. Hitler spielte also bewußt auf Zeit und hoffte, durch einen Nervenkrieg die Gegner zum Nachgeben zwingen zu können, ohne jedoch zunächst einmal die Absicht zu haben, die vorsorglich vorbereiteten militärischen Maßnahmen in die Tat umzusetzen. D. h. er gab sich nach außen wild und drohend, ohne jedoch zum letzten Schritt wirklich entschlossen gewesen zu sein.

Trotzdem wirkte sich sein Verhalten in London und Paris negativ aus. Die unausgesprochene, aber doch tatsächliche Ablehnung des Runcimanschen Kompromißvorschlages, die drohende Sprache, die militärischen Vorbereitungen, alles dies schien anzudeuten, daß die höchste Gefahrenstufe erreicht war und der Krieg nunmehr doch drohe, weil Hitler die friedliche Lösung der Sudeten-Frage nicht akzeptieren wolle.

Es scheint mir daher durchaus begreiflich zu sein, daß die britische Regierung unter dem Eindruck all dieser Ereignisse nunmehr in Paris klarzustellen versuchte, ob Frankreich tatsächlich im Falle eines deutschen Einmarsches in die Tschechoslowakei zum Krieg schreiten würde. Sie hatte bereits vor einiger Zeit vorsorglich eine offizielle Anfrage dieser Art an die französische Regierung gerichtet, war aber wochenlang ohne jede Antwort geblieben. Nunmehr, da die Zeit zu drängen begann, bestanden die Engländer auf einer klaren Antwort.

Und nun ereignete sich das Entscheidende. Denn entgegen allen Erwartungen eingeweihter Kreise und entgegen allen Voraussagen der kriegsfreundlichen Gruppe in England, die sogar offiziell bei Neville Chamberlain deshalb vorstellig wurde, geschah jetzt etwas, was Chamberlain die bereits gezückte Pistole aus der Hand schlagen sollte:

Das französische Kabinett lehnte es ab, wegen der tschechischen Frage Krieg zu führen!

Es besteht kein Zweifel darüber, daß das entscheidende Faktum bei diesem Votum des französischen Kabinetts das Bewußtsein der militärischen Unterlegenheit Frankreichs gewesen ist. Die Hauptrolle hierbei spielte ein Bericht des französischen Luftwaffengeneralstabschefs, des Generals Vuillemin, wonach die deutsche Luftwaffe der französischen so turmhoch überlegen sei, daß die französische Armee allein aus diesem Grunde mit einer Niederlage zu rechnen haben würde. Das Reich produziere zwischen 500 und 600 Flugzeuge im Monat, während Frankreich nur etwa 50 und Großbritannien etwa

70 herstellten. Ein Bericht des amerikanischen Obersten Charles Lindbergh, der als Gast Görings in Deutschland gewesen war, bestätigte diese Überlegenheit der deutschen Luftwaffe und trug dazu bei, die Haltung des französischen Kabinetts in der tschechischen Frage zu untergraben.

Auch der französische Generalstabschef Gamelin hat damals, obwohl er das später abzustreiten versuchte, schweren Bedenken wegen des etwaigen Ausgangs eines Krieges mit Deutschland Ausdruck gegeben (wobei er, wie sich später herausstellte, die Widerstandsfähigkeit der französischen Truppen gegen Luftangriffe weit überschätzte).

So fing sich Frankreich ein zweites Mal in der Schlinge seiner eigenen Propaganda. Das französische Kabinett war überzeugt, ein Krieg gegen Deutschland wäre unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu gewinnen, und gab daher die klare Antwort nach London, die eine eindeutige Absage bedeutete. Die Wahl, die Frankreich gehabt hatte, zu seinem tschechischen Verbündeten zu stehen oder die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zu bewilligen, ja, selber die Tschechoslowakei hierzu zu zwingen, um den Krieg zu vermeiden, fiel eindeutig gegen den Krieg.

Diese Mitteilung war, obwohl sie bis zum äußersten geheimgehalten wurde, bald in London allgemein bekannt. Was sollte Chamberlain nunmehr tun? Auch das britische Kabinett stand vor einer Entscheidung von größter Bedeutung. Es konnte entweder, entsprechend der französischen Absage, darauf verzichten, weiter mit Krieg zu drohen – dann mußte es dafür Sorge tragen, daß die sudetendeutschen Gebiete an Deutschland abgetreten wurden. Oder es konnte allein und unabhängig von allen anderen Mächten den Krieg gegen Deutschland in dem Augenblick beginnen, in dem Hitler tatsächlich in die Tschechoslowakei einmarschieren sollte. Es war aber ganz eindeutig, daß England in diesem Falle allein dastehen und damit sein Bündnis mit Frankreich aufs Spiel setzen würde. Frankreich wäre eben unter diesen Umständen auf keinen Fall mitgegangen. Angesichts des Zurückbleibens der englischen Rüstung, insbesondere auch seiner Luftunterlegenheit, wäre ein isolierter englischer Krieg gegen Hitler ein lächerliches Unterfangen gewesen.

Es war vollkommen klar, daß sämtliche gewöhnlichen Mittel der Diplomatie versagt hatten. Das Prestige des Botschafters Henderson war auf den Nullpunkt gesunken, Runciman war offensichtlich für Hitler nicht akzeptabel, Halifax würde kein Vertrauen in Berlin finden, und irgendeine andere, unbedeutende Persönlichkeit konnte man ja wohl schlecht zur Lösung dieses schwierigen Problems einsetzen. Wenn es eine Chance gab, den Frieden zu erhalten, dann bestand

diese darin, daß England sein höchstes Atout ausspielte, indem Chamberlain persönlich diese Verhandlungen übernahm. Und so entstand bei ihm der Entschluß, in einer persönlichen Aussprache mit Hitler noch einmal den Versuch zu machen, die ganze leidige Angelegenheit zu bereinigen und auf diese Weise den Frieden noch einmal zu retten!

Ich habe in diesen aufregenden Tagen laufend Fühlung mit den verschiedensten englischen Persönlichkeiten gehalten und habe selbst auch immer wieder alle Argumente, die mir zur Verfügung standen, benutzt, um Chamberlains Berater von der Richtigkeit eines derartigen Schrittes zu überzeugen. Ich glaubte, daß nur ein persönlicher Einsatz des englischen Premierministers, der ja damit das gesamte Prestige des Britischen Weltreiches in die Waagschale warf, Hitler zu einem Zurückweichen vor dem Krieg bewegen würde.

Als ich derartige Ansichten zum ersten Male äußerte, wurde ich von allen meinen Freunden sehr lebhaft kritisiert. Die Ereignisse sollten mir jedoch recht geben. Die Tatsache, daß Chamberlain mit der Absicht einer Abtretung der sudetendeutschen Gebiete nach Deutschland flog, war mir eine Garantie dafür, daß sein Flug zu einem Erfolg führen mußte, was für Schwierigkeiten auch immer noch auftauchen sollten ...

Chamberlains Entschluß, nach Berchtesgaden zu fliegen, hieß definitiv, daß England nunmehr die Führung bei der Bereinigung der sudetendeutschen Frage übernahm. Er bedeutete, daß Frankreich, dessen Versicherungen, es stehe zu seinem tschechischen Alliierten, bis dahin das Haupthindernis für eine Lösung der aufgeworfenen Fragen gewesen waren, ausgeschaltet war und sich der britischen Führung unterwarf. Chamberlain hatte durchaus recht, wenn er die Verhandlungen völlig selbständig führen wollte und sich weigerte, den französischen Premierminister Daladier mit nach Berchtesgaden zu nehmen. Er hat darüber hinaus wohl befürchtet – und wie sich später zeigen sollte zu Recht –, daß die Anwesenheit des französischen Ministerpräsidenten die Gefahr einer Einbeziehung Sowjetrußlands mit sich gebracht hätte. Etwas, was Chamberlain unter allen Umständen vermeiden wollte.

Als Chamberlain am 16. September von London nach Berchtesgaden abflog, jubelte ihm die englische Bevölkerung zu, und man kann sagen, daß die englische Presse sein Verhalten einhellig billigte. Der Mann auf der Straße, auf den man in angelsächsischen Ländern so viel Wert legt, stimmte Chamberlains Haltung ohne jeden Rückhalt und ohne jedes Zögern zu. Man bewunderte es, daß ein siebzigjähriger Mann sich zu diesem Schritt entschloß, und selbst das füh-

rende Oppositionsblatt, der „Daily Herald“, erklärte, Chamberlains Aktion könne überall nur Sympathien wecken.

In Chamberlains Begleitung flog sein Berater, Sir Horace Wilson, sowie Mr. William Strang, der Leiter der Mitteleuropa-Abteilung im Foreign Office. Es war ein ungewöhnlicher Akt, daß der Minister Sir Horace Wilson mitnahm, der hier zum ersten Male in das Licht der Öffentlichkeit trat und damit seine Rolle als erster Berater enthüllte.

Für die Eingeweihten war dies allerdings eine Selbstverständlichkeit. Wir wußten alle, daß der frühere diplomatische Berater Chamberlains, Sir Robert Vansittart, hundertprozentig auf der Seite der Tschechen gestanden hatte und, aus der Überzeugung heraus, der Krieg mit Deutschland sei unvermeidlich und müsse bei passender Gelegenheit herbeigeführt werden, jeden Versuch, diese Sudetenfrage friedlich beizulegen, sabotiert haben würde.

Sir Horace Wilson, den ich später noch näher kennenlernen sollte, war der geborene Vermittler. Er hatte seine Karriere als Schlichter in Streitigkeiten zwischen Gewerkschaften und Industriellen gemacht und war durch seine unparteiische Sachlichkeit und seine ungewöhnlichen Fähigkeiten sowie durch seinen Sinn für Realitäten immer höher gestiegen, bis er zuletzt oberster Beamter des gesamten Zivildienstes Großbritanniens wurde. Das war in der Tat die höchste Stellung, die ein Beamter im Britischen Weltreich überhaupt erklimmen konnte, und eine Vertrauensstellung, die ihn praktisch zum stillschweigenden Gegenüber des jeweiligen Premierministers gemacht hatte. Er war der Fachmann aus der normalen Beamtenkarriere. (Bekanntlich kennt das englische System neben dem Parlamentarier, der ein Ministeramt oder den Premierministerposten bekommt, stets den ständigen beratenden Staatssekretär.) Diese Rolle hatte Sir Horace Wilson unter McDonald und Baldwin bereits gespielt, und Chamberlain hatte ihn beibehalten. Sir Horace hatte also unter seinen beamteten Kollegen den höchsten Rang und war ebenso wie in alle Kabinettsgeheimnisse auch in alle Entscheidungen der großen Politik Englands seit Jahren eingeweiht.

Ungewöhnlich war nur, daß er in seiner Rolle als industrieller Ratgeber des Premierministers nunmehr auch auf außenpolitischem Gebiet in Erscheinung trat, eine Tatsache, die aber eben damit zu erklären war, daß sich zwischen der Beamtenschaft des englischen Außenamtes und Chamberlain ein schlechtes Verhältnis entwickelt hatte. Dies war daraus zu erklären, daß das Foreign Office unter dem Einfluß Edens, Vansittarts und Cadogans eine stille Opposition gegen jede Verständigung mit Deutschland entwickelt hatte. Nur einige wenige Beamte hatten sich loyal der Politik Chamberlains gefügt.

Wir nahmen es daher als ein gutes Zeichen, daß Sir Horace mitflog. War das nicht ein Beweis, daß die Entscheidung unbeeinflußt von allen Ressentiments gefällt werden würde?

Die Unterredung zwischen Chamberlain und Hitler in Berchtesgaden führte dazu, daß Hitler – was immer wieder nur verständlich wird, wenn man sich klarmacht, daß ihm dies wiederholt als die Ansicht des Premierministers übermittelt worden war – Chamberlain klipp und klar seine Ansicht sagte. Er erklärte ihm, daß das Recht der Sudetendeutschen auf Selbstbestimmung gewahrt werden müsse und daß dies selbstverständlich in sich schlösse, daß die Sudetendeutschen in das Reich zurückkehren dürften. Wenn die britische Regierung den Grundsatz der Selbstbestimmung annähme, sei er bereit, die Frage zu erörtern, wie dies durchgeführt werden solle. Wenn die britische Regierung diesen Grundsatz jedoch verleugne, so würde es keinen Zweck haben, die Besprechungen fortzusetzen.

Chamberlain vermochte bei dem damaligen Stand der Verhandlungen eine derartige Zusage jedoch nicht zu geben. Es war einleuchtend, daß er hierzu den Beschluß des britischen Kabinetts herbeizuführen hatte und daß er auch die Zustimmung der französischen Regierung hierfür haben mußte. Chamberlain versprach, beides einzuholen, und man verabredete daher ein weiteres Zusammentreffen.

Noch am Abend seiner Rückkehr, die gleichfalls per Flugzeug erfolgte, berief Chamberlain eine Kabinettssitzung zusammen, an der auch Lord Runciman teilnahm. In dieser Sitzung legte Runciman einen Bericht über den Erfolg seiner Tätigkeit vor, der später dann auch veröffentlicht wurde. In diesem Bericht erklärte er unzweideutig, daß die Grenzgebiete der Tschechoslowakei, in denen die Deutschen eine überwiegende Mehrheit hätten, den Deutschen ohne jede Volksabstimmung sofort übergeben werden sollten. Das Kabinett faßte jedoch zunächst keinen Entschluß, sondern lud den französischen Ministerpräsidenten Daladier und den französischen Außenminister Bonnet ein, um mit diesen zu einem gemeinsamen Entschluß zu kommen.

Bis zum Zusammentreffen der englischen und französischen Minister fanden interne Besprechungen statt, in denen die Frage geprüft wurde, welche Folgerungen sich aus der Lage ergäben.

Nach den Berichten, die mir später gegeben worden sind und die ich inzwischen auch in der Geschichtsliteratur bestätigt gefunden habe, hat hierbei immer wieder der Stand der Rüstung eine entscheidende Rolle gespielt, obwohl dies später von Wilson und Steward mir gegenüber abgestritten worden ist.

Man stelle sich nämlich die Frage, was geschehen würde, wenn die

Verhandlungen scheitern sollten. Es ergab sich hierbei als entscheidender Gesichtspunkt, daß Großbritannien, falls es in den Krieg eintreten sollte, Frankreich innerhalb der ersten sechs Monate nur 150 Flugzeuge und zwei nicht-mechanisierte Divisionen zur Verfügung stellen können würde.

Das war der entscheidende Punkt, der Daladier und Bonnet, als sie nach London kamen, veranlaßte, endgültig nachzugeben und in den englischen Plan einzuwilligen, wonach Prag die sofortige Zession sämtlicher an Deutschland grenzenden Gebiete mit einer Einwohnerschaft von mehr als 50% Deutschen dringend nahegelegt werden sollte*.

Beide Kabinette nahmen diesen Plan an. Es wurde aber den Franzosen überlassen, diese Tatsache der tschechischen Regierung als erste zu unterbreiten. Nach einigem Hin und Her und nachdem beide Regierungen Benesch unter Druck gesetzt hatten, gelang es, die Tschechen zur Annahme zu zwingen.

Allerdings war das Gelingen dieses Planes ursprünglich keineswegs so sicher, wie man in London und Paris angenommen hatte. Es tauchte die Gefahr eines russischen Eingreifens auf. Selbst dann, als England und Frankreich klar zu verstehen gaben, daß sie die Tschechoslowakei im Falle einer Ablehnung des englisch-französischen Planes im Stich lassen würden, gab Moskau sein Ziel, die Herbeiführung des Krieges, nicht auf. Litwinow ließ durchblicken, daß, wenn die Tschechoslowakei sich entschließen sollte, allein zu kämpfen, auch Rußland in vollem Umfang zu seinem Bündnis stehen und in jeder Form militärische Hilfe gewähren würde. Die Russen glaubten, durch Rumänien hindurchmarschieren und auf diese Weise das territoriale Hindernis beseitigen zu können, das einem direkten Eingreifen russischer Streitkräfte in der Tschechoslowakei entgegenstand. In diesem Augenblick stellte es sich jedoch heraus, daß, völlig unerwarteterweise, Polen ebenfalls Ansprüche an die Tschechoslowakei, und zwar auf das Gebiet von Teschen, erhob und sich dem deutschen Druck gegen die Tschechei anschloß. Der tschechoslowakische Staatspräsident Benesch sah sich darüber hinaus gezwungen, der Opposition der slowakischen Agrarier nachzugeben, die unter keinen Umständen russische Truppen im Lande zu sehen wünschten, und erteilte so schließlich seine Zustimmung zur Annahme des englisch-französischen Planes.

Erst auf diesen Entschluß hin gab Moskau seine Haltung auf und verzichtete schließlich darauf, die Tschechen bis zum letzten zu ermuntern.

---

* Laut Mitteilung Pierre Maillauds, des diplomatischen Korrespondenten „Havas" in London.

Es war also nunmehr anscheinend nur noch notwendig, einen Modus für die Übergabe der ehemals tschechoslowakischen, von Sudetendeutschen bewohnten Gebiete zu finden und eine Abgrenzung dieser Gebiete herbeizuführen. Das hielt man nach der Annahme der prinzipiellen Forderung durch die tschechoslowakische Regierung für eine leicht zu bewältigende Aufgabe, als Chamberlain zum zweiten Male nach Deutschland flog, um sich mit Hitler, diesmal in Godesberg, zu treffen.

Aber der Optimismus war verfrüht.

In den neuerlichen Besprechungen in Godesberg stellte Hitler die Forderung, daß er zum 1. Oktober die sudetendeutschen Gebiete militärisch besetzen dürfe. Diese Forderung wurde englischerseits abgelehnt, worauf sie Hitler neuerlich, in ultimativer Form, stellte. Auf Einwendungen, ein Abkommen über die Form der Übergabe müsse erst erzielt werden, erklärte er schließlich, daß er einmarschieren würde, gleichgültig ob Großbritannien und Frankreich sich hiergegen wendeten oder nicht. Er wies darauf hin, daß Polen und Ungarn gleichzeitig mit den deutschen Truppen marschieren würden. Zwischen Chamberlain und Hitler kam es zu einer außerordentlich heftigen Debatte, in der Hitler wütend die Engländer beschimpfte. Wie mir Sir Horace Wilson später sagte: „Hitler hat Chamberlain wie einen Kammerdiener behandelt."

Nachdem Hitlers Zorn verraucht war, tat ihm, wie häufig, seine Schärfe leid, aber es war zu spät; beide Seiten hatten anscheinend feste Positionen bezogen, aus denen es offenbar keinen Ausweg gab.

Als daher Chamberlain am 24. September unverrichteter Sache aus Godesberg nach London zurückkehrte, herrschte in London tiefster Pessimismus. Es schien allen klar zu sein, daß alle Bemühungen Chamberlains, den Automatismus der Verträge aufzuhalten und eine friedliche Übergabe der sudetendeutschen Gebiete zu erreichen, fehlgeschlagen waren und Hitler den Krieg provozieren wollte.

Nur die Tschechen jubelten, obwohl sie sich hätten klarwerden müssen, daß der tatsächliche Ausbruch des Krieges ihre sichere Niederlage mit sich gebracht haben würde.

Auch in Deutschland zog man ähnliche Folgerungen. Hitler beraumte eine große Kundgebung im Sportpalast an, die, wie man allgemein annahm, das Zeichen zum Aufstand und zum Einmarsch in die Tschechoslowakei und eventuell sogar den Einmarschbefehl erbringen würde.

So schien es denn, als ob beide Seiten sich zum Krieg vorbereiteten und alle Bemühungen um eine Verständigung restlos gescheitert seien. Es war nur die Frage, welche Seite den ersten Schritt tun würde.

Die deutsche Botschaft in London, die seit Wochen dadurch verwaist war, daß Herr v. Dirksen sich in Urlaub begeben hatte – aus dem man ihm keine Rückkehr auf seinen Posten gestattete –, war ebenfalls von tiefstem Pessimismus beherrscht. Der Geschäftsträger Dr. Theo Kordt, die Mitglieder der Botschaft und ich waren auf das Schlimmste gefaßt. Trotzdem haben wir uns nach Kräften bemüht, doch noch einen Ausweg zu finden. Ich war der Überzeugung, daß das ganze Problem irgendwie technisch falsch angepackt worden war und daß Prestigegesichtspunkte hereingespielt hatten, welche die, meiner Meinung nach einfach zu lösende, Frage umgeworfen hatten.

Nachdem Großbritannien und Frankreich die Tschechoslowakei gezwungen hatten, in die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete einzuwilligen, mußte es doch ganz einfach sein, die Form der Abtretung zu finden!

Chamberlain hatte inzwischen noch einmal Sir Horace Wilson nach Berlin geschickt, um vor der gefürchteten Sportpalast-Rede mäßigend auf Hitler einzuwirken. Er hatte eine Konferenz zwischen der deutschen und der tschechischen Regierung vorgeschlagen, bei der die französische und die britische Regierung nur als Beobachter fungieren wollten. Aber Hitler lehnte diesen Vorschlag wütend ab und erklärte, es habe keinen Sinn, weiter zu verhandeln.

Frankreich und England machten mobil, und man erwartete jeden Augenblick, daß auch in Deutschland die Mobilmachung erfolgen werde und damit der Krieg sicher sei. In London wurden Luftverteidigungsmaßnahmen ergriffen, überall fuhren Batterien von Flakgeschützen auf, Hunderttausende von Kindern wurden aus London evakuiert. Chamberlain kündigte für den nächsten Tag eine Rede an, die das letzte Wort Großbritanniens bedeuten sollte. Die Zeitungen wiesen in Artikeln auf die Parallele mit dem 4. August 1914 hin, der auch mit einem Ultimatum an Deutschland geendet hatte.

Am Abend dieses Tages, nachdem ich die letzten Pressetelegramme nach Berlin geschickt hatte, begab ich mich zu Dr. Kordt in die Privatwohnung, um die letzten Maßnahmen für den nunmehr als sicher anzusehenden Krieg mit ihm zu besprechen.

Hier traf ich Professor Conwell-Evans an, der die Lage noch einmal mit Dr. Kordt erörterte. Beide waren sich ebenfalls vollständig darüber einig, der Krieg sei nunmehr sicher; keine Maßnahmen seien zu erwarten, die ihn hätten verhindern können.

Bei diesem Gespräch konnte ich mich einer Zornesaufwallung nicht enthalten und erklärte noch einmal, daß ich nicht einsähe, warum, nachdem die Dinge so nahe an die Lösung herangebracht worden seien, es zum Krieg kommen müsse. „Will denn“, so fragte ich Pro-

fessor Conwell-Evans direkt, „England den Krieg, wollen ihn Chamberlain und das englische und das französische Kabinett?“ Ich verstünde das alles nicht! Berlin habe mir durch Dr. Rau* als letztes Stichwort übermittelt, daß eine etappenweise Räumung nach dem Muster von Elsaß-Lothringen erfolgen solle. Diese Information komme direkt von Hitler. Das sei doch die Lösung der gesamten Krise, und ich verstünde nicht, daß niemand diese Gelegenheit ergreife, um das letzte Unheil abzuwenden.

Conwell-Evans war erst verblüfft, widersprach mir dann, um sich schließlich doch von meiner Argumentation überzeugen zu lassen und auszurufen: „Bei Gott, das ist das Ei des Kolumbus!“ Ob ich bereit sei, meine Ausführungen auch Sir Horace Wilson vorzutragen?

Als ich erwiderte, ich kenne ja Sir Horace Wilson persönlich nicht, erklärte Conwell-Evans, er sei bereit, sofort eine Unterredung mit ihm zu vermitteln, und bat Kordt um sein Einverständnis. Conwell-Evans war so aufgeregt, daß er das Gespräch abbrach, um sofort zu Sir Horace Wilson zu eilen und diesen auf diese neue Möglichkeit aufmerksam zu machen. Er versprach, mich zu verständigen, wenn Sir Horace mich sehen wolle.

Ich saß an diesem Abend noch bis Mitternacht bei Kordt in Erwartung dieses Anrufs. Als es aber schließlich 0.30 Uhr geworden war, verabschiedeten wir uns tief enttäuscht; auch dieser letzte Strahl einer Hoffnung schien entschwunden zu sein.

Nachdem ich mich zu Hause schlafen gelegt hatte, läutete gegen 2 Uhr morgens bei mir das Telefon. Conwell-Evans bat mich, um 8.30 Uhr am nächsten Morgen an einer bestimmten Straßenecke zu sein, er würde mich dort erwarten. „Sie wissen schon, wen Sie dort treffen werden . . .“

Als ich zur verabredeten Zeit an der vereinbarten Stelle eintraf, wartete ein Taxi auf mich, in dem Professor Conwell-Evans und – Sir Horace Wilson saßen, dessen persönliche Bekanntschaft ich auf diese Weise machte.

Das Taxi wurde in Bewegung gesetzt und mußte nun kreuz und quer durch London fahren, wobei es gelegentlich zu grotesken Szenen kam, weil der Chauffeur, über die willkürliche Kreuz- und Querfahrt erbost, uns entweder für Verrückte oder für Betrunkene hielt, wobei es ihn schließlich ganz besonders empörte, als ihn Sir Horace Wilson an die rückwärtige Pforte von Nr. 11 Downing Street dirigierte, eine Anfahrt, die für Zivilfahrzeuge verboten war.

---

* Dr. Hermann Rau, Chefredakteur des Auslandsdienstes des DNB, der mir eine Bestellung Dr. Dietrichs dieses Inhalts übermittelte. Sie bedeutete: Besetzung in Etappen.

Währenddessen hatten wir mit Sir Horace Wilson ein lebhaftes Gespräch geführt, das dadurch zunächst die Form einer Auseinandersetzung annahm, weil Sir Horace mir erbittert vorwarf, ich hätte der britischen Regierung einen schlechten Rat gegeben, indem ich eine direkte Aussprache zwischen Hitler und Chamberlain angeregt hätte.

Darauf erwiderte ich, die Schuld an der ganzen Spannung läge zweifellos auf seiten der britischen Regierung, da sie sich wie jemand betrage, der einem Hund einen Bissen so lange vor der Nase wegnehme, bis dieser in Weißglut gerate. Das sei ja doch wohl, auf eine knappe Formel gebracht, das Verhalten der britischen Regierung in der sudetendeutsche Frage. Oder sei es vielleicht nicht wahr, daß sie in die Zession der sudetendeutschen Gebiete gewilligt habe, um nachher durch irgendwelche Kunststücke von diesem Versprechen wieder abzugehen, dann die Gebiete wieder anzubieten und dann wieder wegen irgendwelcher lächerlicher Formalitäten auszuweichen? Ich wiederholte, daß es unter den gegebenen Umständen niemand Hitler verdenken könnte, wenn er sich wie ein Stier betrage, dem man immer wieder das rote Tuch vor Augen halte, und ich verstünde die letzten Mobilisationsmaßnahmen und die Drohung mit der Kriegserklärung durch die Engländer um so weniger, als doch die Lösung der Frage da sei: die etappenweise Räumung nach dem Muster von Elsaß-Lothringen. Das Gespräch kehrte schließlich in sachliche Bahnen zurück, und Wilson gab am Ende zu, der mir von Berlin übermittelte Vorschlag sei tatsächlich akzeptabel.

Aber was sollte geschehen? Auf beiden Seiten würden die Fristen zu laufen beginnen. Was geschähe, wenn Hitler sich an seine Zeittafel halte und nun marschiere?

Ich versprach darauf, den Versuch zu machen, dies zu verhindern. Ich würde bereit sein, die Annahme des letzten Vorschlages nach Berlin zu telefonieren. Ich sei sicher, daß die Meldung Hitler vorgelegt werden würde. Aber das sei nicht genug. Ich wäre der Meinung, daß noch ein guter Vermittler eingeschaltet werden müsse. Sir Horace sah mich erstaunt an: Wen ich damit meinte?

„Nun", erklärte ich ihm, „das ist doch ganz klar, das kann nur Mussolini sein, der darauf brennt, diesen Krieg zu verhindern, an dem er selbst nicht das mindeste Interesse hat."

Auf Mussolini würde Hitler im übrigen hören, und seine Anwesenheit würde genügen, um eine Konferenz zwischen Chamberlain, Daladier, Hitler und Mussolini zu einem Erfolg zu gestalten.

Tatsächlich antwortete mir Sir Horace Wilson: „Sie haben recht, das ist ein guter Ratschlag. Ich werde sofort Grandi, den italienischen

Botschafter, bestellen. Sorgen Sie nur dafür, daß Hitler inzwischen nicht marschiert."

Über diese Unterredung habe ich einige Tage später auf Wunsch Weizsäckers eine sachliche Darstellung verfaßt, der ich folgende Stellen entnehme:

„Ich verstünde nicht, so habe ich erklärt, warum die britische Regierung nicht offen sagte, daß sie die deutschen Vorschläge im Grundsatz annähme. Wilson erwiderte, daß der Führer unter allen Umständen einen kriegerischen Triumph wünsche, den Chamberlain und das britische Volk nicht hinnehmen könnten. Die britischen Vorschläge, wenn der Führer wirklich den Frieden wolle, bedeuteten hingegen, daß Chamberlain bereit sei, unsere Vorschläge im wesentlichen anzunehmen, wenn wir ihm formal entgegenkämen. Nur ein Punkt bleibe für die britische Regierung wahrscheinlich unerträglich: das sei der militärische Einmarsch. Jede andere Form der Besetzung wäre erträglich. Der Premierminister habe die Absicht, in einer Rede um zwei Uhr mittags den Weg der Verständigung noch einmal offenzuhalten. Wenn aber während der Unterhaussitzung die deutsche Mobilmachung bekannt werden würde, würde Chamberlain unter allen Umständen gezwungen sein, sofort aufzustehen und letzte Maßnahmen gegen uns zu fordern."

Ich hatte am Tag vorher mit dem Pressechef Steward eine Unterredung gehabt, in der ich ihn nachdrücklich auf die gleichen Gesichtspunkte hingewiesen hatte. Insbesondere hatte ich betont, daß der deutsche Plan eine Räumung, über 14 Tage verteilt, in Etappen vorsähe. Ich hatte Steward gegenüber ausdrücklich erklärt, meine Informationen stammten von oberster Stelle. Weiter hatte ich vorgeschlagen, den Ausweg zu versuchen, durch eine dritte Macht vermitteln zu lassen. Steward hatte mich daraufhin gefragt, ob ich glaube, daß der Führer eine Vermittlung Mussolinis annehmen würde. Ich wiederholte darauf, daß ich zu keinerlei amtlichen Erklärungen ermächtigt sei, ich dies aber für sehr wohl möglich hielte. Ich hatte also sowohl durch Sir Horace Wilson wie durch Steward den Versuch einer Vermittlung Mussolinis und eine Annahme einer etappenweisen Räumung der sudetendeutschen Gebiete der britischen Regierung nahegebracht.

Um ein Weiteres zu tun, eilte ich daher sofort zu Dr. Kordt, um ihn zu unterrichten. Mit seiner Zustimmung übermittelte ich Berlin die folgende, auch in der gegnerischen Aktenpublikation veröffentlichte Bestellung:

„Sir Horace Wilson erklärte mir heute morgen: Es komme alles darauf an, daß dem Vorschlag des Führers eine andere Form gegeben werde. Sachlich sei die britische Regierung bereit, fast allen Forderun-

gen des Planes zu entsprechen und die Garantie dafür zu übernehmen, daß er auch wirklich durchgeführt werde. Die gegenwärtige Form des Planes sei aber der Art, daß sie es jeder demokratischen Regierung, insbesondere der französischen, unmöglich mache, den Tschechen den Rat zu geben, ihn anzunehmen. Die gegenwärtigen Pläne werden psychologisch als die Anwendung brutaler Gewalt angesehen, die unerträglich sei, weil sie als Unterdrückung der Freiheit eines Volkes wirke. Die britische Regierung sei bereit, allen unseren sachlichen Forderungen zu entsprechen, bis auf einen Punkt, den der militärischen Besetzung, der völlig unannehmbar sei. Jede andere Form der Besetzung sei hingegen möglich. Wenn es nicht gelänge, den Führer von der vollen Annahme seines Planes abzubringen, werde England wegen der Vergewaltigung demokratischer Freiheiten gegen uns zum Krieg schreiten, da das gesamte Volk überzeugt sei, daß hier die höchsten Güter auf dem Spiel ständen. Wenn wir hingegen in der Form nachgäben, sei die Regierung bereit, alle unsere Forderungen sachlich bei den Tschechen und Franzosen durchzudrücken. Wenn wir aber heute marschierten, sei zweifellos alles zu Ende. Ein Vorschlag, unseren Plan anzunehmen, aber den Tschechen gegenüber eine Garantie für die Durchführung zu übernehmen, sei unmöglich, da eben die Form unseres gegenwärtigen Planes ein unüberwindliches Hindernis dafür darstellte, daß die britische Regierung ihn den Tschechen zur Annahme empfehle. Er betonte, daß Großbritannien nichts lieber sein würde, als wenn die Tschechen von sich aus kapitulieren würden. Er sehe aber keinen Weg, die Kapitulation der Tschechen herbeizuführen.

Wilson erklärte, Chamberlain werde in seiner heutigen Rede die Tür noch einmal offen lassen und nicht erklären, daß England gegen uns in den Krieg ziehen würde, wenn wir unseren Plan zur Durchführung brächten. Wenn wir aber tatsächlich heute marschieren, werde Chamberlain sofort diese Erklärung abgeben."

Daraufhin meldete sich Hewel am Apparat (um 11 Uhr vormittags). Ich berichtete ihm kurz, was ich unternommen hätte, worauf er überaus entzückt war.

„Mensch, Hesse", sagte er, „das ist ja die Lösung! Das wird der Führer sofort akzeptieren, und wenn Mussolini vermittelt, dann geht ja überhaupt alles glatt."*

Aber ehe noch alle diese Schritte zu einem Erfolg führten, hatte ich noch einige dramatische Stunden zu erleben. Kordt blieb bei seinem

* S. „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik", Band 2, S. 792, Dokument Nr. 657.

Pessimismus, und auch als ich in das Reuter-Büro kam, begrüßte mich alles mit aufrichtiger Betrübnis.

Der Direktor des Reuter-Büros, Sir Roderick Jones, hatte mich gebeten, ihn aufzusuchen, um sich von mir zu verabschieden und für die gute Zusammenarbeit zu danken. Als ich ihm erwiderte, ich sähe die Lage keineswegs so pessimistisch an und glaubte, daß es immer noch eine Lösung gäbe, schüttelte er ungläubig den Kopf. Seine Informationen, so versicherte er mir sehr ernsthaft, lauteten anders.

Ich wußte es in diesem Augenblick besser, aber durfte ich sagen, was ich getan, und ihm erzählen, welche Rolle ich gespielt hatte? Gewiß, ich brauchte mich meiner Rolle nicht zu schämen, aber ich konnte die Tatsache meines Zusammentreffens mit Sir Horace Wilson und die Annahme meiner Ratschläge nicht preisgeben.

Als ich wieder in die Redaktion kam, reichte mir mein Mitarbeiter einen Bericht Reuters herüber, in dem über den Empfang des englischen Botschafters Lord Perth in Rom durch Ciano berichtet wurde. Selten habe ich eine äußerlich derartig harmlose Mitteilung mit so viel Freude gelesen; ich sah, daß mein Ratschlag auf guten Boden gefallen war*.

Aber bis zur Rede des Premierministers vergingen noch Stunden. Erst um zwei Uhr mittag begann sich das Unterhaus zu versammeln.

Wenn man heute Chamberlains Rede nachliest, so sieht man, daß sie zweifellos nichts anderes war als die Begründung dafür, daß England nunmehr trotz allem doch zum Krieg gegen Deutschland schritt.

Aber es kam nicht bis zu dieser letzten Erklärung.

Kurz vor dem Höhepunkt seiner Rede wurde dem Premierminister durch einen Boten Halifax' ein Papier überreicht, das Chamberlain sofort hastig las, um seine Rede dann plötzlich mit der Erklärung abzubrechen, Hitler habe den Vorschlag der britischen Regierung auf Abhaltung einer Vierer-Konferenz in München akzeptiert, und man hoffe, dort die endgültige Lösung der sudetendeutschen Frage erzielen zu können und den Frieden zu erhalten.

Daß diese Erklärung ein geradezu ungeheuerliches Aufsehen, aber

---

* Allan Bullock schreibt, „Hitler", S. 427–28: „Der entscheidende Schritt jedoch scheint ein Appell gewesen zu sein, den die britische Regierung an Mussolini richtete ... Auf britisches Ersuchen erklärte er sich bereit, den italienischen Botschafter in Berlin, Attolico, zu Hitler zu schicken." Richard Wichterich, „Benito Mussolini", Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1952, zitiert nach den Tagebüchern Cianos S. 231: „Es ist 10 Uhr vormittags. Der englische Botschafter Lord Perth sucht bei Ciano um eine Audienz nach ... Chamberlain will keinen Krieg ... nun macht er einen letzten Versuch, indem er den anderen Diktator durch seinen Botschafter flehentlich bitten läßt, bei dessen Gesinnungsfreund in Deutschland zu vermitteln, usw."

auch ungeheuren Jubel auslöste, ist vielleicht nur für den begreiflich, der weiß, wie sehr sich alle diese Dinge im dunkeln abgespielt hatten. Die Nachricht kam so überraschend, daß selbst die Opposition nicht umhinkonnte, in den allgemeinen Jubel über den verhinderten Krieg einzustimmen.

Als ich diese Szene meiner Berliner Redaktion schilderte und das Ergebnis berichtete, war in Berlin von diesen Dingen noch nichts bekannt. Auch dort erregte diese dramatische Wendung erst ungläubiges Staunen und dann helle Freude.

Der Krieg war vermieden!

Alle Welt war überzeugt, eine nochmalige Zusammenkunft Hitlers und Chamberlains müsse die Lösung der sudetendeutschen Frage bringen.

Die Münchner Konferenz war in der Tat von kurzer Dauer. Sie brachte eine Einigung in der sudetendeutschen Frage, praktisch einen Kompromiß zwischen den Forderungen des Godesberger Memorandums von Hitler, das eine sofortige Besetzung des gesamten sudetendeutschen Gebietes vorsah, und der stufenweisen Besetzung, die von den Engländern akzeptiert worden war.

Nur eine Überraschung brachte die Konferenz. Es gelang Chamberlain in einer Unterredung unter vier Augen, Hitler zu bewegen, ein Konsultativ-Abkommen zu unterzeichnen, d. h. ein Abkommen, das künftig direkte Besprechungen für alle Fälle vorsah, in denen wieder derartige schwerwiegende Fragen auftauchen sollten. Das Abkommen schien damals von überragender Bedeutung zu sein. Viele glaubten, daß es der Ausgangspunkt für eine besonders enge Gestaltung des deutsch-englischen Verhältnisses in der Zukunft sein werde.

Als Chamberlain mit seiner Begleitung wieder auf dem Londoner Flugplatz landete, schwenkte er dieses Papier in der Hand und erklärte in seiner berühmten Rede vor dem Mikrophon, daß dieses Papier „den Frieden für unsere Zeit“ bedeute.

Zum Empfang Chamberlains hatten Dr. Kordt, Herr v. Selzam und ich uns wieder auf den Flugplatz begeben, so daß wir also den Jubel der Menschenmassen und diese Szene miterleben konnten. Auch ich konnte mit den deutschen Vertretern Chamberlain und seine Begleitung persönlich begrüßen.

Während wir im Gespräch durcheinander standen, ereignete sich jedoch eine merkwürdige Szene.

Lord Clive*, der Protokollchef des Foreign Office, der zum intimsten Freundeskreis Chamberlains und Halifax' gehörte, erklärte mir unverblümt auf dem Flugplatz: „Nun müssen wir dafür sorgen, daß

* Genauer Sir Sidney Clive.

sich so etwas nie wieder ereignet. Niemals ist England tiefer gedemütigt worden als in dieser Stunde."

Lord Clive hatte mich offenbar für einen Engländer gehalten. Sir Horace Wilson, der das Mißverständnis bemerkte, stellte mich daraufhin Lord Clive vor.

Aber Lord Clive war voller Geistesgegenwart: „Nun", erwiderte er, „wenn Dr. Hesse Mitglied der deutschen Botschaft ist, dann ist es ja gut, wenn er meine Worte nach Berlin berichtet. Sie sind eine Warnung für die Zukunft."

Das war ein bitterer Wermutstropfen in den Becher der Freude darüber, daß der Frieden bewahrt worden war! Die Worte dieses englischen Politikers, der nach außen nie hervortrat, aber hinter den Kulissen zu den einflußreichsten Persönlichkeiten gehörte, zerrissen den Schleier, der über die wirkliche Lage gebreitet war.

„München" bedeutete für England, darüber bestand trotz aller gegenteiligen Kundgebungen im Unterhaus und den anfangs vor Lob überströmenden Artikeln der Presse, einen Wendepunkt der englischen Politik, darüber waren sich alle Einsichtigen einig.

Chamberlain und Halifax zeigten aber nun, daß sie keineswegs aus dem weichen Holz geschnitzt waren, das ihnen eine spätere Legende angedichtet hat. Unmittelbar nach dem Abklingen der Münchner Ereignisse wurde der Beschluß gefaßt, nunmehr verdoppelt und mit äußerster Schärfe aufzurüsten, um jedem weiteren Schritt Hitlers mit Krieg begegnen zu können.

Chamberlain begründete diese Auffassung in einer großen, vom ganzen Land mit Jubel aufgenommenen Rede in Birmingham. Er war zu dieser Rede gezwungen, weil er sonst sehr schnell mit seinem Kabinett hinweggefegt worden wäre. Man hatte in England eben sehr wohl verstanden, daß es richtig von ihm gewesen war, es nicht zum Krieg kommen zu lassen, weil Frankreich ihn nicht gewollt hatte und weil England nicht aufgerüstet war! Das war eben das, was nicht wiederkehren durfte!

Daß ich die Gefahren dieses Stimmungsumschwunges in England richtig gesehen habe, beweist ein Telegramm von mir, das ich bereits während der Godesberger Krise nach Berlin geschickt hatte. Das Telegramm hatte einen Zornesausbruch Hitlers zur Folge, der die Ansicht vertrat, wir versuchten durch dieses Telegramm einen ungehörigen Druck auf ihn auszuüben. Steward hatte mir nämlich gesagt, angesichts des zunehmenden Druckes der Opposition könne Chamberlain nicht weiter gehen, als er dies schon getan habe, ohne sich der Gefahr eines sofortigen Sturzes auszusetzen. Die Folge würde die Bildung eines Kabinetts unter Eden und Churchill sein, das man nur als

Kriegskabinett bezeichnen könnte. Infolge der deutschen Pressepropaganda sei die bis dahin freundliche Stimmung in ihr Gegenteil umgeschlagen. Die deutsche Propaganda habe in London wie eine befristete Drohung gewirkt und auf diese unpsychologische Weise die Engländer an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Kein britischer Premierminister könne es sich leisten, den Eindruck zu erwecken, er handle unter einer Drohung mit Gewalt.

Das Telegramm war von Hitler deshalb übel vermerkt worden, weil er der Ansicht war, es sollte dazu dienen, ihn unter Druck zu setzen, um Chamberlain nachzugeben. Ich versuchte daher, Berlin nach Abklingen der Münchner Krise aufzuklären, bemerkte jedoch zu meiner Überraschung, daß man mit derartigen Bemühungen plötzlich auf eisige Ablehnung stieß. In Berlin wollte mit einem Male niemand mehr wahrhaben, daß England um ein Haar zum Krieg geschritten wäre.

Ich erhielt daher von Ribbentrop die Aufforderung, einen neuen Bericht über den Hintergrund für meine Auffassung zu geben und noch einmal darzulegen, wieso und aus welchen Gründen Chamberlain zu seiner kriegerischen Haltung gekommen wäre. Deshalb bemühte ich mich, sowohl Sir Horace Wilson wie auch Steward zu sprechen, um der Gefahr eines Auseinanderredens der beiden Partner soweit als möglich zu steuern.

Über meine Unterredung mit Wilson gab ich unter dem 11. Oktober 1938 einen Bericht an Ribbentrop nach Berlin weiter.

Ich betonte in meinem Bericht, daß zur Zeit eine Art Gleichgewicht zwischen Chamberlain und seinen Gegnern in England existiere, das durch das Gefühl bestimmt sei, England habe eine diplomatische Niederlage erlitten. Diese zwinge die Regierung zu einer Aufrüstung.

Trotz dieser Bemühungen um Aufklärung verschlechterte sich die Lage weiter, da das englische Aufrüstungsprogramm und die hierüber stattfindende Unterhausdebatte zu einer wilden Pressekampagne in Deutschland führte, die von Hitler und Ribbentrop veranlaßt war. Sie glaubten, man müsse den Engländern nur die Zähne zeigen, um sie kirre zu machen.

Tatsächlich waren die Aufrüstungsmaßnahmen der Engländer nicht von solch überragender Bedeutung. Aus dem nachfolgenden Bericht über diese Maßnahmen geht hervor, daß sie in ihrem Ausmaß von Hitler weit überschätzt wurden. Mein Bericht hat, wie mir später versichert worden ist, erheblich zu seiner Beruhigung beigetragen. Ich hoffte, der Zorn über die von Chamberlain zur Sicherung seiner inneren Stellung ergriffenen Maßnahmen würde sehr bald verrauchen.

In dem Bericht führte ich aus, welche Gründe das Kabinett Chamberlain zur Aufrüstung nach München gezwungen hätten.

1. Die Mobilmachungsmaßnahmen während der Krise hätten ein völlig eindeutiges Bild über die Mängel der bisherigen britischen Rüstungsmaßnahmen ergeben. Nur Flotte und Luftflotte seien kriegsbereit, die Armee hingegen nicht. Insbesondere habe der unzureichende Luftschutz die Bevölkerung tief beeindruckt.

2. Die britische Regierung sei der Ansicht, mit der Bereinigung der tschechischen Frage seien die Probleme Europas keineswegs so völlig geklärt, daß jede Gefahr vorüber wäre. Es gäbe noch eine Reihe von Fragen, die völlig offen geblieben seien und die Konfliktmöglichkeiten in sich trügen. So z. B. das deutsch-französische Verhältnis. Eine große Rolle spiele in dem Zusammenhang das Bewußtsein, Großbritannien müsse allein rüstungsmäßig schon deswegen aufholen, damit es nicht zu zweitklassiger Bedeutung gegenüber den besser gerüsteten faschistischen Staaten herabsänke.

3. Der Ausgang der Münchner Besprechung habe in Großbritannien die Befürchtung erweckt, daß dieses Ergebnis im Nahen und Fernen Osten dahin mißverstanden werden könne: Das Britische Weltreich ist eine gute Beute, die jedem angemessen Gerüsteten kampflos zufällt. Man glaube insbesondere, vor Japan auf der Hut sein zu müssen.

Die englischen Rüstungsmaßnahmen seien im wesentlichen Abwehrmaßnahmen, die keinerlei offensiven Charakter trügen. Ich schilderte dies im einzelnen und kam zu der Schlußfolgerung, daß es sich zwar um durchaus beachtliche Rüstungsmaßnahmen handele, diese aber in der Hauptsache auf psychologische Wirkungen abgestellt seien. Es ginge der britischen Regierung offenbar darum, bei der eigenen Bevölkerung das Gefühl der Sicherheit wieder zu erwecken und im Ausland den Eindruck einer pazifistischen Resignation Großbritanniens auszulöschen.

Umgekehrt bemühte ich mich selbstverständlich, auch die englische Seite zu beruhigen, wie das u. a. aus meinem Brief an R. vom 5. November hervorgeht, der auf einer Unterredung mit Sir Horace Wilson beruhte. Ich schrieb in ihm u. a., ich hätte Sir Horace Wilson vorgehalten, es sei absolut notwendig, daß die ewige Einmischung und Bevormundung Deutschlands, die sich z. B. aus einigen Vorstellungen Lord Halifax' ergäbe, aufhören müsse. Deutschland wünsche eine klare Anerkennung der Tatsache, daß es die ausschließliche Vollmacht im Südosten Europas habe. Wilson erwiderte mir darauf, Chamberlain sei zu einer Anerkennung dieser beiden Punkte durchaus bereit und habe meinen Anregungen zufolge auch eine entsprechende Erklärung

im Unterhaus abgegeben. Chamberlain habe bereits festgestellt, daß die englischen Rüstungsmaßnahmen sich nicht gegen Deutschland richteten. In diesem Zusammenhang erläuterte ich, daß Chamberlain nach einer Formel suche, die es ihm gestatte, die Aufrüstung nicht fortzusetzen. Es sei mir hierbei noch einmal versichert worden, Chamberlain werde es nicht dulden, daß die Sowjets sich in das europäische System einschalteten. Ich glaubte daher, daß sich drei Dinge erreichen ließen:

1. ein Abkommen, das eine klare Interessensphärenteilung in der Welt zwischen den vier Mächten ergäbe;

2. ein Rüstungsabkommen, das ein Rüstungsstillstandsabkommen sei;

3. eine Erklärung, wonach die Kolonien Deutschland zurückgegeben würden, falls wir dies wünschten.

Trotz allem war man in Berlin überaus unzufrieden mit unserer Berichterstattung aus London. Man warf uns vor, wir hätten uns von der englischen Kriegsdrohung einschüchtern lassen, seien auf den englischen Bluff hereingefallen und hätten „in Panik" gemacht, anstatt den Widerstandswillen des deutschen Volkes gegen den englischen Bluff zu stärken!!? Zwar konnte man mir persönlich diesen Vorwurf nicht machen, aber eine Reihe von Kollegen, darunter der Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Graf Pückler, und der Berichterstatter des Scherl-Konzerns, von Studnitz, wurden beschuldigt, durch die Schilderung der Mobilmachung in London die Moral des deutschen Volkes untergraben zu haben.

Ich wurde daher vom Reichspressechef Dr. Dietrich zur Berichterstattung aufgefordert und zu meiner Überraschung zu einer allgemeinen Pressekonferenz in München eingeladen, auf der Hitler persönlich sprechen sollte. So kam es, daß ich an der berühmten Pressekonferenz am 8. November abends bei einem Bankett Hitler gegenüber saß.

Dr. Dietrich hatte mich in die Nähe Hitlers placiert, um, wie er sagte, mir Gelegenheit zu geben, dem Führer persönlich von meinen Eindrücken in London zu berichten, da ja doch meine Berichterstattung von entscheidender Bedeutung gewesen sei. Wenn ich gehofft hatte, auf diese Weise einmal Hitler persönlich Vortrag halten zu dürfen, so wurde ich in dieser Erwartung jedoch getäuscht.

Hitler saß mir zwar direkt gegenüber, aber an seiner Seite saß jemand, der in ganz anderer Weise sein Interesse in Anspruch zu nehmen vermochte, als dies ein Londoner Berichterstatter konnte: Dr. Goebbels. Und so wurde ich Ohrenzeuge eines Gesprächs, das mir deutlicher als alles andere die neue Mentalität Hitlers enthüllte.

Hatte ich vorher geglaubt, Hitler sei sich des gefährlichen Spiels, das er gespielt hatte, bewußt gewesen, oder daß der dem Ernst der Lage, der er sich gegenüber sah, Rechnung tragen würde, so war dies eine Annahme, die durch keine Äußerung, die er machte, gerechtfertig wurde.

Hitler rühmte sich, mit welcher Unverfrorenheit er die Engländer und Franzosen geblufft habe und welche guten Nerven er im Gegensatz zu dem „jämmerlichen Schlappschwanz Chamberlain" und dem in den Hosen schlotternden Daladier gehabt habe. Das zeige, mit welcher Unverschämtheit die Engländer ihrerseits mit Krieg geblufft hätten. Es sei vollkommen lächerlich, wenn sie es gewagt hätten, mit Krieg zu drohen. In dem Zustand, in dem sich die französische Armee befinde, und angesichts der mangelnden Aufrüstung der englischen Luftwaffe, sei dies die bodenloseste Frechheit gewesen, die je vorgekommen sei. Nur Dummköpfe seien auf diese Geschichten hereingefallen. Leider hätten sich auch eine Reihe von Auslandskorrespondenten beeinflussen lassen und hätten in die Hosen gemacht. Er werde die Schuldigen aber zur Rechenschaft ziehen.

Ich war im Begriff, eine Pause, die er ja schließlich einmal machen mußte, zu benutzen, um mich einzuschalten, aber es trat etwas völlig Unerwartetes ein: Ein Adjutant meldete sich bei Goebbels, flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser sich zu Hitler hinüberwandte und mit ihm zu tuscheln begann. Das Gespräch war anfangs nicht zu verstehen, aber da alles ringsherum verstummte, wurde schließlich deutlich, worum es sich handelte.

Goebbels schilderte nämlich die Maßnahmen, die er zusammen mit der SA gegen die jüdischen Geschäfte für diese Nacht und den kommenden Morgen vorbereitet hatte. Es war unmißverständlich, daß Goebbels einen neuen großen Schlag gegen die Juden inszeniert hatte, der den Beifall Hitlers fand.

Plötzlich unterbrach Goebbels jedoch das Gespräch hierüber, sichtlich unangenehm berührt, daß es so viele Zeugen bei dieser merkwürdigen Unterredung gegeben hätte, und begann die neuesten Berichte des Abhördienstes über das Verhalten Beneschs während der großen Krise zu schildern. Die Furcht und Besorgnis Beneschs und Masaryks, ihre begreifliche Trauer über die Niederlage waren für Hitler Anlaß, sich zu freuen. Man spürte, mit welcher Befriedigung darüber er diese Berichte über die Niederlage der Tschechen entgegennahm und welchen abgrundtiefen Haß er gegen dieses Volk hegte.

Zugleich wurde mir klar, was für ein psychologisch merkwürdiger Vorgang sich bei Hitler abgespielt hatte. Aus dem Mann, der Jahre hindurch einen Überfall des Gegners und den Krieg gefürchtet hatte,

war ein Triumphator geworden, der der Ansicht war, die Welt zittere vor seiner Macht und seiner Größe.

Ich bemühte mich schließlich nicht mehr, mich einzuschalten. Was sollte ich denn angesichts einer solchen Situation sagen? Ich hätte jedes seiner Worte Lügen strafen müssen. Ich wußte, daß er dies angesichts der vielen Zeugen seiner vorherigen Äußerungen niemals zulassen würde und daß es daher sinnlos war, diese Gelegenheit zu einer Aussprache zu nutzen.

Dr. Dietrich stellte mich nach dem Essen zur Rede und fragte, warum ich nichts gesagt hätte. Ich erwiderte ihm: „Meinen Sie denn, daß dies bei der Stimmung, in der er sich jetzt befindet, auch nur den geringsten Zweck gehabt hätte?"

Am nächsten Morgen gelang es mir nach vielen Mühen, Ribbentrop zu sprechen, der ebenfalls im Hotel „Vier Jahreszeiten" in München abgestiegen war. Ribbentrop war finsterster Laune. Er war wütend darüber, daß er zu dem Presseempfang nicht eingeladen worden war, und empfand dies als eine persönliche Beleidigung durch Dr. Dietrich und Dr. Goebbels. Er schimpfte erst geraume Zeit auf beide, ehe ich ihn endlich bewegen konnte, auf die mich allein interessierende Beurteilung der Lage nach dem Münchner Abkommen einzugehen.

Zu meiner Überraschung schimpfte Ribbentrop über das Abkommen. Das Ganze sei ein Fehler, und der Konsultationspakt mit Chamberlain sei eine erstklassige Dummheit. „Kaum läßt man den Führer allein, macht er solche Dummheiten", erklärte er wörtlich. „Was soll denn das Konsultationsabkommen mit den Engländern? Meinen Sie denn, daß die Engländer durch ihren Secret Service nicht sowieso alle unsere Pläne im voraus erfahren? Bei der Ungeschicklichkeit und Dummheit der Umgebung des Führers bleibt doch nichts geheim. Und im übrigen bedeutet das Abkommen doch nur, daß wir spätestens in einem Jahr mit den Engländern Krieg haben, wenn sie besser gerüstet sind, wenn sie aufgeholt haben und wenn möglicherweise die Franzosen sich eine Luftwaffe zugelegt haben, die sie im Augenblick noch nicht besitzen. Glauben Sie mir, es wäre viel besser, es wäre jetzt zum Krieg gekommen, da wir jetzt alle militärischen Trümpfe in der Hand halten. Wer weiß, wie das in einem Jahr ist. Und das Schlimme ist, daß der Führer dies alles nicht wahrhaben will. Er bildet sich ein, er habe den englischen Bluff überblufft." Die Engländer hätten es nie ernst gemeint, und die ganzen englischen Drohungen seien in den Wind gesprochen gewesen.

„Da habe ich mich jahrelang bemüht, ihm klarzumachen, daß er sich vor den Engländern in acht nehmen muß und daß sie gefährlich sind. Jetzt glaubt er das alles nicht. Er hält sie für Schlappschwänze,

für defätistisch, für heruntergekommen, und die ganze Clique von Dr. Dietrich, Dr. Goebbels und den anderen redet ihm nach dem Munde. Ich habe ihm das alles auf das lebhafteste vorgehalten, aber er klopft mir nur lachend auf die Schulter und sagt: ‚Ribbentrop, Sie ärgern sich nur, daß Sie Ihren Krieg nicht gehabt haben!' Und versteht nicht, daß ich ihn vor der heraufkommenden Gefahr warnen will, damit er eine andere Politik macht und damit er mir die Möglichkeit gibt, das diplomatische Gegengewicht zu schaffen, das allein die Engländer vom Krieg abhalten kann. Statt dessen tändelt er herum und hält bombastische Reden. Na, Sie haben das ja wohl gestern selbst erlebt!

Und dann der Goebbels. Da haben diese Dummköpfe überall die jüdischen Läden zerschmissen, die längst schon Ariern gehören, und haben mir das ganze außenpolitische Porzellan zerschlagen. Ja, Goebbels schmeißt die Fensterscheiben ein, und ich, Ribbentrop, darf das nachher ausbaden . . ."

Mit Mühe nur gelang es mir, ihn zu beruhigen und allmählich zu sachlicheren Äußerungen zu veranlassen. Und nun berichtete er mir, was sich abgespielt hatte. Er hatte in der Tat nach dem Münchner Abkommen eine erregte Szene mit Hitler gehabt, in der dieser ihm vorgeworfen hatte, daß er einseitig gegen die Engländer eingenommen und unglücklich darüber sei, daß es nicht zu einer kriegerischen Verwicklung gekommen sei. Er hatte sich damit verteidigt, daß er lediglich vor der Gefahr der englischen Politik habe warnen wollen. Er habe, so erklärte er mir, dies alles getan, um den Rest von Einfluß, den das Auswärtige Amt auf die Außenpolitik noch besaß, zu retten. Aber dies sei ihm völlig mißglückt. Als er ihn gar wegen der selbständigen Unterzeichnung des Konsultationsabkommens zur Rede gestellt habe, habe ihn Hitler schließlich angeschrien und gesagt: „Sie können gehen, Ribbentrop, ich brauche Sie nicht; meine außenpolitischen Erfolge muß ich offenbar immer allein – gegen meine Spezialisten – erringen, die immer alles besser wissen als ich!"

Auf meine Frage, wie die Dinge nun weitergehen sollten, versicherte er mir, daß er alles tun werde, um die Linie der Verständigung mit England aufrechtzuerhalten – trotz der Niedertracht und Gehässigkeit, mit der er verfolgt werde und mit der man ihn für alle Schärfen verantwortlich machte, die Hitler zeige. Er bat mich daher, inbesondere den Versuch zu machen, trotz der schweren Mißstimmung, die die Aufrüstungsdebatte zwischen den beiden Ländern hervorgerufen habe, den Faden der Verständigung mit England weiterzuspinnen. Ich müsse nur dabei vorsichtig sein und dürfe bei Hitler nicht den Eindruck einer englischen Schwäche hervorrufen, denn wenn

dieser Eindruck weiter verstärkt werde, würde Hitler am Ende seine Hand überspielen.

Ich muß sagen, daß ich selten so wütend, verärgert und verstimmt von einem Besuch in Deutschland wieder nach London zurückgefahren bin wie dieses Mal. Ich nahm auf der Rückreise in Berlin Gelegenheit, Albrecht Haushofer zu besuchen und diesen zu fragen, was er von der weiteren Entwicklung halte. Auch Haushofer war äußerst pessimistisch. Er erklärte mir, daß er als Warner in tiefste Ungnade geraten sei und daß im übrigen in Deutschland die Hybris regiere. „Hitler", so sagte er mir, „ist jetzt überzeugt, daß er sich alles leisten kann. Er glaubt, jede Situation meistern zu können, und nimmt daher keinerlei Rücksicht mehr auf die überall lauernden außenpolitischen Gefahren. Wenn er vorher geglaubt hat, daß er bis zum äußersten gerüstet sein müsse, um der kriegerischen Drohung des Auslandes, das ihn einkreisen wolle, begegnen zu können, so meint er heute, daß das Ausland vor ihm auf allen vieren kriecht." „Dieser Chamberlain", so habe er ihm, Haushofer, gesagt, „hat ja geschlottert vor Angst, als ich das Wort Krieg ausgesprochen habe. Der soll gefährlich sein? Das können Sie niemandem erzählen." „So werden wir also wohl doch in die Katastrophe hineinschlittern, die wir soeben glauben vermieden zu haben. Ich bin jedenfalls pessimistischer denn je. Hitler will zwar nicht den Krieg, aber er ist bereit, ihn zu riskieren. Und das ist meiner Ansicht nach die sichere Voraussetzung dafür, daß die Dinge schiefgehen."

Eine Unterredung, die ich mit dem Staatssekretär v. Weizsäcker hatte, machte ebenfalls einen bedrückenden Eindruck auf mich. Die Berichte über meine Tätigkeit während der Sudetenkrise, die ich vorstehend anführte, nahm Weizsäcker zum Anlaß, um mich zu warnen. „Ich habe", so erklärte er mir, „diese Berichte nicht zu den Akten genommen. Sie passen nicht in die Landschaft. Es ist besser, ich vernichte sie mit Ihrem Einverständnis. Sie könnten Ihnen sonst schaden."*

Man wird verstehen, daß ich nach diesem Münchner Nachspiel einen üblen Geschmack auf der Zunge hatte, als ich in London meine Arbeit wiederaufnahm.

Ich erhielt in dieser Zeit das Angebot einer großen amerikanischen Agentur, in ihre Dienste zu treten. Aber meine Freunde rieten mir davon ab. Ich dürfe, so erklärten sie, gerade wenn die Lage jetzt wirklich ernst zu werden drohe, meine Aufgabe nicht im Stich lassen. Nicht auf Hitler komme es an, sondern darauf, den Frieden zu erhalten. Der Krieg würde, das war damals durchaus klar, eine so

---

* Weizsäcker teilte die Nichtweitergabe meiner Berichte dem Botschafter v. Dirksen mit, s. „Akten z. Deutschen Ausw. Politik", Band 4, S. 271, Dokument Nr. 254.

furchtbare Katastrophe werden, daß die Verhinderung des Krieges größer als jede andere Aufgabe, ja, auch entscheidender als irgendeine Opposition, die man von außen hätte treiben können, geworden war.

Als ich einige Tage nach meiner Rückkehr nach London Sir Horace Wilson wieder aufsuchte und diesem, wenn auch in sehr vorsichtiger Form, davon berichtete, daß auch Ribbentrop eine Verständigung mit England wünsche, gab mir dieser den Auftrag, zu sondieren, ob es nicht möglich sein würde, doch noch zu einem deutsch-englischen Gespräch zu kommen, das eine Bereinigung sämtlicher Konfliktsmöglichkeiten bedeutet hätte. So schrieb ich am 26. November an Ribbentrop einen Brief, in dem ich u. a. ausführte:

„Der Vertrauensmann Chamberlains bat mich zu ermitteln, ob deutscherseits Neigung bestehe, einen Pakt über die Humanisierung des Krieges, und zwar insbesondere des Luftkrieges, abzuschließen. Englischerseits bestehe der dringende Wunsch, nunmehr einen weiteren Schritt zu tun, um die Linie des Münchner Abkommens sichtbar fortzusetzen. Die Vorschläge des Führers über das Verbot des Giftgaskrieges und das Verbot des Bombenabwurfes auf die Zivilbevölkerung schienen Großbritannien hierfür besonders geeignet zu sein. Ein solches Abkommen würde die größte moralische Wirkung in England haben und der anti-deutschen Propaganda den Boden weitgehend entziehen. Sir Horace meinte, daß dieses Abkommen nicht auf dem üblichen diplomatischen Weg, sondern direkt zwischen Hitler und Chamberlain ausgehandelt werden solle. Die Unterzeichnung eines derartigen Abkommens würde Ribbentrop Gelegenheit geben, einen ähnlichen Besuch in London abzustatten, wie er ihn Paris abgestattet habe. Man könne diesen dann zu einer eingehenden Aussprache benutzen. Er hielte es für möglich, daß eine gemeinsame deutsch-englische Erklärung über die Anerkennung der gegenseitigen Haupteinflußzonen sich hierbei ergeben könnte. Auch Göring würde unter Umständen für einen derartigen Besuch willkommen sein."

Ich fügte einen Pressebericht an, in dem ich besonders unterstrich, daß Chamberlain bei seinem Pariser Besuch dem französischen Wunsch auf definitive Zusage eines Expeditionskorps für den Fall eines Krieges ausgewichen sei. Man habe sich daher auf technische Besprechungen der Militärs beschränkt. Ich betonte weiter, daß die sogenannte Verschlechterung in den deutsch-englischen Beziehungen in England mit tiefem Bedauern gesehen werde, führte allerdings auch an, welch schlechte Wirkung die Juden- und die Kolonialfrage auf die deutsch-englischen Beziehungen hätten. Man suche trotzdem nach einem neuen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch mit Deutschland.

Eine Einteilung der Welt in Interessensphären – Deutschland:

Südost- und Osteuropa; Großbritannien: Empire und Weltmeere; Japan: China; Italien: Mittelmeer – schiene möglich zu sein.

Die Stellung der Regierung Chamberlain habe sich wieder gefestigt. Alle etwaigen Nachfolger Chamberlains hätten sich zur Zeit weitgehend auf dessen außenpolitische Linie festgelegt.

Aber die Anregung zu einer Reise Ribbentrops nach London, um dort ein deutsch-englisches Gespräch zu führen, ging im Trubel der nachfolgenden Ereignisse unter.

Ribbentrop berief mich zwar in den ersten Januartagen wieder nach Berlin und begrüßte mich überaus freundlich, aber seine Antwort auf den englischen Schritt war sehr zurückhaltend. Er erklärte mir, daß es für ihn doch nur einen Sinn habe, nach London zu kommen, wenn dort ein größeres Abkommen unterzeichnet würde. Hitler sei durchaus bereit, auf eine Generalverständigung mit Großbritannien einzugehen, aber was für einen Inhalt sollte dieses Abkommen haben? Eine Rüstungsbegrenzung? Es scheine ihm sehr unwahrscheinlich, daß angesichts der gegenwärtigen Spannungen Hitler ein solches Abkommen unterzeichnen werde. Ein gemeinsames Abkommen gegen Rußland? Dem würden die Engländer nicht zustimmen, jedenfalls nicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Es müsse daher der Versuch gemacht werden, erst eine Basis für eine Generalverständigung zu finden, ehe er in der Lage sein würde, nach London zu kommen.

Als ich diesen Gedankengang nach meiner Rückkehr Sir Horace Wilson vortrug, stimmte mir dieser durchaus zu. Er fand das Verlangen Ribbentrops vernünftig und versprach mir, den gesamten Fragenkomplex in internen Beratungen mit dem englischen Kabinett zu klären und mir sodann weitere Mitteilungen zukommen zu lassen.

Es zeigte sich aber, daß diese unsere Erwägungen alle verfehlt waren, weil sie nicht in Rechnung stellten, daß die Dinge auf dem Kontinent völlig unabhängig von den deutsch-englischen Beziehungen im engeren Sinn durch die dortige eigene Entwicklung auf das schwerste gestört wurden.

Um das zu verstehen, muß man von der Tatsache ausgehen, daß Hitler sowohl in seinen Besprechungen in Godesberg wie auch in seiner letzten Sportpalast-Rede und auch in München auf das eindeutigste versichert hatte, die Abtretung des Sudetengebietes stelle die letzte territoriale Forderung dar, die er zu stellen beabsichtige.

Hitler hat bei diesen Erklärungen die noch offenen Fragen im Osten, nämlich Memel und Danzig, entweder vergessen zu erwähnen oder diese für so unbedeutend angesehen, daß sie in seinen Augen nicht als territoriale Forderungen erschienen. Die 100 000 Deutschen in Memel und die 400 000 Deutschen in Danzig ins Reich heimzu-

führen, erschien ihm als eine solche Bagatelle und Selbstverständlichkeit, daß er glaubte, diese Fragen ohne Bedenken selbständig und ohne Einschaltung der Großmächte lösen zu dürfen und zu können. Jedenfalls war er der Überzeugung, es handle sich um so geringfügige Probleme, daß sie keine internationale Krise heraufbeschwören würden*.

Ich habe bereits darauf verwiesen, in welcher merkwürdigen Stimmung sich Hitler in der Zeit nach München befand. Er war auf der einen Seite aufgeregt, wütend und zornig, auf der anderen Seite siegestrunken und voller Überheblichkeit. Er glaubte, die Schwächen der Westmächte in vollem Umfang erkannt zu haben, und war daher der Meinung, daß er erneut durch einen Bluff, der selbstverständlich in einer militärischen Drohung bestand, alles erreichen könne, ohne damit den Frieden zu gefährden.

Aber abgesehen davon hatte er tatsächlich damals, wie mir einwandfrei von Hewel, Ribbentrop, Haushofer und einer Reihe anderer Persönlichkeiten versichert worden ist, die Absicht, es mit der Erwerbung Danzigs und Memels genug sein zu lassen und dann eine neue Politik zu beginnen.

Diese von Hitler in Aussicht genommene Politik bestand zu diesem Zeitpunkt darin, daß er ein großes europäisches Bündnissystem gegen Sowjet-Rußland zusammenbringen wollte. Er hoffte, nicht nur Italien und Japan, sondern auch Frankreich und England zu diesem Zwecke auf seine Seite bringen zu können. Er war sich aber klar darüber, daß er diese „heilige europäische Allianz", wie er das intern nannte, gegen Sowjet-Rußland nur dann verwirklichen könnte, *wenn er Polen völlig ungeschoren ließ.*

Und so ergab sich die heute merkwürdig erscheinende Situation, daß Hitler nach dem Münchner Abkommen zunächst einmal systematisch daran gearbeitet hat, eine Verständigung mit Polen herbeizuführen, um ein deutsch-polnisches Militärbündnis gegen Sowjet-Rußland zu schaffen.

Als Anlaß hierfür glaubte er die Danziger Frage benutzen zu können.

Die bisherige Geschichtsschreibung hat in dieser Frage die Taktik, die Hitler eingeschlagen hat, falsch dargestellt. Es ist unrichtig, wenn behauptet wird, Hitler habe bereits zu diesem frühen Zeitpunkt Forderungen an Polen gestellt, die über die Änderung der völkerrechtlichen Stellung Danzigs und die Abtretung einer Straße durch den Korridor hinausgegangen wären. Ja, Hitler ist weiter gegangen – aber in einer anderen Richtung! Er hat Polen als Entschädigung für

---

* Nach späteren Mitteilungen Ribbentrops, Hewels und Rudolf Heß'.

die Rückkehr Danzigs ins Reich die Abtretung der Karpato-Ukraine angeboten, jenes Gebildes, das durch den Zerfall der Tschechoslowakei entstanden war und in dem ukrainische Nationalisten eine Agitation für die Loslösung Galiziens von Polen betrieben. Hitler glaubte, Polen damit einen ganz besonderen Dienst zu erweisen. Er hoffte also auf polnische Dankbarkeit und dachte, damit die Grundlage für eine volle Verständigung zwischen den beiden Mächten in der Hand zu haben.

Die Gespräche des Botschafters v. Moltke in Warschau mit dem polnischen Außenminister Beck im Januar 1939 verliefen jedoch ergebnislos. Und Hitler beging hier eine Ungeschicklichkeit, die von seinen Gegnern sehr schnell ausgenutzt werden sollte. Er veröffentlichte ein Kommuniqué, aus dem hervorging, daß er ja „nur Danzig" von Polen zurückhaben wollte.

Damit entfachte er im hypernationalistischen Polen eine Agitation, wie man sie sich schlimmer nicht vorstellen konnte. Und die französische Diplomatie begriff, daß eine deutsch-polnische Verständigung eine weitere Schwächung der Position Frankreichs bedeutet hätte, das damit den letzten seiner großen Bundesgenossen im Osten verloren haben würde.

Die französische Diplomatie bemühte sich daher mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, die von Hitler angestrebte deutsch-polnische Verständigung zu verhindern. Es setzte eine Kampagne Europa beunruhigender Nachrichten ein, wie sie bösartiger nicht gedacht werden konnte.

Sie hatte vor allen Dingen einen unerwarteten Erfolg: Sie brachte die amerikanische Diplomatie ins Spiel!

Wenn Roosevelt über das Münchner Abkommen und die „schmachvolle Rolle", die England und Frankreich dabei gespielt hatten, nachträglich empört gewesen ist, so bemühte er sich von da ab, jede neue „Kapitulation vor Hitler" zu verhindern. Er veranlaßte daher seinen Warschauer Botschafter Biddle, Polen mit allen Mitteln den Rücken zu stärken und den Parteien in Polen zum Übergewicht zu verhelfen, die jedes Nachgeben in der Danziger Frage als nationale Schmach empfanden.

Hitler ließ sich durch diese Dinge zunächst nicht beeinflussen. Er entsandte Ribbentrop nach Warschau, um dort noch einmal den Versuch zu einer großangelegten deutsch-polnischen Verständigung zu machen. Aber dieser Besuch ertrank in Kaviar und Subrowka. Es wurde gefrühstückt, getanzt, Theater besucht und gejagt, aber sachlich wich Beck Ribbentrop in jeder Hinsicht aus, so daß dieser ohne jedes Ergebnis wieder nach Hause kam. Eine Tatsache, die, wie man

verstehen kann, Hitler zu Äußerungen veranlaßte, die man kaum anders denn als Drohungen gegen Polen ansehen konnte.

Unter dem Eindruck eines möglichen Ausscheidens Polens aus der französischen Bündnisfront begann nunmehr aber die französische Diplomatie zu einem großen Schlag auszuholen. Die Franzosen begannen Besprechungen mit den Engländern darüber zu führen, ob es nunmehr nicht doch angebracht sei, Sowjet-Rußland endgültig in das europäische Sicherheitssystem gegen Deutschland einzuschalten. Bei der Käuflichkeit der französischen Parlamentarier blieben diese Aktionen selbstverständlich nicht geheim. Wenige Tage, oft wenige Stunden, nachdem die entsprechenden Schritte unternommen worden waren, wurde Hitler davon informiert, daß Frankreich sich bemühte, das Bündnis mit Sowjet-Rußland so zu gestalten, daß ein automatisches Eingreifen Sowjet-Rußlands sicher war, wenn es zu einem europäischen Krieg kommen sollte.

Daß die Franzosen mit ihren Bemühungen, auch die Zustimmung der Engländer hierfür zu erhalten, Erfolg hatten, war nach den Nachrichten, die wir aus London geben mußten, dabei eindeutig. Die große Koalition England–Frankreich–Rußland gegen Deutschland schien also als unmittelbare Folge der Hitlerschen Verständigungsbemühungen um Polen zu entstehen.

So hatte Hitler nach den Schilderungen, die mir Ribbentrop bei einem weiteren Besuch in Berlin machte, die Lage gesehen. Hitler war überzeugt, daß der große Krieg gegen ihn nun doch vorbereitet werde und er daher weitere Sicherungsmaßnahmen ergreifen müsse.

Ohne diesen Hintergrund ist das Eingreifen Hitlers in die tschechoslowakische Staatskrise, die sich inzwischen entwickelt hatte, nicht zu verstehen. Die Tschechoslowakei, dieser künstliche, aus vielen Völkern zusammengesetzte Staat, war erklärlicherweise nach der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete in eine schwere Krise geraten. Die jahrzehntelange Unterdrückung sämtlicher Minderheiten und Privilegierung der Tschechen hatte alle anderen Völker dieses Mehrvölkerstaates zu Gegnern des Prager Regimes gemacht. So kam es, daß schließlich auch die Slowaken dem tschechischen Brudervolk die Gefolgschaft aufsagten und unter Tiso ihre Unabhängigkeit erstrebten. Das war selbstverständlich für Hitler ein willkommener Anlaß zum Eingreifen.

Konnte Hitler in einer derartigen Situation voller europäischer Spannungen, in der er jederzeit den großen Krieg zu befürchten hatte, mitten im Herzen des deutschen Raumes die Gefahr eines tschechischslowakischen Bürgerkrieges und einen ständigen Unruheherd bestehen lassen?

Hitler griff daher ein und beseitigte damit endgültig die Selbständigkeit der Tschechoslowakei.

Der Einmarsch in Prag am 15. März bedeutete das Ende der Tschechoslowakei, und gefährdete sämtliche Vereinbarungen, die man vorher getroffen hatte, um in München das Gesicht zu wahren und den demokratischen Staatsmännern das Zugeständnis der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete zu ermöglichen!

Die Schnelligkeit, mit der sich die Krise entwickelt hatte, die Plötzlichkeit des deutschen Eingreifens und die kriegerischen Drommeten der Hitlerschen Erklärungen verschlimmerten den Eindruck, den dieses Ereignis – die Beseitigung eines europäischen Staates mitten im Frieden – in der Welt machte. Es war klar, daß damit eine völlig neue Lage geschaffen war, die allen bisherigen Bestrebungen zur Verständigung ein Ende bereitete.

Man wird es daher sehr wohl begreifen, daß wir in London über diesen Schritt auf das tiefste bestürzt waren. Der Verständigungswille Englands schien durch diesen Schritt Hitlers endgültig zerstört zu sein. Die harten Erklärungen, die Chamberlain und Halifax dem Botschafter v. Dirksen übermittelten, ließen eindeutig erkennen, daß Hitlers Maß ihrer Ansicht nach voll war. Keinen Schritt weiter durfte Hitler gehen, wenn er den Krieg vermeiden wollte! Die Verständigung schien ein für allemal unmöglich geworden, der europäische Krieg nur noch eine Frage von Wochen und Monaten zu sein.

Von da ab lebte London in einer ständigen Panik, von der man sich heute kaum mehr einen Begriff machen kann. Jede noch so unsinnige Nachricht über geplante Aktionen Hitlers wurde geglaubt, und jedes Mittel zur Begegnung der Hitlerschen Drohungen schien recht. Die Kriegspartei hatte ganz zweifellos Oberwasser, und es schien nur eine Frage von Tagen zu sein, bis die große Katastrophe eintrat.

Trotzdem rettete Chamberlain noch einmal die Lage durch eine Erklärung, die zwar den allergrößten Zorn Hitlers hervorrief, die aber eben doch zeigte, daß sich England nicht alles gefallen lassen würde und die Geduld Chamberlains erschöpft war: Das war die Erklärung, daß England die Unabhängigkeit und Integrität Polens garantiere.

Hitler war wütend, aber er begriff, daß er nicht weitergehen durfte, wenn er nicht sofort den Krieg herbeiführen wollte. So entschloß er sich, die sich entwickelnde deutsch-polnische Spannung noch einmal abklingen zu lassen und den Versuch zu machen, die Angelegenheit durch Verhandlungen zu bereinigen.

So kam es, daß zwischen den Ereignissen vom März und dem

schließlichen Kriegsausbruch noch eine Pause eintrat, in der es theoretisch möglich schien, den Versuch zu machen, das letzte Unheil abzuwenden. Wie sich dieses Spiel anließ und warum es scheiterte, welche Hintergründe die Vorgänge im einzelnen hatten, das schildere ich im nächsten Kapitel.

Dirksen, Th. Kordt, ich – jeder von uns hat sich bemüht, der immer größer werdenden Gefahr des Krieges zu begegnen.

Man wird mir verzeihen, wenn ich mich im nachfolgenden Kapitel in der Hauptsache auf die Schilderung meiner eigenen Rolle beschränke, da Dirksen eine Darstellung über seine Tätigkeit bereits gegeben hat. Th. Kordts Rolle geht hingegen aus den Aktenpublikationen hervor.

III. Kapitel

Der letzte Versuch

Die internationale Spannung, die infolge der Lage in Polen entstanden war, hielt nach dem Prager Einmarsch in London ständig an, ohne daß irgendein Zeichen für ein Nachlassen sichtbar wurde. Für alle Beobachter bestand kein Zweifel darüber, daß sie zu einem Höhepunkt kommen mußte, bei dem die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges immer näher rückte, wenn nicht etwas Entscheidendes geschah, um eine Beruhigung der öffentlichen Meinung in England herbeizuführen. Die Botschaft, vor allen Dingen Herr v. Dirksen selbst, Dr. Theo Kordt und andere bemühten sich, das Auf und Ab der Spannungsmomente genauestens zu erfassen und dafür Sorge zu tragen, daß in Berlin keinerlei Mißverständnis über den Ernst der Lage entstand. Gelegentlich gab es wohl Augenblicke, in denen man zweifeln konnte, ob nicht doch die Möglichkeit einer Entspannung bestünde; es stellte sich jedoch immer wieder heraus, daß diese Momente täuschten und es nur zu einem neuerlichen Anwachsen der Spannung kam.

Kennzeichnend für diese Lage ist der folgende Brief, den ich nach Kenntnisnahme durch Herrn v. Dirksen und Dr. Kordt am 23. Juni 1939 an Ribbentrop richtete. Daraus folgende Stelle:

„Nach monatelanger Hochspannung beginnen sich seit etwa drei Wochen die ersten Zeichen einer Beruhigung in England zu zeigen. Diese Tendenz darf allerdings vorläufig noch keineswegs überschätzt werden. Wut und verletzter Stolz wegen der Demütigung Großbritanniens, die jeder Engländer in den Erfolgen Hitlers und Mussolinis zu sehen vorgibt, sind noch immer so groß, daß die Regierung positive Schritte zu einer Verständigung mit den beiden Mächten nicht auf sich zu nehmen getraut. Vor Abschluß der Russen-Verhandlungen darf mit keinerlei ernstlichen Möglichkeiten einer Wiederkehr der Ausgleichsbemühungen durch die britische Regierung gerechnet werden. Die britische Regierung hat sich bekanntlich auf die Verhandlungen mit den Russen nur aus drei Gründen eingelassen:

a) weil Frankreich einen Militärpakt mit den Russen im Interesse der militärischen Sicherung Polens verlangt hat;

b) weil die britische Regierung zu dem Zeitpunkt, zu dem diese Verhandlungen begannen, sich gänzlich unter dem Eindruck befand, die public opinion im Lande verlange eine derartige Politik;

c) da Halifax im Kabinett die Ansicht vertrat, England würde nur

nach dem Abschluß eines Paktes mit der Sowjet-Union stark genug sein, um eine Regelung der restlichen europäischen Fragen auf friedlichem Wege zu sichern; allein das Schwergewicht Sowjet-Rußlands würde in der Lage sein, den Führer von weiteren einseitigen Aktionen abzuhalten.

Halifax ist dabei so weit gegangen, mit seinem Rücktritt zu drohen, wenn seine Politik des Friedensblockes vorzeitig abgebrochen würde. Die drei Punkte haben sich jedoch inzwischen stark abgenützt. Es kommt hinzu, daß sich in den Verhandlungen mit Moskau auch nach englischer Überzeugung herausgestellt hat, Moskau glaube, die gegenwärtige Lage Englands ausnützen zu können, um Großbritannien definitiv von sich abhängig zu machen. Das kommt darin zum Ausdruck, daß die Sowjets einen Vertrag wünschen, der die Westmächte zwingen würde, der Sowjet-Union unter allen Umständen den militärischen Beistand zu leisten, während Großbritannien seine Entschließungsfreiheit beizubehalten wünscht. In London will man die sogenannte Friedensfront nicht geschaffen haben, um in der Frage, ob Krieg oder Frieden, statt von Deutschland von der Sowjet-Union abhängig zu sein.

Der französische Einfluß beginnt geringer zu werden. Man findet nunmehr in England allgemein, daß man genug für Frankreich getan habe. Im Volk beginnt sich eine Stimme zu regen: Für Frankreich setzen wir uns nur ein, wenn es angegriffen wird.

Auch die propagandistische Überlegenheit Polens ist im Schwinden. Zwar ist es noch nicht gelungen, die öffentliche Meinung und die Regierung davon zu überzeugen, daß die Übernahme der Garantie für Polen durch die Engländer der entscheidende Fehler in der englischen Politik dieses Jahres war, aber man ist sich bewußt geworden, daß Polen sehr viel schwächer ist, als man ursprünglich annahm.

Selbst im Foreign Office gibt man die Unmöglichkeit der gegenwärtigen Grenze zwischen Deutschland und Polen unter vier Augen bereits zu. Zur Verteidigung der englischen Politik erklärt man lediglich, Polen würde durch die Abtretung Danzigs seine Unabhängigkeit verlieren. Die englische Politik wolle sich darauf beschränken, den Frieden so lange zu sichern, bis die erforderliche Regelung friedlich vorgenommen würde.

Nur in einem Punkt ist man englischerseits völlig fest: Eine Regelung der polnischen Frage ohne oder gar gegen den Willen Englands erklärt man, nicht zulassen zu können. Selbst die verständigsten Leute behaupten, Englands Ehre sei verpfändet; es müsse daher schlagen, wenn deutscherseits auch nur der Schatten von Gewalt ausgeübt würde.

Was die Stimmung des englischen Volkes anbetrifft, so ist leider festzustellen, daß wir heutzutage infolge der monatelangen Wühlarbeit unserer Gegner fest damit rechnen müssen, jede militärische Aktion der Regierung gegen uns würde voll gebilligt werden. In manchen Landesteilen Großbritanniens heißt es geradezu: Lieber heute als morgen!

Der Gesamteindruck läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Lage noch immer so gespannt ist, daß man damit rechnen muß: Die Regierung schreitet zum Krieg, wenn sie sich hierzu verpflichtet oder gezwungen fühlt. Die Bereitschaft (auf unsere Wünsche einzugehen) ist jedenfalls im Wachsen, da Chamberlain noch immer bereit sein dürfte, eine friedliche Regelung als die wünschenswertere anzusehen, wenn wir ihm dies psychologisch ermöglichen. Wir können, wenn wir es wollen, dieser Tendenz zum Sieg verhelfen. Noch hat der Gedanke eines Präventivkrieges hier keine tiefe Wurzel gefaßt."

Ein Bericht, den ich in meiner Eigenschaft als Pressebeirat der Botschaft etwa 14 Tage später verfaßte, zeigt deutlich, wie sich die Lage inzwischen weiter zuspitzte*. Der Bericht vom 3. Juli besagt etwa folgendes:

Hinter den Kulissen spielte sich in den letzten Wochen ein heftiger, aber mit großer Zähigkeit geführter Kampf um die Frage ab, ob, wann und in welcher Form die britische Regierung nach Vollendung ihrer Friedenspolitik (Bündnis mit Moskau) wieder mit einem Verständigungsangebot an Deutschland herantreten solle. Zwischen Chamberlain, Halifax, Simons und Inskip auf der einen Seite, und Hoare, Hore-Belisha und dem übrigen Kabinett hat es ernste Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage gegeben. Zweifellos hat sich als Ergebnis herausgestellt, daß Chamberlain und Halifax nachdrücklich an der Anschauung festgehalten haben, es sei für die zum Herbst zu erwartenden Neuwahlen und im Interesse des Offenlassens etwaiger Friedensmöglichkeiten notwendig, stärker als bisher auch die Möglichkeit eines Ausgleichs zu betonen.

Der Gegenstoß gegen diese Politik ist in erster Linie und auch zeitlich zuerst von den Amerikanern geführt worden, und zwar offensichtlich planmäßig, um Roosevelt einen doppelten außenpolitischen Erfolg zu ermöglichen:

a) das Zustandebringen der Friedensfront in Europa durch Abschluß des Russenpaktes;

b) den amerikanischen Beitrag hierzu in Gestalt der Änderung der Neutralitätsakte, die nach englischer Auffassung die absolute Grund-

---

* Solche Pressebeiratsberichte gingen in der Regel an alle Ministerien, nicht nur an das Auswärtige Amt.

lage für eine neue aktive Außenpolitik der USA gegeben haben dürfte.

Zu diesem Zweck sind die amerikanische Diplomatie und die amerikanische Propagandamaschinerie (die Nachrichtenagenturen) in dreierlei Richtungen eingesetzt worden.

a) Es ist in irgendeiner, bisher aber nicht eindeutig festzustellenden Form ein amerikanisches Eingreifen im fernöstlichen Konflikt erfolgt, das die Japaner veranlaßt hat, Verhandlungen zur Beilegung des Zwischenfalles von Tientsin aufzunehmen. Das amerikanische Eingreifen bezweckte hier die Beseitigung der hemmenden Einflüsse, welche die fernöstlichen Vorgänge auf die Moskauer Psychologie hatten.

b) Es erfolgte ein amerikanischer Druck in London und in Moskau, der dem Zweck diente, die beiden Partner auf das dringende Interesse der USA an dem sofortigen Abschluß des Paktes hinzuweisen.

c) Die letzten, an sich bereits 14 Tage lang bekannten Vorgänge in Danzig wurden von den amerikanischen Nachrichtenagenturen, wie zuverlässig berichtet wird, auf Veranlassung des amerikanischen Botschafters in Warschau, Biddle, so aufgeputscht, daß eine „Kriegsgefahr" an die Wand gemalt wurde, um auf diese Weise nach Klarstellung der beiden oben erwähnten Fragen den entsprechenden psychologischen Druck auf den amerikanischen Kongreß auszuüben. Zugleich sollte es der englischen Regierung möglich gemacht werden, ihre Haltung in den englisch-sowjetrussischen Verhandlungen zu versteifen. In der Tat ist dann einwandfrei zu beobachten gewesen, daß sämtliche Alarmnachrichten aus Danzig ausschließlich von der jüdisch-amerikanischen Nachrichtenagentur „British United Press" gebracht wurden, die als erste und oft stundenlang vor anderen Agenturen z. B. folgende Falschnachrichten gebracht hat: Die Nachricht von der Verstärkung des Freikorps am 28. Juni; die Nachricht von der Landung deutscher Geschütze am 29. Juni; die Nachricht von einem angeblichen Besuch des Führers in Danzig am 1. Juli vom 30. Juni; die Nachricht vom 30. Juni abends, daß am 1. Juli ein Putsch des Danziger Senats in Gestalt eines einseitigen Anschlusses erfolgen würde. Ebenso sind die Stellungnahmen der französischen und der polnischen Regierung stets von dieser Nachrichtenagentur zuerst und in bewußt alarmistisch entstellender Form gegeben worden. Der Erfolg war, daß die englische Presse diese Nachrichten zumeist in der entstellten Form und nur selten in der ruhigen und sachlichen Form Reuters abgedruckt hat, welche Agentur stets zu spät kam und darüber hinaus erklärlicherweise auch nur sehr viel zahmere Berichte geben konnte.

Die Panikmache ist sodann von den Franzosen aufgegriffen worden. Bereits die Rede Daladiers soll nach Londoner Informationen

auf Vorstellung des amerikanischen Botschafters in Paris, Bullitt, zurückzuführen sein*.

Die letzten englischen Vorschläge an Moskau, sind im übrigen nur unter schwerstem Druck von Paris aus vom britischen Kabinett gebilligt worden. Diesen Widerstand glaubte man in Paris am besten ausschalten zu können, indem man die akute Gefahr eines deutsch-polnischen Konfliktes an die Wand malte. Es ist bezeichnend, daß nach der Londoner Darstellung die Pariser Presse die Danziger Berichte sofort aufgenommen hat, während die englische Presse erst zwei Tage später auf diese Gerüchtemacherei eingeschwenkt ist. Erst dann hat Halifax den diplomatischen Korrespondenten des Daily Telegraph veranlaßt, eine Warnung an die deutsche Adresse zu richten. Entsprechend erfolgte eine Stellungnahme des Leiters der Presseabteilung des Foreign Office.

In dritter Linie erst haben sich die Polen in diese Angelegenheit eingeschaltet. Ihr Bestreben ging zunächst sichtlich dahin, zu beruhigen. Erst nachdem man polnischerseits die propagandistischen Möglichkeiten sah, setzten polnische Bemühungen ein, die offensichtliche Lücke in den englisch-polnischen Abmachungen (ein friedlicher Anschluß Danzigs ist kein direkter Angriff, sondern bestenfalls eine indirekte Aggression) zu schließen und die englische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß dies notwendig wäre. Begründung hierfür: Die Wegnahme Danzigs gefährde angeblich die Verteidigungsfähigkeit des Korridors.

Die Kriegspartei in England ist von der Parole entzückt gewesen, die Einverleibung Danzigs bedeute den Krieg. Die Heftigkeit der Äußerungen dieser Clique (Amery, Churchill, Eden) erklärte sich jedoch aus der völligen Überraschung und dem plötzlichen Auftreten der Danziger Meldungen. Auch der Cliveden Set (die Astors, die neuerdings völlig unter amerikanischem Einfluß stehen) wünscht nicht nur einen Pakt mit Sowjet-Rußland, sondern auch die Hineinnahme Churchills und Edens in das Kabinett. Sie geht dabei von der Anschauung aus, daß nur eine Ansammlung überwältigender Macht Deutschland vom Krieg oder einer den Frieden gefährdenden Haltung abhalten könne.

„Im Ergebnis ist festzustellen:

a) Die englische Regierung ist durch den von außen kommenden Vorstoß in der Danziger Frage propagandistisch völlig über den Haufen gerannt worden;

b) sachlich ist es ihr hingegen gelungen, die Presse sich austoben zu lassen und gerade dadurch die Lage noch einmal offen zu halten,

* Laut Mitteilung Pierre Maillauds.

unter der Voraussetzung allerdings, daß nicht mehr als bisher in Danzig geschieht; sollte dies jedoch noch eintreten, so muß bei der gegenwärtigen Krisenstimmung in Großbritannien damit gerechnet werden, daß die Polen ihre Sache hier voll durchsetzen – was bisher nicht der Fall war.

Nicht zu verwechseln mit diesen politischen Reaktionen zur Danziger Lage sind Beobachtungen über scharfe Mißtöne anderer Art gegen Deutschland. Sie stellen nach hiesiger Meinungsäußerung (z. B. Äußerung des Neffen von Lord Halifax an mich) eine Antwort auf die letzten Reden und Pressestimmen aus Deutschland dar. Diese haben, soweit es sich objektiv hier ermitteln ließ, schwere Verärgerung, Empörung und teilweise Wut hervorgerufen, haben also leider die Engländer nicht nervös gemacht, sondern sie nur in ihrer gegenwärtigen anti-deutschen Stimmung bestärkt."

Ich habe Grund anzunehmen, daß dieser Bericht seinen Eindruck in Berlin nicht verfehlte. Dies gilt vor allem für Göring, der ja einwandfrei wissen mußte, daß die deutsche Rüstung zum Herbst 1939 noch keineswegs beendet war und vor 1941 die Wiederaufrüstung Deutschlands nicht vollendet sein würde. Göring mußte daran liegen, zumindest einen Aufschub zu gewinnen, um zu erreichen, daß er seine Aufgabe, nämlich die Aufrüstung Deutschlands, richtig beenden konnte, bevor es zur Katastrophe kam. Daher ist es verständlich, daß insbesondere in den Kreisen seiner Mitarbeiter der Gedanke, noch einmal eine Verständigung mit England zu suchen, und zwar wenn möglich auf breitester Basis, und dafür das polnische Abenteuer in den Hintergrund treten zu lassen, immer mehr an Boden gewann. Göring entschloß sich daher im Frühsommer (Mai–Juni), seinen intimsten Mitarbeiter, Dr. Helmut Wohlthat, nach London zu entsenden, um durch dessen Vermittlung den Versuch zu machen, ein direktes deutsch-englisches Verständigungsgespräch wieder herbeizuführen. Dr. Wohlthat, den ich seit Jahren kannte, war für diese Aufgabe um so geeigneter, als es allgemein bekannt war, daß er dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand und aus seiner Kritik der meisten führenden Männer der NSDAP kein Hehl machte. Er ließ allein Göring gelten, allerdings mit der Einschränkung, daß er sich der Grenzen Görings dabei durchaus bewußt blieb.

Meine Ansicht, Chamberlain und seine engsten Mitarbeiter würden einer derartigen Fühlungnahme von deutscher Seite positiv gegenüberstehen, wurde durch den Verlauf der Besprechungen Wohlthats voll und ganz bestätigt. Ein Wink, den ich über Steward an Sir Horace Wilson gab, in dem ich auf die besondere Vertrauensstellung Wohlthats im Stabe Görings hinwies, hatte ein selbst für mich über-

raschendes Ergebnis: Wilson übernahm selbst die Initiative zu einem Gespräch mit Wohlthat, anscheinend nachdem er sich vorher in Berlin durch den englischen Botschafter Henderson meine Ansichten hatte bestätigen lassen.

Wohlthats Gespräche in London verliefen zunächst äußerst vielversprechend. Er nahm Besprechungen mit Sir Horace Wilson, dem englischen Handelsminister Hudson, Vertretern der englischen Schwerindustrie und anderen prominenten Persönlichkeiten der englischen Politik auf, die nach wenigen Tagen bereits etwa folgendes Bild ergaben: Es schien die Möglichkeit gegeben, daß es zwischen Deutschland und England zu einer Verständigung kommen könne, wenn etwa folgendes Programm in Aussicht genommen würde: Deutschland müsse auf kriegerische Abenteuer in Europa definitiv verzichten und Beweise hierfür liefern. Hiergegen würde England bereit sein, mit Deutschland ein Bündnis zu schließen, Deutschland die Kolonien zurückzugeben und ihm einen großen wirtschaftlichen Kredit zu gewähren, um die Umstellung von der Kriegsproduktion auf die Friedensproduktion zu ermöglichen. Das Schwergewicht der Besprechungen lag jedoch nicht völlig eindeutig auf der Frage eines deutschen Kriegsverzichts, sondern verschob sich auf das wirtschaftliche Gebiet, da Wohlthat auf Anraten von Dirksen und Kordt es verständlicherweise ablehnte, sich von Chamberlain empfangen zu lassen und mit seinen Gesprächspartnern politische Fragen zu verhandeln. Ein durch Garantien glaubhaft gemachtes Versprechen Hitlers, daß er auf weitere Expansion verzichten würde, würde Chamberlain bereit gefunden haben, große wirtschaftliche Konzessionen auf den verschiedensten Gebieten zu machen. Es war vorauszusehen, daß diese Konzessionen, ja überhaupt diese Politik, auf einen sehr scharfen Widerstand im Lande stoßen würden; wohl aber mußte zugegeben werden, ein derartig großzügiges Programm, das eine endgültige Sicherung des Friedens bewirkt haben würde, hätte wahrscheinlich sehr viele der erbitterten Gegner Hitlers in England auf unsere Seite gebracht.

Wohlthat unterrichtete sowohl Dirksen und Kordt wie auch mich persönlich über den Fortgang seiner Besprechungen, so daß wir laufend im Bilde waren. Wir konnten auf Grund der Fortschritte, die seine Verhandlungen machten, bereits annehmen, sie würden zu einem Erfolg führen, als jäh und unerwartet eine unglaubliche Indiskretion den Verhandlungen ein Ende setzte.

Der „Daily Express“, eine Zeitung, die von jeher deutschfeindlich war und es auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist, brachte eines Morgens als sensationelle Enthüllung den Inhalt der Geheimverhand-

lungen mit über die ganze Seite gehenden Schlagzeilen, trotz wichtiger Entstellungen aber verhältnismäßig so genau, daß wir annehmen mußten, eine der an diesen Verhandlungen beteiligten Persönlichkeiten mußte diesen Schlag gegen uns geführt haben.

Einer meiner jüdischen Kollegen erzählte mir später, die Angelegenheit habe sich wie folgt abgespielt: Der Handelsminister Hudson, der einem Glas Whisky, wir wollen sagen einem regelmäßigen Glas Whisky, zum Abendtrunk sehr ergeben war, hatte, nachdem er seine letzten Besprechungen mit Wohlthat gehabt hatte, hierüber Chamberlain persönlich Bericht erstatten wollen. In dem Zustand leichter alkoholischer Benebelung habe er sich jedoch beim Wählen der Nummern vergriffen und aus Versehen den Chefredakteur des „Daily Express", mit dem er von Jugend an befreundet gewesen sei, angerufen und in dem Glauben, er berichte Chamberlain, diesem brühwarm die sensationellen Mitteilungen über die Geheimverhandlungen Wohlthats gemacht.

Ich lasse es dahingestellt, ob das Material tatsächlich auf diese Weise in den Besitz der Zeitung gelangt ist oder ob eine Indiskretion durch die französische Botschaft erfolgte. Es ist aber durchaus wahrscheinlich, daß die Mitteilungen tatsächlich aus den Kreisen des Handelsministers gegeben wurden, da dieser selbst eine zweifelhafte Rolle gespielt hat, wie überhaupt die meisten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in England wie auf des Messers Schneide in ihren Anschauungen balancierten, so daß nicht klar zu sehen war, in welches Lager sie nun eigentlich gehörten. Irgendein beliebiger emotioneller Anstoß genügte sozusagen in dieser psychologischen Situation, um aus dem Feind einen Freund oder auch umgekehrt aus leidenschaftlichen Freunden erbitterte Feinde zu machen. Ich habe das damals selbst bei einer Reihe von Persönlichkeiten erlebt und kann mir dieses psychologische Rätsel nur damit erklären, daß die unnatürliche Spannung so groß geworden war, daß die meisten Charaktere dem nicht mehr gewachsen waren.

Wie es sich damit auch immer verhalten mag, die Enthüllungen über die Geheimverhandlungen des Beauftragten Görings mit Chamberlain erregten nicht nur großes Aufsehen, sondern auch eine große Empörung. Sämtliche Gegner einer Verständigung und eines nochmaligen Nachgebens waren auf den Plan gerufen, und es wurde deutlich, daß die Regierung Chamberlain nur dann einem Sturz im Unterhaus entgehen konnte, wenn sie sich auf das deutlichste und schärfste von den Geheimverhandlungen distanzierte. Hatte doch die gesamte englische Presse, vor allem beeinflußt durch Roosevelts Beauftragte und Ratgeber, die letzten Monate hindurch ohne Unterbrechung dem

englischen Publikum einzuhämmern versucht, man dürfe vor Hitler nicht kapitulieren, und Chamberlain müsse zu seinem „bis hierher und nicht weiter" stehen, wenn er nicht davongejagt werden wolle. „You have got to stop Hitler!" Das Verhalten Chamberlains, der hinter dem Rücken des Parlaments und der meisten englischen Politiker nun doch wieder eine Verständigung mit Hitler gesucht hatte, schien ein Verrat an der demokratischen Front der englischen Politik zu sein. Kurz, der Regierung blieb nichts anderes übrig, als im Unterhaus in brüsker Form von den Verhandlungen abzurücken und eine Erklärung abzugeben, die es dem deutschen Unterhändler unmöglich machte, die Besprechungen fortzusetzen oder wieder aufzunehmen. Herr Wohlthat verließ daher London einige Tage später.

Der letzte große Verständigungsversuch zur Abwendung der Kriegsgefahr schien damit gescheitert zu sein. Diejenige Gruppe, die der Ansicht war, man könne nur durch äußerst scharfe Drohungen und durch Festhalten an einer scharfen und klaren Absage an Hitler diesen von weiteren Aktionen abhalten, hatte sich anscheinend durchgesetzt. Wenn wir vorher gelegentlich in der Botschaft verschiedener Ansicht darüber gewesen waren, ob ein derartiger Verständigungsversuch nicht geradezu Hitler als Schwäche erscheinen würde und ihn erst recht zum Losspringen veranlassen könnte, so waren wir nunmehr einhellig der Anschauung, daß nur noch eindeutigste und schärfste Warnungen in Berlin gehört werden würden. Ja, wir waren mehr als einmal der Meinung, daß die von englischer Seite nunmehr von Zeit zu Zeit erfolgenden Erklärungen zu schlapp, zu unklar und zu wenig eindeutig waren, um den Zweck einer Warnung in Berlin zu erfüllen. Wir haben daher in den folgenden Monaten mit einer Eindeutigkeit, die keinen Zweifel lassen konnte, diese Linie herausgearbeitet und haben mehr als einmal durch entsprechende Erläuterungen verhältnismäßig sanfte englische Erklärungen sogar noch verschärft.

Die in London herrschende Hochspannung kommt in dem nachfolgenden Pressebericht der Botschaft und dem gleichzeitigen Brief an den Reichsaußenminister vom 24. Juli 1939 zum Ausdruck, in dem ich u. a. schrieb:

„Die letzten zwei Wochen haben eine beträchtliche Verschärfung der außenpolitischen Spannungen mit sich gebracht. Sie war auf folgende Momente zurückzuführen:

a) die wachsende Mobilmachung im Innern;

b) Gerüchte, die in der Mitte der Woche vom 10. bis 17. Juli auftauchten, die von einer Beruhigung der Lage in Danzig und gleichzeitig von deutsch-polnischen Verständigungsverhandlungen wissen wollten.

Diese Gerüchte wurden nicht nur bereitwillig geglaubt, sondern wurden von der breiten Masse der Öffentlichkeit auch mit Zustimmung und Erleichterung aufgenommen. Dies paßte jedoch der Kriegsgruppe nicht, die daher versuchte, durch ein Gegenmanöver die nachlassende Spannung erneut zu erhöhen. Die ‚News Cronicle' nahm erfundene Erklärungen eines angeblichen deutschen Gewährsmannes, der Führer wolle sich zum Senatspräsidenten von Danzig wählen lassen, zum Anlaß, um ein Interview mit dem polnischen Staatspräsidenten Rydz-Smigly zu machen, in dem dieser auf die Unversöhnlichkeit des polnischen Standpunktes hinwies. Dieses Interview gab dann dem gleichen Kreis den Vorwand, die britische Regierung zu der Feststellung zu zwingen, daß sie Polen unter allen Umständen zu Hilfe kommen würde, wenn Polen etwa zu kämpfen gedächte. Diese Festlegung der öffentlichen Meinung auf einen noch schärferen Standpunkt hatte zur Folge, daß sich die Lage in bezug auf Danzig noch mehr als bisher zuspitzte.

Die Erklärung des Propagandaministeriums, der Führer sei hundertprozentig entschlossen, es wegen Danzig nicht zu einem Weltkrieg kommen zu lassen, rief zunächst einen günstigen Eindruck hervor, der aber durch die weiteren offiziellen Erklärungen in sein Gegenteil verkehrt wurde, so daß ein Mißtrauen gegen die deutschen Absichten geschaffen wurde. Das Foreign Office hat die Presse dabei um eine besonders scharfe Behandlung der Angelegenheit ersucht, damit in Deutschland nicht etwa der Eindruck entstehe, England sei geneigt, sich durch einen Trick betrügen zu lassen. Diese Parole ist insbesondere von der ‚Times' aufgegriffen worden, die dem deutschen Sprecher unterstellte, der Führer rechne auf einen schließlichen Druck des britischen Kabinetts zum Nachgeben in Warschau.

Eine solche Bemerkung würde in der Tat geeignet sein, Chamberlain persönliche Schwierigkeiten zu machen. Ein Teil seiner scharfen Haltung ist darauf zurückzuführen, daß seine Gegner ihn verdächtigen, er werde eines Tages doch wieder umfallen und wieder in Befriedung machen. Vorwürfe dieser Art treffen eine der empfindlichsten Stellen der innerpolitischen Lage. Es erklärt, warum die ‚Times' in ihrem Leitartikel vom 24. Juli feststellt, daß die Einverleibung Danzigs in das Reich aus strategischen Gründen den Verlust der Unabhängigkeit von Polen bedeute.

Auf Grund der gegenwärtigen innerpolitischen Lage muß übrigens damit gerechnet werden, daß die Spannungsmache sich in den nächsten zwei Wochen, den beiden letzten Wochen des Parlaments, erheblich steigern wird. Duff Cooper hat in der Presse den Vorschlag gemacht, eine Art parlamentarischen Aufsichtsrats hauptsächlich aus den

Gegnern jeder Verständigungspolitik zu schaffen, um zu verhindern, daß Chamberlain in die Befriedungspolitik zurückfällt. Daher muß damit gerechnet werden, daß die Presse dieser Kreise (‚News Cronicle', ‚Daily Herald', ‚Daily Telegraph') alles daransetzen wird, um durch entsprechende Aktionen die Regierung so festzulegen, daß sie keinerlei Aktionsfreiheit zur Verständigung mit Deutschland mehr behält."

In einem weiteren Brief an Ribbentrop vom 24. Juli wies ich darauf hin, daß mit einer Auflockerung der außenpolitischen Haltung der Regierung wohl erst nach den Neuwahlen zu rechnen sei, daß aber die Spannung inzwischen sich weiter steigere:

„Zu diesem versteifenden Moment kommt zweifellos hinzu, daß die militärischen Maßnahmen der letzten Zeit wachsend an Umfang zugenommen haben. Nachdem sich die gesamte Luftabwehr seit dem 17. Juni im Bereitschaftszustand befindet, ist die Flotte etwa seit dem 1. Juli in dem gleichen Zustand, während die Armee etwa seit dem 25. Juli ebenfalls auf Bereitschaft eingestellt ist. Abgesehen von den Neueingezogenen, befinden sich 50 000 Mann der Territorialarmee im Übungslager. Die Ausbildung wird fieberhaft betrieben. Zu propagandistischen Zwecken marschieren nunmehr dreimal täglich, z. B. an meinem Hause, Mannschaften der territorialen Flakbatterien vorbei, die in nächster Nähe aufgebaut sind. Das gleiche wird aus dem Lande berichtet, und es ist durchaus verständlich, wenn die Bevölkerung mehr und mehr dem Wahne zuneigt, der Krieg stände unmittelbar bevor. Die Haushaltungen werden mit Flugschriften des zivilen Verteidigungsamtes überschwemmt, und die Listensammler, die sich bemühen, Freiwillige für die verschiedenen Verbände zu werben, geben einander die Türklinke in die Hand. Trotzdem glauben Beobachter feststellen zu können, daß das jeweilige Nachlassen der Spannung sich ungünstig auf die Werbung auswirkt, so daß das Kriegsministerium hier zweifellos ein Interesse daran hat, noch eine Reihe weiterer Wochen hindurch die Spannung aufrechtzuerhalten. In der Tat scheint der Kriegsminister Hore Belisha seine guten französischen Beziehungen wiederholt dazu benützt zu haben, um in Zeiten eines gewissen Abklingens der Spannung dafür zu sorgen, daß von außen her neue Spannungsmomente herangetragen wurden.

Angesichts dieser Sachlage ist die Verschärfung der britischen Haltung in der Danziger Frage nur zu erklärlich. Da Chamberlain glaubt, keinerlei außenpolitisches Nachgeben verantworten zu können, muß er somit aus den geschilderten innerpolitischen Gründen alles vermeiden, was von seinen Gegnern dahin gedeutet werden könnte. Der Erfolg hat gezeigt, daß er es durch diese Haltung zu-

mindest zuwege gebracht hat, der Churchill-Gruppe weitgehend das Wasser abzugraben, die infolge der scharfen Haltung der Regierung keinerlei Ansatzpunkte zur Kritik fand. Auch die wiederholte, zweifellos mit Chamberlains und Halifax' Einverständnis erfolgte Abwehr sogenannter Beruhigungsmanöver findet hierin ihre Erklärung. Die Regierung kann, so wie die Lage ist, sich bis zur Vertagung des Parlaments kein wirkliches Entgegenkommen an Deutschland leisten, ohne Gefahr zu laufen, größte innerpolitische Schwierigkeiten zu bekommen.

Gelänge es darzulegen, daß die ganze englische Argumentation in der Danziger Frage unrichtig ist, indem man insbesondere betont, Polen besitze ja auch jetzt keinerlei freien Zugang zum Weltmeer und daß für den Ernstfall angesichts der ungeheuren militärischen Überlegenheit Deutschlands der Korridor auch ohne Danzig für Polen verloren sei, so würden wir bereits weitgehend gewonnenes Spiel haben.

In privaten Unterhaltungen mache ich hier jedenfalls mehr und mehr die Erfahrung, daß eine gründliche Erörterung der strategischen Bedeutung der Ostsee und der strategischen Lage Polens tiefen Eindruck macht und Gutgewillte überzeugt; Voraussetzung hierfür ist aber immer wieder, daß es gelingt, das Gespräch vom Thema des gegenwärtig gespannten deutsch-englischen Verhältnisses herunter auf eine sachliche Erörterung zu bringen. Ich verkenne dabei keineswegs, wie überaus schwierig gerade derartige Auseinandersetzungen sind, sehe aber doch immer wieder am Erfolg, wieviel sich hier erreichen ließe, wenn nur eine Beruhigung im gegenseitigen Verhältnis möglich wäre.

Von englischen Freunden wird geradezu offen betont, die wirkungsvollste deutsche Propaganda in der Danziger Sache würde es vielleicht sein, *wenn man dieses Problem überhaupt für einige Zeit auf sich beruhen lassen könnte und wenn man statt dessen völlig unbesorgt um diese Frage versuchte, das deutsch-englische Verhältnis durch die Inangriffnahme anderer größerer Probleme zu bereinigen.* Obwohl dies ein sehr englischer Standpunkt sein mag, scheint es mir doch beachtenswert zu sein, daß derartige Äußerungen überhaupt fallen, weil sie ein Zeichen dafür sind, daß mit einem gewissen Zeitablauf das Danziger Problem an Schärfe verlieren könnte. Wenn wir daher die Zeit hätten, auf Danzig in Ruhe zu warten, würde ich es für möglich halten, daß wir trotz allem in dieser Frage die öffentliche Meinung umstimmten. Allerdings bedarf es dazu sehr vieler Geduld, da die letzten Wochen noch nicht ausgereicht haben, um unsere Ansichten in dieser Frage hier genügend durchzusetzen.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein allmählicher Wechsel unserer

propagandistischen Haltung gegenüber England jedoch erforderlich ist, wenn wir auf dieser Linie überhaupt einen Erfolg haben wollen. Angesichts der Hochspannung und Überempfindlichkeit, die in England herrschen, wird jedes scharfe Wort in Deutschland hier zur Zeit doppelt empfunden und wird auch von unseren Gegnern im weitesten Maße gegen uns ausgenutzt. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, eine kriegerische Auseinandersetzung mit England ist völlig unvermeidlich geworden, und es kommt nur darauf an, das deutsche Volk in entsprechendem Sinne kriegspropagandistisch zu beeinflussen, so gelten selbstverständlich diese Anschauungen nicht mehr. Wenn man aber die Türe offen halten und vor allen Dingen etwas dazu beitragen will, unseren Freunden hier im Lande wieder etwas Mut zu machen, ist eine Änderung der Tonart der deutschen Presse unbedingt erforderlich. Man hat hier, von London aus gesehen, manchmal das Gefühl, daß die deutschen Schriftleiter gar nicht mehr wissen, wie scharf sie schreiben und wie verletzend mitunter für das englische Gefühl ihre Äußerungen sind.

Der Nervenkrieg hat jedenfalls hier einen Zustand hervorgerufen, in dem es nicht mehr wahrscheinlich erscheint, daß auf diese Weise der Verständigungswille erhalten bleibt. Großbritannien ist einem Löwen vergleichbar, dem man erst sämtliche Schwanzhaare ausgerissen hat, dann in einen gewissen Körperteil getreten und schließlich so lange ins Gesicht gespuckt hat, bis er in Weißglut geraten ist. Ob dieses Bild richtig ist oder nicht, mag dahingestellt sein. Es gibt aber jedenfalls das Bild des Geisteszustandes wieder, in dem sich der normale Brite gegenwärtig befindet. *Somit genügt sozusagen ein Windhauch, um diesen Löwen zum Springen zu bringen.* Wenn wir das wollen, können wir das erreichen. Wollen wir es aber nicht, so liegen die Schlußfolgerungen auf der Hand!

Wir haben bekanntlich in der Tschechenkrise mit unserer Propaganda ungeheuer viel erreicht. Genau so bin ich auch überzeugt, daß wir heute in unserer polnischen Propaganda einiges erreichen. In beiden Fällen hat die Propaganda aber auch nach England übergeschlagen, und zwar jedesmal mit der Wirkung, daß sie die öffentliche Meinung Englands gegen uns bis zur Weißglut erhitzt hat. Im tschechischen Falle ist die tschechische Position sozusagen eher eingetrommelt worden, ehe die englische zur Explosion kam. In der polnischen Frage hat man hier in London aber bisweilen den Eindruck, als ob die Engländer zur Explosion gebracht werden, bevor die Polen sturmreif sind. Solange wir eine friedliche Lösung der Ostfrage wollen, fühle ich mich verpflichtet, auf diese Beobachtungen zumindest aufmerksam zu machen. Haben wir die Überzeugung, eine friedliche Lösung sei

nicht möglich, so wäre doch zu bedenken, ob es wohl zweckmäßig ist, daß wir durch unsere Propaganda die gesamte englische Nation gegen uns einigen, noch bevor der Krieg überhaupt ausgebrochen ist."

So vergingen einige Wochen unter schärfster Spannung, die für mich persönlich noch dadurch besonders erschwert wurden, daß das DNB diesen Zeitpunkt für geeignet hielt, auf Betreiben von Dr. Goebbels meinen Vertrag zu kündigen, während umgekehrt das Auswärtige Amt sich nicht entschließen konnte, einen endgültigen neuen Vertrag mit mir einzugehen. Ich habe also die letzten Monate in London in einer Art vertragslosem Zustand gearbeitet, ohne zu wissen, was aus mir würde. Das ging so weit, daß ich z. B. einen Teil meiner Möbel bereits nach Deutschland schickte, um – unmittelbar nachdem diese abgegangen waren – die Mitteilung zu erhalten, daß ich doch in London bleiben sollte. Hinzu kam, daß viele meiner guten Bekannten aus der englischen und internationalen Presse immer mehr offen ins feindliche Lager hinüberwechselten, so daß der tägliche Besuch im Foreign Office und in Nr. 10 Downing Street einem Spießrutenlaufen gleichkam. Bei diesen Gelegenheiten mußte ich gehässige Bemerkungen, Ungezogenheiten aller Art und das Geschnittenwerden hinnehmen, ohne mich hiergegen auch nur im geringsten verteidigen zu können. Meine Stellung beruhte eben darauf, daß ich völlig diskret blieb und über das Spiel hinter den Kulissen, über das ich nach wie vor auf das genaueste unterrichtet blieb, Bescheid wußte, ohne dies nach außen erkennen zu lassen.

Um so überraschter war ich, als mir wenige Tage nach der Abreise Wohlthats Mr. George Steward, der Press Officer von Nr. 10 Downing Street, mitteilte, Sir Horace Wilson bäte mich, ihn doch wieder einmal zu besuchen, da er die Absicht habe, etwas Wichtiges mit mir zu besprechen.

Zunächst glaubte ich, es könne sich um nichts Besonderes handeln, hielt es aber doch für richtig, Herrn v. Dirksen von dieser Aufforderung zu berichten. Wie in allen anderen Fällen, so blieb ich auch in diesem dabei, in engstem Einvernehmen mit meinem unmittelbaren Chef zu handeln. Dirksen und Dr. Kordt waren etwas überrascht über diese Aufforderung; es stellte sich aber heraus, daß wir jedenfalls seitens der Botschaft keinerlei diskrete Angelegenheiten laufen hatten, die eine Besprechung auf dieser Ebene erforderlich gemacht hätten.

Sir Horace Wilson empfing mich nach Dienstschluß in seiner in West-Kensington gelegenen Privatwohnung, die von spartanischer Einfachheit glänzte. Er lud mich ein, Platz zu nehmen, und ging, wie es seine Angewohnheit war, sofort und unmittelbar auf den Zweck

seiner Bitte, ihn aufzusuchen, ein. In seinem Zimmer auf und ab gehend, setzte er langsam, wie üblich jedes Wort abwägend und mit leiser, kaum vernehmlicher Stimme flüsternd, mir folgendes auseinander: Chamberlain sei durch die Indiskretionen über Wohlthats Besuch auf das tiefste betroffen gewesen. Es habe sich hier um einen Mangel an Disziplin und eine geradezu unglaubliche Leichtfertigkeit eines Kabinettsministers gehandelt, die Chamberlain auf das schärfste mißbilligt und die ihn persönlich auf das äußerste unangenehm berührt habe. Er hoffe aber, daß niemand ihm die Schuld an dieser Indiskretion zuschreiben werde. Er bedauere sie jedenfalls auf das lebhafteste und sei bereit, einiges zu tun, um den durch die Indiskretion angerichteten Schaden wiedergutzumachen. Chamberlain habe sich allerdings gefragt, ob ein neuerliches Eingehen auf die Möglichkeiten einer Verständigung mit Hitler ihm nicht in Berlin als Schwäche ausgelegt werde. Er, Sir Horace Wilson, sei daher beauftragt worden, mir noch einmal die Botschaft zu übermitteln, daß Chamberlain in keiner Weise vor einem Krieg gegen Deutschland zurückschrecke und daß jeder Premierminister davongejagt werden würde, der in dem Augenblick, in dem Hitler eine neue Aggression begehe, dies nicht als Kriegsgrund für Großbritannien ansehe.

Auf einen Einwand meinerseits, mir sei im Augenblick nicht bekannt, aus welchem Anlaß er mir eine derartig scharfe Erklärung übermittle, zu einem Zeitpunkt, in dem ich keinerlei besondere neue Momente, die zu einer Verschärfung der Danziger Krise geführt hätten, zu sehen vermöge, erwiderte mir Wilson, er hielte die Danziger Frage im gegenwärtigen Augenblick für völlig unlösbar. Jedenfalls glaube er, sie würde nur dann zu lösen sein, wenn man sie völlig in Ruhe und beiseite ließe und unter Nichtachtung der Gefahren, die sich aus ihr ergäben, zunächst einmal den Versuch machte, das deutsch-englische Verhältnis grundsätzlich zu bereinigen.

Gerade das aber könne mißverstanden werden, und hier hege Chamberlain die allergrößten Befürchtungen. Hitler habe Chamberlains Haltung in Godesberg und München völlig mißverstanden, er scheine nicht begriffen zu haben, daß die Verantwortung eines Staatsmannes, der vor einer Katastrophe zurückschrecke, nicht der Furcht, sondern der Stärke entspringe. Chamberlain könne sehr wohl auch anders handeln.

Darauf bemühte ich mich, Sir Horace auseinanderzusetzen, daß wir seitens der Botschaft alles getan hätten, um irgendein Mißverständnis über die Haltung Chamberlains und des britischen Kabinetts, das in Deutschland entstehen könne, auszuschließen. Er könne also in diesem Punkt durchaus beruhigt sein. Wenn ich ihm auch nicht, wie er ver-

stehen müsse, die Berichte der Botschaft zeigen könne, so gäbe ich ihm mein Ehrenwort, daß Dr. Kordt und ich hier in die gleiche Kerbe wie Dirksen gehauen hätten.

Sir Horace blieb darauf plötzlich stehen, blickte mir gerade ins Gesicht und sagte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage stelle? Halten Sie es immer noch für möglich, daß eine Verständigung zwischen Großbritannien und Deutschland zustande kommen könnte? Glauben Sie, daß Hitler den Frieden will?"

Ich erwiderte ihm, daß dies eine Frage an mich stellen heiße, der ich mich nicht gewachsen fühle. Ich glaubte in der Tat, daß es niemanden gäbe, der diese Frage wirklich wahrheitsgemäß und richtig beantworten könne. Auch hielt ich die Art dieser Fragestellung nicht für sachlich geeignet und zweckmäßig. Wenn seine Ausführungen heißen sollten, daß er an mich die Frage stellen wolle, ob ich es für richtig halte, den Versuch zu machen, die von Herrn Wohlthat begonnenen Besprechungen fortzusetzen, so könne ich ihm nur antworten: „Unbedingt ja!" Die britische Regierung würde auch nicht an Gesicht verlieren, selbst wenn diese Besprechungen völlig negativ ausgehen sollten. Es würde ja bei ihr stehen, ob sie diese Besprechungen veröffentlichen wolle. Ein neuerliches Scheitern und eine Absage Hitlers würden der Welt eindeutig zeigen, bei wem die Schuld liege. Daher sähe ich keinerlei Risiko.

Sir Horace, der noch stehen geblieben war, fragte mich darauf direkt: „Wären Sie bereit, den Versuch selbst zu machen? Wir wären bereit, Ihnen die Mission anzuvertrauen, da wir Ihre Diskretion und, wie ich hoffe, auch Ihren Mut kennen. Wir glauben vor allen Dingen sicher zu sein, daß Sie dafür Sorge tragen werden, daß dieser Versuch nicht bereits im Vorzimmer des Herrn Hitler bei Ribbentrop steckenbleibt."

Man wird verstehen, daß ich mich trotz der schmeichelhaften Worte Wilsons einigermaßen in Verlegenheit befand, was ich antworten sollte, da ich wußte, daß ich mit diesem Auftrage von der Linie abweichen würde, die Dirksen, Kordt und ich für richtig erkannt hatten. Auf der anderen Seite war mir blitzartig klar, daß es sich hier um die wahrscheinlich letzte Chance für eine Verständigung handelte und daß danach das virtuelle Ende jeder Verständigungsmöglichkeit gegeben sein würde. Ich wurde mir der ungeheuerlichen Verantwortung bewußt, die durch einen derartigen Auftrag in meine Hände gelegt wurde, und beschloß, darum zunächst einmal ausweichend zu antworten, um selbst klarer zu sehen, worum es sich denn eigentlich handeln würde.

Daher erwiderte ich, ohne Zustimmung meines Chefs, des Herrn

v. Dirksen, könne ich einen derartigen Auftrag nicht übernehmen und müsse zunächst einmal wissen, worin dieser Auftrag bestünde.

Sir Horace nickte darauf zustimmend und setzte mir auseinander – wobei er wieder lebhaft auf und ab ging –, wie Chamberlain sich die Möglichkeiten einer Verständigung mit Hitler denke. Wilson wiederholte hierbei die verschiedenen von ihm gebrauchten Formulierungen und Bedingungen mehrfach. Er rekapitulierte sozusagen seinen Auftrag zwei- bis dreimal mit äußerster Sorgfalt, ließ mich, um sicher zu gehen, daß ich auch ja nichts mißverstanden habe, besonders wichtige Stellen wiederholen, kurz und gut, bemühte sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt, die Bedingungen für eine Verständigung auseinanderzusetzen. Hieraus ist ersichtlich, daß es sich nicht etwa um einen persönlichen Einfall seinerseits handelte, sondern daß der ganzen Angelegenheit die genauesten Beratungen zwischen Chamberlain, Halifax und Wilson sowie wahrscheinlich noch einer Reihe weiterer Persönlichkeiten vorausgegangen sein mußten.

Eine Zusammenfassung seiner Erklärungen ergab folgende Punkte:

1. Chamberlain war bereit, Hitler ein Defensiv-Bündnis anzubieten, das auf die Dauer von 25 Jahren geschlossen werden sollte*.

2. Chamberlain war bereit, im Unterhaus eine Erklärung abzugeben, derzufolge Deutschland seine Kolonien „sukzessive" zurückerhalten würde, und hierfür einen deutsch-englisch-französischen Kolonialausschuß einzuberufen.

Sir Horace Wilson gebrauchte im Zusammenhang mit der Rückgabe der Kolonien den Ausdruck „in due course", einen praktisch unübersetzbaren Ausdruck, da er stärker, als eine deutsche Übersetzung es vermöchte, festlegt, daß es sich trotz des unbestimmten Termins um eine bindende Verpflichtung handeln würde.

3. Chamberlain war bereit, mit dem Britischen Empire Verhandlungen aufzunehmen, um sicherzustellen, daß Deutschland als „Junior partner" in die Ottawa-Handelsabmachungen des Britischen Weltreiches mit seinen Vorzugszöllen aufgenommen würde. Sir Horace fügte allerdings hinzu, Chamberlain könne hier lediglich seinem guten Willen Ausdruck geben, um derartige Verhandlungen einzuleiten, da der Beschluß hierüber, ob es geschehen würde oder nicht, bei dem Gremium des Britischen Weltreiches liege.

4. Chamberlain war bereit, einen Vertrag über die Abgrenzung der wirtschaftlichen Interessensphären zwischen Deutschland und England abzuschließen. Chamberlain war insbesondere bereit, eine spe-

* Bei diesem militärischen Abkommen war es unklar, worum es sich genau handelte: einen Nichtangriffspakt, eine Defensiv-Allianz oder ein Rüstungsbegrenzungsabkommen. Alle drei Möglichkeiten wurden erörtert.

zielle Interessensphäre Deutschlands auf dem gesamten Kontinent anzuerkennen, wenn sichergestellt würde, daß dies nicht zu einem Ausschluß der englischen Interessen führte.

5. Chamberlain war bereit, den Londoner Finanzmarkt für Deutschland zu öffnen, so daß dieses Anleihen bis zu einem Höchstbetrag von $4^1/_2$ Milliarden Mark aufnehmen könnte, um Deutschland in den Stand zu setzen, seine Kriegsindustrie auf Friedensindustrie umzustellen, wobei diese Anleihen natürlich nicht auf einmal, sondern im Laufe einer Reihe von Jahren aufgelegt und eventuell von Großbritannien garantiert werden sollten.

6. Dies alles würde Chamberlain jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung zugestehen können, daß Hitler sich bindend verpflichte, keinerlei Aktion in Europa zu unternehmen, die zum Kriege führen könnte, es sei denn, daß er hierzu ausdrücklich die Zustimmung Englands erhalten habe. Insbesondere müßte er sich bis zur Einleitung von Verhandlungen über dieses Programm verpflichten, keinen Schritt in der polnischen Frage zu unternehmen, der den Krieg zur Folge haben könne.

Ich habe dieses weitreichende Programm mit ebensoviel Staunen wie Bewunderung angehört und habe sozusagen meinen eigenen Ohren nicht getraut, so daß ich immer wieder auch meinerseits rückgefragt habe und mir Einzelheiten auseinandersetzen ließ, um sicherzugehen, daß ich mich wirklich nicht täuschte und das Ganze nicht etwa mißverstand. Trotzdem erklärte ich zum Schluß der Unterredung mit Sir Horace Wilson, ich müßte erst Dirksen fragen und bäte um 24 Stunden Bedenkzeit. Ich besinne mich, daß ich ihm antwortete: „Wenn ich an Hitlers Stelle wäre, würde ich auf Ihren Vorschlag eingehen. Ob aber Hitler das tun wird, weiß kein Mensch." Wie recht ich mit dieser Skepsis haben sollte, konnte ich allerdings in diesen Augenblicken nicht ahnen. Ich versprach, am nächsten Nachmittag um die gleiche Zeit wiederzukommen, und begab mich sofort in die Botschaft, um die Mitteilung Sir Horace Wilsons mit Dirksen und Kordt zu besprechen.

In den Beratungen, die wir daraufhin hatten und die wir noch am nächsten Morgen fortsetzten, wurden wir uns sehr schnell darüber einig, daß man trotz aller Bedenken nicht umhin könne, auf diesen Vorschlag einzugehen. Herr v. Dirksen war zunächst sichtlich leicht verärgert, daß man angesichts seiner guten Beziehungen zu Sir Horace diesen Vorschlag nicht ihm gemacht hatte und statt dessen mich benutzte. Er befürchtete darüber hinaus, daß, wenn man – genau wie bei einem früheren Vorschlag – nicht den Botschafter, sondern ein untergeordnetes Organ der Botschaft benutzte, die Bedeutung der

Angelegenheit in den Augen der Adressaten herabgemindert werden könnte. Dr. Kordt war überaus skeptisch und meinte, man solle lieber die Finger von der ganzen Sache lassen, da angesichts der grundsätzlichen Einstellung Hitlers doch nichts bei dieser Sache herauskäme. Trotzdem überwog nach längerer Besprechung das Gefühl, daß man nicht anders konnte, als den Vorschlag anzunehmen und ihn zu übermitteln, denn es war klar, daß die Engländer bei einer Ablehnung meinerseits jemand anderen mit der Mission betraut haben würden, es aber angesichts der gesamten Lage wünschenswert war, daß ein Mitglied der Londoner Botschaft den Auftrag übernahm.

Verabredungsgemäß begab ich mich daher am nächsten Tag erneut zu Sir Horace, der mich diesmal wieder, aber nur sehr kurz, empfing und mir auf die Mitteilung hin, ich sei bereit, die angetragene Mission zu übernehmen, ein maschinenbeschriebenes Blatt überreichte, auf dem die Punkte noch einmal in knappster Form verzeichnet waren. Allerdings waren sie lediglich sachlich in 1., 2., 3. usw. aufgeführt, ohne jede Einleitung, ohne jede Bemerkung, gewissermaßen als Punkte eines Besprechungsprogramms, mehr nicht. Das mir übergebene Papier war offenbar nichts anderes als ein Durchschlag des gleichen Papiers, das Wilson vorher Wohlthat gezeigt hatte, da es mit den gleichen englischen Worten begann: „In the assumption that . . ."

Sir Horace betonte nochmals, ich möge den Vorschlag auf schnellstem Wege Herrn Hitler übermitteln, zugleich auf einem Wege, der ausschließe, daß irgendeine Indiskretion in diesem Falle nicht nur die Besprechungen, sondern auch Chamberlain als Politiker „killen" würde.

Nach meiner Rückkehr in die Botschaft verfaßte ich daher einen kurzen Bericht für Herrn v. Ribbentrop über meinen Empfang bei Sir Horace, fügte das Papier mit den Besprechungspunkten bei und bat, mich nach Möglichkeit zu diesem Vorschlag hören zu wollen.

Da noch am gleichen Tag ein Kurier nach Berlin flog, gab ich diesen Brief, mit den üblichen Sicherungen versehen, nach Berlin weiter. Herr v. Dirksen und Dr. Kordt hatten ihn selbstverständlich vor seiner Absendung gesehen.

48 Stunden später traf das Sonderflugzeug Ribbentrops mit einem an mich persönlich gerichteten Brief ein, in dem ich die Mitteilung erhielt, ich möchte mich sofort im Flugzeug zu ihm nach Salzburg begeben, da er mich über die Wilsonschen Vorschläge gleich persönlich zu sprechen wünsche.

Ich flog also am nächsten Tag, begleitet von den guten Wünschen meines Chefs, nach Salzburg, wo ich wohlbehalten am Abend eintraf und gleich zu Ribbentrop nach Fuschl befohlen wurde.

Ein Auto brachte mich in schneller Fahrt über die herrliche Alpenstraße von Salzburg nach Fuschl, wo ich zu Ribbentrop geführt wurde und am Abendessen teilnahm. Ribbentrop nahm mich danach beiseite und sagte mir nur kurz: „Hören Sie, über den Vorschlag, den Sie mir unterbreitet haben, müssen wir etwas länger sprechen. Ich hoffe, Sie haben sich auf eine Woche eingerichtet. Heute abend kann ich Sie allerdings nicht mehr sehen."

Der Unterstaatssekretär und frühere Botschafter Gauß, der berühmte Juris-Consult des Auswärtigen Amtes, den ich bereits aus der Zeit Bülows kannte, setzte meinen Erwartungen allerdings sofort einen Dämpfer auf, indem er mir sagte, er habe „meinen" Vorschlag gelesen, glaube aber nicht, daß er in die Intentionen des Führers hineinpasse.

Nach meiner Rückkehr ins Hotel in Salzburg rief ich daher den Gesandten und späteren Botschafter Hewel, den Verbindungsmann Ribbentrops zu Hitler, an, der in besonders freundschaftlichem Verhältnis zu Hitler stand und dessen volles Vertrauen genoß. Hewel war sehr überrascht, daß ich trotz der Spannung nach Salzburg gekommen war, erklärte sich aber sofort bereit, mich am nächsten Morgen im Hotel zu sprechen.

Hewel suchte mich am nächsten Morgen in meinem Zimmer auf und setzte mir auseinander, daß ich in eine äußerst verfahrene und schwierige Lage hineingeraten sei. Hitler stünde auf dem Standpunkt, das Drohen der Engländer mit Krieg sei Bluff. Er ließe sich durch niemanden davon abbringen, daß die Engländer nicht zum Kriege schreiten würden; das Verhalten Chamberlains in Godesberg sei für Hitler ein Beweis, daß man sich ihnen gegenüber nur hart genug zeigen müsse. Er sei daher durch die Berichterstattung über die englischen Kriegsdrohungen nicht im mindesten beeindruckt und habe sich von seinen Absichten in bezug auf Polen bisher nicht abbringen lassen. Hitler sei der Überzeugung, wenn er nur seinerseits genügend stark und deutlich mit Krieg drohe, dann würden die Engländer und daher auch die Polen nachgeben. Deshalb müsse er hart bleiben. In dieser Haltung werde er durch Goebbels und Ribbentrop bestärkt, während die Persönlichkeiten, die zur Einsicht rieten, bei ihm abgemeldet seien. Hitler gebrauche von diesen Leuten immer die Redensart von „den Leuten, die vor jedem englischen Bluff zusammenklappten".

Meine Mitteilungen über den Auftrag, den ich von Sir Horace Wilson erhalten hatte, nahm er mit stärksten Bedenken auf. Er erklärte mir, er befürchte, dieser Vorschlag käme zu spät, obwohl er ganz zweifellos dem Traum des Führers nach einer Verständigung mit

England am nächsten komme, aber die Schwierigkeit sei die, daß Hitler die Verständigung mit England völlig abgeschrieben habe. Er wolle sein außenpolitisches Programm mit der Beendigung der polnischen Frage zum Abschluß bringen und sich danach der großen Reform auf innerpolitischem Gebiet zuwenden.

Als ich um 11 Uhr wieder in Fuschl zu der Besprechung mit Ribbentrop erschien, zu der auch der Botschafter Gauß zugezogen wurde, war ich daher darauf gefaßt, auf eine völlige Ablehnung des Wilsonschen Vorschlages zu stoßen. Tatsächlich entwickelte sich jedoch das Gespräch günstiger, als ich nach den mir von Hewel gegebenen Informationen erwartete.

Zunächst allerdings sah es so aus, als ob eine sofortige Ablehnung erfolgen würde. Ribbentrop ließ sich von mir noch einmal die genauen Vorgänge in London selbst berichten und verlangte daraufhin eine detaillierte Schilderung der Vorschläge sowie Erläuterungen des ihm übermittelten Besprechungsprogramms. Als ich die Bedenken erwähnte, die wir in London gehabt hatten, den Vorschlag weiterzugeben, bemerkte Botschafter Gauß, daß er diese Bedenken durchaus für richtig halte, da ja wohl ein ernsthaft gemeinter Vorschlag über den Botschafter v. Dirksen und nicht über mich gemacht worden wäre. „Sie wissen ja, was man zu einem Pressemann sagt, ist nie ganz ernst zu nehmen. Wer ist übrigens Sir Horace Wilson? Das ist genau so wie bei uns, irgendein beliebiger Beamter wird vorgeschoben, wenn man sich nicht selbst engagieren will."

Diese Feststellung erregte mich sehr. Ich wies noch einmal darauf hin, in welch enger Zusammenarbeit ich mit Wilson die ganze Zeit über gestanden hatte, und setzte Herrn Gauß, der hiervon nichts zu wissen vorgab, auseinander, welche Stelle der oberste Beamte des britischen Civil Service zugleich als rechte Hand des Premierministers verfassungsmäßig innehabe.

Zu meiner Überraschung sekundierte mir Ribbentrop. Er erklärte, er wisse durchaus, welche Bedeutung Sir Horace Wilson habe, und hege keinen Zweifel daran, daß es sich hier um ein ernst zu nehmendes Angebot handele. Man müsse sich nur klar darüber sein, welche Tragweite es habe und ob es möglich sei, Hitler dafür zu gewinnen.

Im Laufe des längeren Gesprächs stellte sich dann heraus, daß er genauere und detaillierte Angaben über die militärische Bündnisverpflichtung haben wollte, vor allem über die Frage, ob England auch bereit sein würde, an der Seite Deutschlands in den Krieg einzutreten, wenn Deutschland etwa von Sowjet-Rußland angegriffen werden sollte, und ob es bereit sei, die Moskauer Verhandlungen fallenzulassen, bevor es mit uns Verhandlungen aufnehme.

Ich bejahte diese Frage und erwiderte, daß nach meiner Ansicht für die Engländer, wenn sie sich einmal bindend zu einem Defensivbündnis mit uns verpflichtet haben würden, dies, nämlich das Fallenlassen der Moskauer Verhandlungen, selbstverständlich mit einschlösse – eine Frage, die ich mit gutem Gewissen richtig beantwortet zu haben glaubte.

Zwei weitere Tage mußte ich in Salzburg warten, bis ich erneut zu Ribbentrop befohlen wurde. Diesmal empfing er mich äußerst niedergeschlagen, sichtlich ermüdet und voller Pessimismus. Er setzte mir auseinander, er habe Hitler den Plan bis ins kleinste auseinandersetzen müssen, Hitler habe aber in dem Vorschlag immer wieder die englische Absicht gesehen, ihn von der Rückgewinnung Danzigs abzuhalten. Daher habe er sich die Entscheidung über ein Ja oder Nein vorbehalten. Er wolle mich darum vorläufig auch nicht sehen. Alles, was er habe durchsetzen können, sei, daß Mussolini nach Salzburg kommen solle. Der Führer wolle sich mit Mussolini über die weitreichende Frage besprechen, denn „selbstverständlich werden wir die Italiener bei dieser Angelegenheit mitnehmen und, wenn wir den Erfolg unserer jahrelangen Bemühungen einkassieren, auch ihnen ihren Teil zukommen lassen".

Hewel, den ich etwa 48 Stunden später wieder traf und der bei der Besprechung zwischen Hitler und Ribbentrop dabei gewesen war, sagte mir wörtlich: „Der Führer ist so hoch gesprungen, als Ribbentrop wieder draußen war. Er sagte, das sei die großartigste Nachricht, die er seit langem bekommen habe." Einen ganzen Abend hindurch habe er wie ein Kind phantasiert und davon gesprochen, daß der Traum seines Lebens, die Verständigung mit den Engländern, doch verwirklicht werden würde. Dann habe er aber plötzlich Bedenken gehabt und in dem ganzen Manöver nur eine Falle gesehen, durch die die Engländer verhindern wollten, daß die Polen ihre wohlverdienten Prügel erhielten. Auf meine verblüffte Frage, was Hitler denn eigentlich wolle, erwiderte mir Hewel, er wolle die Polen lediglich zum Nachgeben zwingen, mehr sei hinter all diesen Äußerungen nicht zu suchen. Auf meine Frage, ob denn nicht zu befürchten sei, die Italiener würden sich als ein Hindernis erweisen, meinte Hewel: „Nein, auch Mussolini ist auf eine Verständigung mit den Engländern aus. Ciano ist meiner Ansicht nach überhaupt von den Engländern völlig gekauft. Täuschen Sie sich allerdings nicht darüber, Hitler wird sich das polnische Projekt nur sehr teuer abkaufen lassen."

Die Zweifel Hitlers an den ehrlichen Absichten der Engländer bekam ich auch direkt in nächtlichen Gesprächen zu spüren, zu denen mich Ribbentrop immer wieder, möglichst ungesehen von anderen,

nach Fuschl kommen ließ. Diese nächtlichen Ausflüge, die an sich manchmal einer unfreiwilligen Komik nicht ganz entbehrten, waren aber alles andere als angenehm, weil es sich jetzt als immer schwieriger erwies, den vielen Verdachtsmomenten, die Hitler nach den Mitteilungen Ribbentrops hegte, mit Vernunftgründen beizukommen. Die Argumentation allerdings, daß ein vermiedener Krieg und eine Verständigung mit England die selbst in einem glücklichen Waffengang mit Polen zu gewinnenden Ostprovinzen bei weitem aufwiege, betrachtete auch Ribbentrop als ausschlaggebend. Er teilte mir mehr als einmal mit, daß auch Hitler die gleiche Ansicht hege.

In dieser Zeit hatte ich dreimal Gelegenheit, mit Ribbentrop unter vier Augen über das zur Aussprache stehende Problem zu sprechen. Alle drei Gespräche spielten sich in der Weise ab, daß er mich zu einem Spaziergang zu zweien aufforderte und mit mir stundenlang in der Umgebung von Schloß Fuschl spazierenging, stets gefolgt von einem Kriminalbeamten, der für die Sicherheit des Reichsaußenministers Sorge zu tragen hatte, sich jedoch befehlsgemäß außer Hörweite hielt. Erst diese Gespräche gaben mir einen vollen Einblick in die Schwierigkeiten der Situation. Ich nehme an, daß mir Ribbentrop bei diesen Gelegenheiten vorbehaltlos die Wahrheit gesagt hat, während ich bei den Gesprächen in Gegenwart von Gauß mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß er für das im Zimmer befürchtete Mikrophon oder jedenfalls wie vor einem größeren Publikum sprach. Im Gegensatz hierzu war er bei diesen persönlichen Gesprächen aufgeschlossen und hörte auch aufmerksam jedes für ihn noch so unbequeme Argument an.

Das erste Gespräch begann damit, daß er mir offen die Frage stellte, ob ich tatsächlich hundertprozentig davon überzeugt sei, daß die Engländer es wegen Danzig zum Krieg kommen lassen würden. Ich erwiderte, daß alle zuverlässigen Informationen in England das einwandfreie Bild ergäben, daß Chamberlain sich in einer Zwangslage befinde und nicht anders handeln könne, als er es tue, nämlich im Fall eines deutschen Einmarsches in Polen oder im Fall einer gewaltsamen Lösung der Danziger Frage zum Krieg zu schreiten.

Ribbentrop hörte meine Ausführungen zunächst ruhig, dann mit sichtlich steigender Erregung an, bis er sie schließlich damit abschnitt, daß er sagte: „Der Führer glaubt dies einfach nicht! Irgendwelche Esel haben ihm eingeredet, daß die Engländer lediglich bluffen und es nur darauf ankomme, den deutschen Gegenbluff so stark zu machen, daß sie in die Knie gehen. Er ist daher entschlossen, mit seiner Drohung bis zum äußersten zu gehen, weil er überzeugt ist, daß die Engländer schließlich doch nachgeben werden. Er glaubt es einfach

nicht, daß Chamberlain, den er schließlich in Godesberg auch mit der Kriegsdrohung breitgekriegt hat, diesmal anders handeln wird, und will es nicht wahrhaben, daß es für die Engländer ums Ganze geht. Er ist der Ansicht, die Danziger Frage habe keinerlei entscheidende Bedeutung für England. Sie suchten lediglich einen Prestigegewinn, um den schlechten Eindruck, den sie in München für die Welt gemacht haben, wieder auszulöschen, damit sie ihr altes Ansehen als führende Macht in Europa zurückgewännen. Hinter all dem steckt Roosevelt, der befürchtet, daß Hitlers Prestige sein eigenes Ansehen überschatten könne und der aus diesem Grund Hitlers Niederlage will. Das Ganze ist nichts als seine Rache für München."

Durch diese Erklärung war ich sehr beeindruckt, weil sie mir zeigte, daß offenbar ein Widerspruch zwischen der äußeren Haltung Ribbentrops und seiner inneren Überzeugung vorhanden war, und ich stellte daher die Frage, was er denn selber meine. Er antwortete mir ausweichend, in dieser Frage sähe er noch nicht klar. Jedenfalls habe er Hitler klargemacht, es sei ein Irrtum, zu glauben, die Engländer wären degeneriert oder schlapp. Er sei im Gegenteil davon überzeugt, daß sie von einem gewissen Punkt an kämpfen würden, insbesondere, sobald sie glaubten, das europäische Gleichgewicht wäre unwiderruflich zerstört. „Ich habe", so erklärte er mir, „ja bereits in dem Bericht, den Sie 1937 schon in London gesehen haben, darauf hingewiesen, daß die Engländer nicht stillschweigend abtreten würden, sondern, wenn das Britische Empire untergeht, es dann unter allen Umständen kämpfend untergehen würde. Es ist nicht germanisch, vom Kampfplatz abzutreten, ohne geschlagen zu sein. Ich habe das immer und immer wiederholt, der Führer ist aber anderer Ansicht. Er hat mir vorgehalten, seine Methode des Bluffs und der Drohung sei bisher immer erfolgreich gewesen, und hat mir vorgerechnet, wie oft sich die anderen getäuscht haben: in der Aufrüstungsfrage, in der Rheinlandfrage, in der Sudetenfrage, in der österreichischen Frage. Immer habe er recht behalten, gegen alle Sachverständigen und gegen alle Besserwisser, und deswegen ist er felsenfest überzeugt, daß er auch diesmal recht behält und daß er nachher alle Schwarzseher mit Hohn überschütten kann, wie er das bisher stets mit Recht hat tun können. Er glaubt daher, daß er auch diesmal wieder recht behalten wird und es nur darauf ankomme, den Bluff bis zum äußersten durchzuspielen."

Deshalb war ich um so überraschter, als bei dem zwei Tage später stattfindenden Spaziergang Ribbentrop eine völlig neue Argumentation entwickelte, nachdem er wiederum eingehend mit Hitler gesprochen hatte. Das Gespräch begann in einem sehr freundlichen, fast herzlich zu nennenden Ton.

„Ich habe", so erklärte mir Ribbentrop, „Ihre Argumentation mit dem Führer eingehend besprochen. Er hat aber alle Ihre Argumente verworfen. Zwar ist es mir gelungen, ihn bis zu einem gewissen Grade davon zu überzeugen, die Möglichkeit bestehe wohl, daß die Engländer es tatsächlich wegen der Danziger Frage zum Krieg kommen lassen, er hat aber daraus einen ganz anderen logischen Schluß gezogen als Sie. Er hat mir nämlich folgendes erwidert: ‚Wenn es tatsächlich richtig ist, daß die Engländer es wegen Danzig zum Krieg kommen lassen, wegen dieser Frage, die sie nicht das mindeste angeht und die die unverschämteste Einmischung in innereuropäische Angelegenheiten darstellt, die es je in der europäischen Geschichte gegeben hat, dann kann ich auch nicht an die Ehrlichkeit der englischen Verständigungsbemühungen, geschweige denn an die Ehrlichkeit des Angebots von Sir Horace Wilson glauben. Wenn sie tatsächlich wegen dieser Bagatelle, diesem Nichts, Danzig, uns mit Krieg überziehen, nachdem selbst Leute wie Lloyd George die in Versailles getroffene Ostregelung als ungerecht bezeichnet haben, dann überzeugt mich das davon, daß der Krieg mit England absolut unvermeidlich ist. Dann versuchen sie lediglich, vorher mein Prestige in Europa bis zum äußersten zu erschüttern, um damit die Möglichkeit zu finden, ihre Einkreisungspolitik zu Ende zu führen, und, wenn das gelungen ist, uns unter irgendeinem Vorwand mit Krieg zu überziehen, genau so, wie sie das 1914 gemacht haben.' Wenn man aber den Krieg damit schon als unvermeidlich ansehen muß, dann ist der Führer entschlossen, lieber heute zu schlagen als morgen oder gar erst in zwei Jahren, wenn die Engländer und womöglich auch die Amerikaner aufgerüstet haben, so daß wir all der Vorteile verlustig gehen, die wir unserer geheimen Aufrüstung verdanken. Der Führer ist also der Ansicht, daß, wenn die Engländer es wegen Danzig und Polen zum Kriege kommen lassen wollen, dies lieber jetzt als in zwei Jahren geschehen soll. Jetzt haben wir das Gesetz des Handelns noch in der Hand, später aber nicht."

Man wird verstehen, daß mir diese anscheinend logische Argumentation zunächst die Sprache verschlug. Ich brauchte einige Zeit, um mir die Antwort zu überlegen. Schließlich glaubte ich aber ein Argument gefunden zu haben und sagte: „Ja, ich verstehe das Argument, das der Führer gebraucht hat; aber das Ganze geht doch von der Anschauung aus, daß der Krieg zwischen England und Deutschland unvermeidlich ist. Wenn man sich von dieser Vorstellung frei macht, sieht das Problem völlig anders aus." Es sei doch so, daß man zwischen zwei Entschlüssen zu wählen habe: dem Krieg oder der Verständigung mit England. Man müsse sich schließlich darüber klar sein,

daß der Krieg ein durchaus ungewisses Vabanquespiel wäre, da man nie wissen könne, wie er ausgehe (eine Erklärung, die mir Ribbentrop übrigens noch 5½ Jahre später bei meiner letzten Unterredung mit ihm im April 1945 als Beweis meiner defaitistischen Gesinnung vorhielt), während es sicher sei, daß eine Verständigung mit England zwar nicht sofort, aber mit absoluter Gewißheit auf die Dauer nicht nur die Einigung aller Deutschen in einem Reich sichern würde (denn das sei etwas, was Europa noch keineswegs akzeptiert habe), sondern daß darüber hinaus sogar wesentliche Vorteile einzuhandeln wären, wirtschaftlicher und finanzieller Art, Kolonien usw. Ja, es würde sich meiner Ansicht nach die Lage in Europa dadurch auch so grundsätzlich umgestalten, daß die polnische Frage sich in einigen Jahren von selbst in unserem Sinne lösen werde.

Ribbentrop blieb stehen, als ich diese Äußerung machte, und war in diesem Augenblick sichtlich sprachlos. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, da er offenbar mein Argument als schwer widerleglich anerkannte. Da er anscheinend kein Gegenargument fand, begann er schließlich, wie wild auf die Engländer zu schimpfen und der englischen Presse und „den niederträchtigen Kanaillen", die ihm in London das Leben schwer gemacht hätten, die Schuld dafür zu geben, daß diese Situation überhaupt entstanden sei, die den Führer bis zur Weißglut in Wut versetzt habe, so daß er als Außenminister keine Möglichkeit mehr sähe, die Dinge überhaupt ruhig mit ihm zu besprechen. Ich ließ mich hierdurch aber nicht verblüffen, sondern wiederholte in den verschiedensten Formen mehrfach meine Argumentation, die ihm schließlich so sehr einging, daß er mir wiederum zusicherte, die Gedankengänge, wenn auch nicht als mein Gedankengut, sondern als das der Engländer, noch einmal vorzutragen.

So kam es zur dritten der Unterredungen, bei der Ribbentrop mir folgendes eröffnete: Hitler habe meine Anschauung über die zwei Möglichkeiten erstaunlicherweise durchaus ruhig aufgenommen, habe sich aber die berechtigte Frage gestellt, wie weit dem englischen Angebot zu trauen sei. Handele es sich nicht bei dem englischen Manöver um den Versuch, ihn zu übertölpeln und ihn doch lediglich von der polnischen Frage, die vor der Lösung stehe, abzubringen, um dann später über ihn herzufallen? Welche Garantien gäbe es dafür, daß die Engländer ihr Wort halten würden? „Der Führer wird", so erklärte er mir, „nur auf handfeste Garantien eingehen. Nur wenn er sofort etwas erhält, was greifbar ist, wird er daran glauben, daß die Engländer sich mit ihm verständigen und ihn nicht vernichten wollen."

Das gab mir endlich die Gelegenheit, noch einmal den ganzen Vor-

schlag Wilsons eingehend auseinanderzusetzen und zu verteidigen, wobei es Ribbentrop darauf anlegte, jeden einzelnen der Vorschläge zu zerpflücken und nachzuweisen, daß keiner ehrlich gemeint sei. Leider hat zu dieser Einstellung ein Bericht des Botschafters v. Dirksen über eine Unterredung mit Sir Horace Wilson beigetragen, der sehr wenig in die psychologische Situation paßte und meiner Ansicht nach an den wesentlichen Punkten der Wilsonschen Konzeption vorbeiredete. Ich wußte dies allerdings damals nicht und konnte mich nur damit verteidigen, immer wieder darauf hinzuweisen, daß mir kein Mißverständnis unterlaufen sein könnte*.

Auch spielte in dieser Unterredung zum ersten Mal ein Moment eine Rolle, das ich damals überhaupt nicht begriff, weil ich mir nicht denken konnte, was tatsächlich inzwischen vor sich ging, nämlich, daß Verhandlungen mit den Sowjets aufgenommen worden waren, die auf eine direkte, sofortige Teilung Polens abzielten und die offenbar uneingestandenermaßen von Hitler und Ribbentrop bereits in diesem Augenblick als so positiv angesehen wurden, daß demgegenüber das vage englische Angebot mit seinen Verzichtforderungen in den Hintergrund trat.

So kam denn endlich der Tag des italienischen Besuchs. In den Tagen vorher war eine außergewöhnliche Geschäftigkeit zu bemerken gewesen, allerdings, wie sich später herausstellte, hatte sie dazu gedient, Vorbereitungen für einen ganz anderen Akt zu verdecken. Zur großen Enttäuschung Hitlers und Ribbentrops kam nicht Mussolini selbst, sondern nur sein Außenminister Ciano, den sie beide verachteten, wozu nicht wenig die Trink- und Hurengelage beitrugen, die Ciano bei seinen Besuchen in Deutschland abzuhalten pflegte.

Bei diesem Salzburger Besuch Cianos kam es auch zu der Unterhaltung zwischen Ribbentrop und Ciano, die dieser in seinem Tagebuch, vermutlich aus Tücke und Niedertracht, absichtlich falsch dargestellt hat, die berühmte Szene nämlich, in der Ribbentrop an Ciano die Frage stellte, ob die Italiener, wenn es zu einem Krieg kommen

* Der Bericht Dirksens wirkte wie eine kalte Dusche. Er hatte insbesondere in einem wichtigen Punkte meinen Angaben widersprochen, offenbar weil der Botschafter den Punkt mißverstanden hatte. Er erklärte in diesem Bericht: „Ich nahm diese Gelegenheit wahr, um Sir Horace Wilson zu fragen, wie die Zeitungsberichte zustande gekommen seien, wonach Mr. Hudson eine große Abrüstungsanleihe in Aussicht gestellt habe, da Herr Wohlthat dies mir nicht gesagt habe. Sir Horace Wilson erklärte, daß es so diskutiert worden sei, wie man den finanziellen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten begegnen könne, die im Verfolg einer Rüstungsbeschränkung entstehen könnten. Vielleicht habe Hudson diese Idee aufgegriffen und sich darüber geäußert. Aber die Frage sei nunmehr abgeschlossen und werde nicht mehr erwogen. Er persönlich glaube, daß im Falle (einer Abrüstung) es eine Periode von 3–6 Monaten mit finanziellen Schwierigkeiten geben würde, die aber hauptsächlich währungstechnischer Art sein würden."

sollte, an der deutschen Seite marschieren würden. Ciano behauptete in seinem Tagebuch, Ribbentrop habe ihm direkt gesagt: „Nous voulons la guerre", und habe ihn dabei mit seinen eiskalten grauen Augen angesehen.* Dr. Brücklmeier, der einzige Zeuge dieser Unterhaltung, hat mir unmittelbar danach damals mitgeteilt, was sich wirklich abgespielt hat. Ribbentrop habe vom Führer den Auftrag gehabt, bereits vor der Unterredung festzustellen, ob die Italiener im Kriegsfalle Stange halten würden, und habe es für richtig gehalten, ihn direkt zu fragen: „Was wird Mussolini tun, wenn es wegen Polen zum Krieg nicht nur mit Polen, sondern auch mit England kommt?" Darauf sei Ciano ausgewichen und habe die Gegenfrage gestellt, ob denn Hitler den Krieg mit England wolle. Ribbentrop habe ihm keine Antwort gegeben, sondern ihn nur lange angeblickt und dann gesagt, er hoffe nicht, daß Mussolini davor Angst habe. Ciano habe darauf geantwortet: „Selbstverständlich nicht!" Brücklmeier berichtete mir, er habe hiernach eine sehr lebhafte Szene mit Ribbentrop gehabt, weil er der Ansicht gewesen sei, daß der Italiener keine klare Antwort auf die Frage gegeben habe, während Ribbentrop aus dem Verhalten Cianos geschlossen habe, daß Mussolini zu seinen Bündnisverpflichtungen stehen werde; er, Brücklmeier, bleibe jedoch gegenteiliger Meinung.

Als mir damals diese Mitteilungen gemacht wurden, konnte ich nicht umhin, diese Unterredung als ein böses Vorzeichen anzusehen. Tatsächlich hatte ich mich auch nicht getäuscht. 24 Stunden nach der Abreise Cianos bestellte mich Ribbentrop ins Hotel, diesmal in den „Österreichischen Hof", wo ich fast sieben Stunden auf ihn warten mußte. Er kam direkt vom Berghof und ließ mich in das sogenannte Fürstenzimmer kommen, von dem man bekanntlich einen wunderbaren Blick auf die Feste Salzburg und die Salzach hat. Es war bereits spät nachmittags geworden. Nach der kurzen Begrüßung und nachdem wir uns gesetzt hatten, schwieg Ribbentrop beharrlich fast 10 Minuten lang, blickte starr auf das Leder des Schreibtisches, an dem er saß, hob schließlich seinen Blick, sah mich finster an und sagte:

„Ich komme eben vom Führer. Er sieht sich leider nicht in der Lage,

---

* Ciano behauptet in seinem Buche, er habe Ribbentrop gefragt, was denn Deutschland wolle, Danzig oder den Korridor. Ribbentrop habe darauf geantwortet: „Den Krieg". Siehe „Nürnberger Dokumente", Band 4, S. 629. Es handelt sich hier ganz offensichtlich um eine plumpe Fälschung Cianos, der sich überhaupt in seinen Tagebüchern bemüht, Hitler und Ribbentrop besonders zu belasten. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich die Szene so abgespielt hat; so plump waren weder Ribbentrop noch Ciano. Dagegen ist es möglich, daß Ciano aus seiner Unterredung mit Hitler den Eindruck gehabt hat, daß Ribbentrop den Krieg wolle; siehe die Zitate in Erwin Wickert: „Dramatische Tage in Hitlers Reich", Steingrüben-Verlag Stuttgart, S. 250 ff.

auf das Angebot Chamberlains einzugehen. Er hat etwas ganz anderes vor. Chamberlains Vorschlag soll nicht zu den Akten gelegt werden, wir werden ihn wieder aufgreifen, wenn es an der Zeit ist. Aber jetzt vermag ich Ihnen leider keine andere Antwort zu geben. Mein Flugzeug steht Ihnen zur Verfügung. Sie fliegen noch heute nach London zurück. Sehen Sie zu, daß Ihre Rückkehr kein Aufsehen erregt. Halten Sie die Ohren steif. Der Führer hat ein sehr gefährliches Spiel vor, bei dem ich nicht weiß, ob das gutgeht. Wir wollen aber auf keinen Fall, daß es zum Krieg mit England kommt. Geben Sie daher rechtzeitig Laut, wenn die Gefahr wirklich da ist. Ich werde dann handeln. Fliegen Sie mit Gott!"

Als mir Ribbentrop die Hand gab, um sich von mir zu verabschieden, sagte ich ihm: „Ich fürchte, Herr v. Ribbentrop, daß man in England diese Absage als inoffizielle Kriegserklärung ansehen wird", worauf er erwiderte: „Versuchen Sie, Ihr Möglichstes zu tun, um den schlechten Eindruck, den die Absage machen muß, zu vermindern. Leider kann ich Ihnen im Augenblick nicht mehr sagen."

Die Unterredung war zu Ende.

Wie ich sehr viel später, nämlich erst nach Kriegsausbruch im Hauptquartier in Westpreußen, erfuhr, und zwar von dem Mitbeteiligten Ribbentrop und seinem Verbindungsmann Hewel, hatte sich folgendes abgespielt:

Es war Ribbentrop tatsächlich ursprünglich in langen, sehr schwierigen Beratungen gelungen, Hitler davon zu überzeugen, daß man die polnische Angelegenheit zurückstellen und statt dessen erst einmal die Verständigung mit England suchen müsse. Jedenfalls hat er das mir gegenüber behauptet, und Hewel, der bei diesen Beratungen dabei war, hat dies bestätigt. Während dieser Diskussion, bei der ich als außenstehender Sachverständiger in der von mir geschilderten Form immer wieder hineingezogen wurde, tauchte jetzt völlig unerwartet eine neue, ganz andersgeartete Chance zur Lösung des polnischen Problems auf: Stalin, der offenbar über das englische Verständigungsangebot – vielleicht sogar durch eine Indiskretion aus dem A. A. selbst – unterrichtet worden war, vollzog daraufhin eine Annäherung an Hitler, wie sie plötzlicher und vollständiger nicht gedacht werden kann.

Die deutsch-russischen Gespräche hatten bekanntlich bereits mit dem Einsetzen der militärischen Besprechung zwischen den Westmächten und Sowjet-Rußland in Moskau im Juli 1939 begonnen. Hitler hatte dann die für den 11. August in Aussicht genommenen Besprechungen zwischen den Westmächten und der Sowjet-Union damit zu konterkarieren versucht, daß er seinen Botschafter, Graf v. d. Schu-

lenburg, beauftragte, Molotow zu erklären, Deutschland sähe keine Schwierigkeiten, alle etwaigen Meinungsverschiedenheiten „hinsichtlich der Ostsee" auf freundschaftliche Weise zu regeln. Die so begonnenen Gespräche, die teils in Moskau, teils in Berlin mit dem russischen Gesandten Astachoff geführt wurden, führten dazu, daß am 10. August (also während meines zweiten Gesprächs mit Ribbentrop über Chamberlains Angebot in Fuschl) im Auftrag des stellvertretenden Außenkommissars Potemkin mitgeteilt wurde, daß Rußland zu einer Verständigung mit Deutschland auf allen Gebieten bereit sei. Durch irgendwelche Umstände wurde diese Mitteilung um zwei Tage verzögert, so daß sie erst am 12. August – während der Gespräche mit Ciano – in Berchtesgaden bzw. in Fuschl eintraf. Diese Mitteilung machte den allergrößten Eindruck. Sie erweckte bei Hitler die Vorstellung, er werde es mit Hilfe Sowjet-Rußlands leicht haben, die polnische Frage zu lösen, so daß er es gar nicht nötig habe, auf Chamberlains Versuch, seine Hand für die Zukunft zu binden, einzugehen.

Aus den russischerseits durch den Unterhändler Astachoff gemachten Andeutungen ging für Hitler hervor, daß Stalin bereit war, in eine Teilung Polens einzuwilligen. Ohne weitere Bedingungen zu stellen, machte Stalin also nach Hitlers Ansicht den Vorschlag, das polnische Problem durch eine direkte Vereinbarung zwischen Deutschland und Rußland zu beseitigen. Stalin knüpfte hieran keine Bedingungen, die Hitlers Handlungsfreiheit beeinträchtigt oder eine Eingliederung Hitler-Deutschlands in das russische System verlangt hätten. Er stellte auch keinerlei langwierige und komplizierte Verhandlungen in Aussicht, sondern war bereit, handfest und primitiv die Teilung Polens mit Hitler zu beschließen. Er schlug sozusagen vor, einfach einen Strich auf der Karte zu ziehen, wie er das tatsächlich dann auch später mit einem Rotstift gemacht hat (die Karte hat mir Ribbentrop selbst gezeigt und die dramatische Szene geschildert, die sich dabei abspielte).

Das erschien Hitler so verlockend, daß er darüber die Gefahren vergaß, die auch nur die Annahme eines derartigen Vorschlags mit sich bringen würde. Er begriff nicht, daß die damit effektiv vollzogene Verschiebung des europäischen Gleichgewichts und das endgültige Bündnis Deutschlands mit der Sowjet-Union gemäß der angelsächsischen Konzeption den Krieg unvermeidlich machte. Durch eine Verständigung mit England und eine Einfügung in das angelsächsische System hätte Hitler wahrscheinlich den Krieg mit England und damit den Weltkrieg vermieden. Daß Hitler offen gegen die Grundkonzeption der Engländer verstieß, machte den Krieg unvermeidlich. Er sah nicht, daß er in eine russische Falle lief . . .

Hitler hat nie wahrhaben wollen, daß seine antibolschewistische Politik einer der Hauptgründe war, warum die Engländer ihm immer wieder seine einseitige und gewalttätige Politik nachsahen. Ich habe aber keinen Zweifel darüber, daß das Verhalten des englischen Kabinetts, insbesondere das Chamberlains, unter anderem ganz besonders von der Furcht diktiert war, durch eine Ablehnung sogenannter berechtigter deutscher Forderungen (Wiederaufrüstung, Österreich, Sudetenfrage) Hitler in die Arme der Russen zu treiben. Denn ein russisch-deutsches Bündnis hätte nach englischer Auffassung eine societas leonina bedeutet, in der Hitler schließlich Stalin geschluckt hätte. Nichts fürchtete die englische Politik mehr als das. Daher lag es auf der Hand, daß Hitlers Ablehnung des englischen Verständigungsangebots und der, wie es erschien, Abschluß einer Verständigung mit Sowjet-Rußland für die Engländer den Kriegsfall bedeuten mußte. Das war die Politik, die sie unter keinen Umständen zu dulden gewillt waren, weil das Ergebnis dieser Politik nach ihrer Ansicht die Bedrohung ihrer europäischen Stellung und damit ihres Weltreiches im Verlauf einer absehbaren Zeit ergeben haben würde. Denn Deutschland wäre durch dieses dauernde Bündnis mit Stalin zu der größten Macht Europas aufgerückt, die zu bekämpfen nicht nur nach der Meinung Churchills, sondern auch nach der Chamberlains England im Interesse seiner Selbsterhaltung gezwungen war. Gleichzeitig enthüllte dieser Coup nach englischer Auffassung die völlige Grundsatzlosigkeit der Außenpolitik Hitlers; ein Mann, der zwanzig Jahre lang die Bekämpfung des Bolschewismus als seine Hauptaufgabe bezeichnete und dann imstande war, um eines vorübergehenden Vorteils willen ein Bündnis mit diesem seinem Todfeind zu schließen, war zu allem fähig.

Aber Hitler sah das nicht. Gemäß seiner persönlichen Konzeption glaubte er, den „englischen Bluff“ durch diesen Schlag „überbluffen“ zu können. Er glaubte, England werde Polen fallenlassen, sobald es sähe, daß es infolge der deutsch-sowjetischen Verständigung militärisch nicht mehr zu verteidigen sein werde.

So wurde der 13. August der entscheidende Tag, an dem die Würfel für den Krieg fielen.

Nach meiner Rückkehr nach London suchte ich Sir Horace Wilson zu erreichen; es stellte sich jedoch heraus, daß dies nicht möglich war. Erst nach einigen Tagen konnte ich ihn aufsuchen, um ihm das negative Ergebnis meiner Bemühungen zu übermitteln. Sir Horace saß diesmal völlig ruhig und gefaßt im Stuhl und blickte mich während meiner Erklärungen mit unverminderter Aufmerksamkeit an. Er erwiderte mir ruhig und mit fester Stimme:

„Ich hoffe, Sie wissen, was diese Antwort bedeutet. Ich fürchte, daß Hitler sich definitiv zum Einmarsch in Polen entschlossen hat. Aber an dem Tag, an dem der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschreitet, wird Großbritannien Deutschland den Krieg erklären. Sagen Sie also den Herren in Berlin, daß diese Absage unter gewissen Umständen für uns den Krieg bedeutet."

Das Original meines Berichtes über diese Unterredung, welches ich zwei Tage später absandte, hatte folgenden Wortlaut:

„London, den 22. August 1939

Hochverehrter Herr Reichsminister!

Ich habe die Botschaft an Sir Horace Wilson erst am Sonntag, dem 20. August, übermitteln können, weil dieser sich bis dahin in Urlaub befand. Sofort nach seiner Rückkehr rief Sir Horace mich an und bat mich, zu ihm, und zwar in seine Privatwohnung, zu kommen, wo ich ihm dann auftragsgemäß meine Instruktion übermittelte.

Wilson nahm die Mitteilung sehr ruhig auf, bezeichnete sie aber als sehr ernst. Er stellte die Frage, was aus seiner Anregung geworden sei, während der Aufnahme informeller Besprechungen zu keiner Aktion zu schreiten, die zu einer weiteren Verschlechterung der Lage führen könne. Ich erwiderte, mir sei von einer derartigen Anregung nichts bekannt, ich besäße daher auch keinerlei Instruktionen zu diesem Punkt. Die Mitteilung hingegen, daß Wohlthat wegen der Presseindiskretionen zu weiteren Besprechungen nicht geeignet sei, nahm er als selbstverständlich hin, fragte aber, ob es denn nicht einen anderen Weg zu Besprechungen gebe. Aus dieser Fragestellung entwickelte sich ein Gespräch über die Lage, aus dem vielleicht folgende Beobachtungen interessant sind:

1. Wilson erläuterte noch einmal den Zweck seiner Fühlungnahme: Es habe sich bei seiner Fühlungnahme nicht um die Übermittlung eines Angebots gehandelt, sondern lediglich um die Übermittlung einer Anregung, ob es nicht möglich sei, die für etwaige informelle deutsch-englische Verhandlungen in Frage kommenden Themen festzustellen. Es würde uns daher jederzeit freigestanden haben, die vorgeschlagene Themenauswahl zu begrenzen oder zu erweitern; kein Schema, das wir deutscherseits vorgeschlagen haben würden, würde englischerseits abgelehnt worden sein. Der Zweck der informellen Besprechungen hätte darin bestanden, die Danziger Frage, die für sich genommen nur eine Nebenfrage (a side issue) sei, in ihr richtiges Licht zu rücken und sie sozusagen dadurch zu entspannen, daß man zeige, sie könne im Rahmen einer größeren Regelung gelöst werden. Im gegenwärtigen Spannungsstadium scheine diese Frage unlösbar, sie sei einem direkten Anpacken sozusagen nicht zugänglich. Würde sie aber

gleichzeitig mit anderen größeren Fragen behandelt worden sein, so wäre es mehr als leicht gewesen, diese Frage auf die ihr angemessene Bedeutung zurückzuführen. Die britische Regierung sei gezwungen, auch auf das äußerst wichtige Problem der Aufnahme einer etwaigen Lösung der Danziger Frage im deutschen Sinne durch die englische und amerikanische öffentliche Meinung zu achten. Die britische und auch die polnische Regierung, so meinte er, würden durchaus bereit sein, die Vorschläge des Führers vom 28. April zu akzeptieren, wenn sie nur das Vertrauen darauf hätten, daß seine Forderungen nicht über die benannten hinausgingen, und wenn eine Garantie dafür erhältlich sei, daß wir nicht die Unabhängigkeit und Integrität Polens in der gleichen Weise zu beseitigen beabsichtigten, wie das bei der Tschechei der Fall gewesen wäre. Eine derartige Garantie würde sich aber vielleicht gerade aus den Besprechungen über eine Allgemeinregelung ergeben haben. Der Zweck seiner Anregung hätte daher darin bestanden, einen Verhandlungsweg für die Lösung der Danziger Frage zu öffnen, die nunmehr in immer bedrohlicherem Licht erscheine.

2. Wilson stellte hierauf mehrfach an mich die Frage, ob es denn nicht doch – trotz meiner Botschaft – Zweck habe, nach einer Formel zu suchen, die gleichzeitig uns Danzig und der Gegenseite die Allgemeinlösung gewähre? Ich bin auf diese Frage vorsichtig ausgewichen und habe wiederholt betont, daß meiner Ansicht nach die deutsch-polnischen Fragen direkt zwischen Deutschland und Polen gelöst werden müßten. Meiner privaten Ansicht nach würden erfolgreiche deutsch-polnische Verhandlungen ohne weiteres doch wohl auch die Folge haben, daß deutsch-englische Verhandlungen über die diese beiden Länder allein betreffenden Fragen möglich sein sollten. Wilson erklärte mir darauf, ich müsse mir darüber klar sein, daß jede einseitige Aktion Deutschlands natürlich die Fortführung von Besprechungen über einen deutsch-englischen Ausgleich zwecklos machen würde.

3. Von besonderem Interesse war sodann die Reaktion Wilsons auf folgende Argumentation: Ich sagte ihm, das Drohen mit dem Krieg von seiten der Engländer und Franzosen mache nicht den geringsten Eindruck auf Deutschland. Wenn sie ihren Leuten vorzureden versuchten, daß sie uns überlegen seien und daher einen Krieg riskieren könnten, so dürfe er sicher sein, daß die Achse der gleichen Überzeugung sei, was ihre Überlegenheit anbetreffe. Ein derartiges Drohen erscheine in unseren Augen lediglich provokativ und würde als Beweis dafür angesehen werden, daß Großbritannien und Frankreich Danzig lediglich als einen Vorwand für einen Krieg gegen uns an-

sähen und daß daher die Verständigungsbemühungen nicht ehrlich gemeint seien. Wilson erklärte mir darauf, es sei nicht wahr, daß Großbritannien den Krieg wolle, und es sei insbesondere nicht richtig, daß englischerseits die Danziger Frage als ein geeigneter Vorwand angesehen würde, um uns mit Krieg zu überziehen. Es komme lediglich darauf an, daß der Eindruck beseitigt werde, ‚that Germany wants to dominate the world by force and will go on and on to do so, subjugating one country after the other'. Ich habe ihm darauf erwidert, daß dies eine lächerliche Vorstellung sei, und habe ihm, wie ich hoffe, überzeugend dargelegt, daß Danzig und der Korridor nicht mit dem Sudetenland zu vergleichen seien. Es handele sich um Gebiete, die strategisch für Polen unhaltbar wären und die lediglich Zugang zu einem von Deutschland beherrschten Meere böten. Beweis hierfür sei die Tatsache, daß die Polen den Korridor nicht einmal befestigt hätten und ihn im Kriegsfall sofort zu räumen gedächten. Die englische Argumentation sei in diesem Fall einfach unwahr. Wilson war sichtlich beeindruckt, erwiderte aber nur, die Unabhängigkeit Polens dürfe nicht angetastet werden, das würde England niemals zulassen.

4. Wilson wiederholte darauf, daß England den Krieg nicht wolle, daß es aber zum Zuschlagen verpflichtet sei, wenn wir den Konflikt mit Polen herbeiführten – worauf ich noch einmal erklärte, daß sie es doch wohl selber in der Hand hätten, die Polen zum Nachgeben und zu Verhandlungen mit uns zu veranlassen. Insbesondere sei doch auch auf die unerhörten Provokationen der Polen in den letzten Tagen zu verweisen.

5. Die Unterredung schloß mit der Feststellung Wilsons, daß er vorläufig keinen Ausweg sähe. Er wäre aber dankbar, wenn ich ihm weiteren Rat gewähren könne (what is your advice that we should do now?). Er wolle weiter bemüht bleiben, ebenfalls hiernach zu suchen, vorausgesetzt, daß wir nicht durch eine einseitige Handlung den Konflikt heraufbeschwören. Er betonte dabei, daß er, falls sich das geheimhalten lasse, sogar bereit sei, persönlich nach Deutschland zu kommen – worauf ich ihm vorsichtshalber erwiderte, ich hielte das letztere für eine zweifelhafte Anregung.

Zusammenfassend läßt sich also wohl feststellen, daß die Mitteilung mit beträchtlicher Besorgnis aufgenommen worden ist, daß Wilson aber darüber hinaus die Befürchtung hegt, daß durch eine einseitige Aktion Deutschlands in Danzig jede Aussicht auf die Fortsetzung der von ihm ursprünglich angeregten Aktion schwinden und dadurch ein deutsch-englischer Krieg sicher werden würde.

Die Unterhaltung spielte sich im übrigen in den höflichsten und ruhigsten Formen ohne jede Erregung ab.

PS. Die allgemeine Stimmung im Lande hat sich in den letzten Tagen übrigens neuerlich bedeutend verschlechtert und versteift."*

Die Ereignisse überstürzten sich nunmehr. Meine Berichterstattung von London war trotzdem noch einmal berufen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Dies geschah wie folgt:

Unmittelbar nach der Abreise Ribbentrops nach Moskau gab Hitler den Befehl zum Einmarsch in Polen, und zwar mit der Maßgabe, daß der Einmarsch etwa 24 Stunden nach Erteilung des Befehls erfolgen sollte**. Er setzte Mussolini von seiner Absicht in Kenntnis und teilte ihm gleichzeitig mit, daß er gemäß den Bestimmungen des deutsch-italienischen Freundschaftspaktes es erwarte, daß Mussolini an seiner Seite in den Krieg treten werde. Der italienische Botschafter in Berlin übermittelte als Antwort einen Brief Mussolinis, in dem dieser erklärte, daß er vor dem Beschluß, zum Krieg zu schreiten, nicht konsultiert worden sei (was mit der mir von Brücklmeier gegebenen Darstellung des Gesprächs mit Ciano übereinstimmt) und sich nicht verpflichtet fühle, an der Seite Hitlers in den Krieg einzutreten.

Das seitenlange Telegramm hierüber führte zu einem merkwürdigen Zwischenfall im Auswärtigen Amt, der einem jüngeren Beamten des Amtes die Stellung kostete. Das Telegramm begann nämlich mit seitenlangen Lobhudeleien Mussolinis, der Hitler zu seinem Entschluß beglückwünschte, während erst die letzte Seite die Mitteilung enthielt, daß er zu seinem Bedauern usw. usw. sich nicht in der Lage sähe, sich an der geplanten Aktion zu beteiligen. Das Telegramm wurde Hitler in zwei Teilen übermittelt. Der erste Teil, den er vor dem Empfang Attolicos durch den Abhördienst des Forschungsamtes erhielt, erregte daher zunächst bei Hitler das größte Entzücken, während der Stunden später übermittelte Schluß einen beispiellosen Wutausbruch hervorrief. Er tobte wie ein Wilder und behauptete, daß das Auswärtige Amt um ein Haar daran schuld gewesen sei, daß er falsche Entschlüsse gefaßt habe. Vor dem Empfang des französischen Botschafters erhielt er mein Telegramm aus London, das nicht mehr

* Vgl. hiemit die von Sir Horace Wilson selbst gegebene Darstellung in „Vierjahres-Hefte für Zeitgeschichte", April 1973.

** Hitler hat zweimal den Krieg gegen Polen befohlen. Das erste Mal am 25. 8. um 14.50 mit Einmarschtermin 26. 8. um 4.45 morgens. Die Entscheidung Hitlers für die zweite Kriegseröffnung gegen Polen fiel am 31. 8. 1939 um 12.40 Uhr; der Einmarsch war für den 1. 9. auf 5.45 Uhr festgesetzt. Die vielfach, z. B. auch vom Nürnberger Ankläger, aufgestellte Behauptung, daß Hitler in seiner Konferenz mit den Generalen am 22. August in Berchtesgaden bereits den 1. September als Einmarschtermin festgesetzt habe, ist somit dokumentarisch falsch. Das genaue Datum der Einmarschtermine ist für die Beurteilung der vorhergehenden diplomatischen Verhandlungen von größter Bedeutung. Trotzdem bringt eine Reihe insbesondere ausländischer Schriftsteller immer wieder die die Tatsachen verfälschenden Datierungen.

und nicht weniger besagte, als daß die Engländer soeben in London den britisch-polnischen Garantievertrag unterzeichneten, der England bindend verpflichtete, an der Seite Polens in den Krieg einzutreten, sobald der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschritte.*

Nach meiner Rückkehr nach London hatte ich nämlich meine Berichterstattung nach Berlin mit verdoppelter Sorgfalt wieder aufgenommen. Wir waren uns vollkommen klar darüber, daß die Kriegsgefahr bis zum Äußersten gestiegen und die Katastrophe unvermeidlich geworden sei, wenn nicht noch ein Wunder geschähe. Wir hielten es darum für aussichtslos, daß wir etwas erreichen könnten – aber wir glaubten doch, bis zur letzten Minute mit äußerster Schärfe warnen zu müssen, da wir immer noch von der Voraussetzung ausgingen, daß es möglich sein müsse, Hitler von einer Aktion abzuhalten, die den Krieg mit England unvermeidlich machen werde. Ich habe daher u. a. auch an einem Artikelaustausch zwischen Dr. Dietrich und Lord Kemsley mitgewirkt, der eine Aussprache über das deutsch-polnische Problem durch die Zeitungen herbeiführen sollte – ein Unternehmen, das an dem schlechten Willen von deutscher Seite kläglich scheiterte –, und habe auch in persönlichen Gesprächen mit einer Reihe führender Journalisten noch einmal versucht, Verständnis für die Notwendigkeit, den Krieg zu vermeiden, zu wecken. Der Krieg erschien uns eben als die größte aller Katastrophen, die ein namenloses Unglück über die Menschheit und über unser Vaterland bringen würde.

Zunächst hatte es jedoch den Anschein, als ob alle diese Warnungen in den Wind gesprochen seien. Ribbentrop flog nach Moskau und schloß dort seinen Pakt mit Stalin. In Berlin jubelte man, weil man glaubte, daß dieses deutsch-russische Bündnis die Kriegsgefahr beseitigt habe, weil nunmehr niemand es wagen werde, gegen die deutschrussische Koalition anzugehen. In London trat aber das Gegenteil von

---

* Siehe den entsprechenden Bericht bei Erich Kordt: „Wahn und Wirklichkeit", Union Deutsche Verlagsanstalt 1947, S. 192: „Bevor dieser jedoch eintrat, meldete der Vertreter des DNB in London, Dr. Fritz Hesse, um genau 17 Uhr MEZ fernmündlich der Presseabteilung des Ausw. Amts, daß soeben der Abschluß eines britisch-polnischen förmlichen Bündnisvertrages stattfinde . . . Dieser völlig unerwartete britische Schritt machte Hitler in seinem Entschluß, am 26. anzugreifen, wieder wankend." Dr. Paul Schmidt berichtet a.a.O. auf S. 450: „Da unmittelbar danach der französische Botschafter erwartet wurde, blieb ich in Hitlers Arbeitszimmer und wurde so Zeuge der Wirkung, welche die gerade eintreffende Nachricht von dem soeben erfolgten Abschluß eines formellen Beistandspaktes zwischen England und Polen auf ihn machte. Ich konnte über seine Schulter hinweg die Meldung lesen, die ihm von der Presseabteilung hereingeschickt wurde, und sah ihn danach eine ganze Zeitlang grübelnd am Tisch sitzen, bis der französische Botschafter Coulondre gemeldet wurde . . ." S. 453 fügte er hinzu, daß er Zeuge gewesen sei, wie hiernach Keitel den Befehl zur Rücknahme des Vormarschbefehls erhielt.

dieser in Berlin erwarteten Wirkung ein. Man hielt jetzt den Krieg mit Deutschland für absolut sicher.

Kurz darauf erhielten wir Journalisten Befehl, London zu verlassen und uns nach Hause zu begeben. Ich schickte daher mein Büro nach Deutschland zurück und begab mich am Morgen des 24. August zu Sir Roderic Jones, dem Leiter des Reuter-Büros, um mich von ihm zu verabschieden und mich gleichzeitig für die große Hilfe und Freundlichkeit, die ich von ihm erfahren hatte, zu bedanken. Sir Roderic teilte mir dabei mit, daß das Parlament noch in dieser Stunde einen Vertrag mit Polen annehmen werde, der England verpflichte, an der Seite Polens gegen Deutschland in den Krieg zu gehen. Ich begab mich daher gleich nach der Unterredung in mein Büro im Reuter-Gebäude, um von dort aus den Text des englisch-polnischen Garantievertrages gleich nach Berlin zu geben. Telefonverbindungen nach Deutschland waren bereits überwacht und nur gelegentlich und unter Schwierigkeiten zu erlangen. Es dauerte daher einige Zeit, bis ich die Verbindung mit Berlin erhielt. Ich gab den Text des Vertrages in Deutsch nach Berlin durch und benutzte diese Gelegenheit, um eine Bestellung anzufügen, die mir der Pressechef der englischen Regierung, Mr. George Steward, bei der Gelegenheit angeraten hatte. Sie lautete:

„Mein Freund, Sir Horace Wilson, teilt mir soeben mit, daß dieser Vertrag nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als daß Chamberlain sich nunmehr wie Odysseus an den Mast festgebunden habe und von jetzt an taub sei für jede weitere Verständigung. Der Vertrag bedeute, daß an dem Tag, an dem der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschreite, der Krieg mit England unvermeidlich sein weder. Ich bitte, diese Bestellung dem Führer, dem Außenminister, Heß, Dr. Goebbels und anderen wichtigen Persönlichkeiten sofort telefonisch zuzuleiten."

Eine Inhaltsangabe gab ich daraufhin direkt noch an das Büro Ribbentrop durch, da ich glaubte, nunmehr sei der Zeitpunkt gekommen, auf den mich Ribbentrop aufmerksam gemacht hatte.

Tatsächlich schlug diese Meldung in Berlin wie eine Bombe ein. Anscheinend hat erst sie es Hitler klargemacht, welchen Kurs er steuerte. Ob diese Meldung allein oder ihr zufälliges Zusammentreffen mit der Absage Mussolinis einen so großen Eindruck gemacht hat, muß ich dahingestellt sein lassen. Die Wirkung der Meldung war jedenfalls, daß Hitler seinen ersten Befehl zum Einmarsch der Truppen in Polen bedingungslos widerrief.

Das hinderte jedoch nicht, daß ich etwa zwei Stunden später, also gegen acht Uhr abends, ans Telefon gerufen wurde, wo erst Dr. Diet-

rich, dann anscheinend Hitler selbst, dann wieder Ribbentrop mir in schärfsten Tönen vorwarfen, daß ich mich hätte bluffen lassen, daß dies alles nicht wahr wäre und daß ich mich zu einer falschen Berichterstattung hätte verleiten lassen. Ich habe mir meinerseits hierauf in äußerster Schärfe derartige Vorwürfe verbeten und mich bereit erklärt, sofort den englischen Text des Vertrages durchzugeben, um den Herren die Möglichkeit zu bieten, sich anhand des Textes zu überzeugen, daß meine Berichterstattung richtig gewesen sei.

Nachdem ich dies getan hatte – ich muß heute noch sagen, nicht ohne ein gewisses Vergnügen –, begab ich mich sofort zu Dr. Kordt, der die Geschäfte der Botschaft führte, um ihm zu berichten, welche Wirkung die Meldung gehabt habe. Da ich befehlsgemäß am nächsten Morgen nach Berlin fliegen mußte, bat ich Kordt, nunmehr seinerseits die Berichterstattung zu übernehmen, da man unbegreiflicherweise in Berlin befohlen hatte, jede Berichterstattung aus London durch Pressevertreter sofort zu unterbinden, ein Befehl, der – wie ich später erfuhr – auf Dr. Goebbels zurückzuführen war, der geäußert haben soll, daß die Presse schlapp zu machen beginne und daher besser daran gehindert würde, weiteren Unfug zu stiften.

Am nächsten Tag flog ich, nicht ohne gewisse Schwierigkeiten, da ich den Flug vorzeitig in Hamburg abbrechen mußte, nach Berlin zurück, nahm im Hotel „Kaiserhof" Wohnung und meldete mich hierauf weisungsgemäß in der Reichskanzlei. Hier wurde mir mitgeteilt, daß ich zu einer Besprechung am nächsten Vormittag 10 Uhr wieder in der Reichskanzlei erscheinen möchte. Hewel, den ich kurz zwischen Tür und Angel sah, sagte mir lediglich: „Sie haben mit Ihrer Meldung Hitlers ganzen Plan umgeworfen. Verschiedene Leute sind wütend auf Sie, machen Sie sich aber nichts daraus; ich glaube, das war so ganz richtig."

Als ich am nächsten Morgen in der Reichskanzlei erschien, wurde ich an einen Tisch geführt, an dem Ribbentrop und Heß saßen und an den später auch Göring herantrat, worauf mich Ribbentrop in durchaus freundlicher Art und Weise noch einmal genauestens über die Lage in London befragte, gleichzeitig aber seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß ich unter diesen Umständen London verlassen habe. Nachdem ich das Telegramm vorgewiesen hatte, das ich erhalten hatte, bekam ich die Weisung, unmittelbar nach Beendigung des Gespräches nach London zurückzukehren.

Die Fragen, die bei dieser Unterredung an mich gestellt wurden, zeigten deutlich, wohin der Kurs ging. Es schien mir damals vollkommen eindeutig zu sein, daß der Krieg gegen Polen abgeblasen worden war, nachdem Hitler eingesehen hatte, daß der Krieg mit

Polen den Krieg mit England und damit den Weltkrieg bedeute, und man nunmehr nach einer Möglichkeit suchte, sich aus der ungewollten Lage herauszuziehen. Wie mir Hewel später berichtete, hatte Hitler damals an die Stelle der „großen polnischen Lösung" die „kleine polnische Lösung" gesetzt, statt Westpreußen und Posen wollte er nunmehr nur noch Danzig und die Straße durch den Korridor haben und wäre zufrieden gewesen, wenn er mit dieser Lösung das Gesicht hätte wahren können*. Die an mich gerichteten Fragen liefen daher alle darauf hinaus, was denn England im äußersten Falle zugestehen könne, wobei ich meiner Überzeugung entsprechend antwortete, daß England nichts zugestehen würde, was wir uns einseitig mit Gewalt nähmen, und nur solche Lösungen akzeptiere, die auf freiwilliger Vereinbarung mit Polen erfolgen würden, ohne daß Polen unter – nach englischer Ansicht – ungehörigen Druck gesetzt würde, da dies nach englischer Auffassung „Aggression" sei. Ich ließ also keinen Zweifel darüber, daß nur ein völliger Rückzug in der polnischen Frage es gestatten würde, den Krieg zu vermeiden. Ribbentrop sowohl wie Heß teilten mir auf meine Erklärung mit, daß das Ganze so ungefähr dem Bild entspräche, das sie sich bereits gemacht hätten, während Göring meine Erklärungen lediglich mit zustimmendem Kopfnicken begleitete. Ribbentrop entließ mich mit dem Bemerken, daß es jetzt erst recht darauf ankomme, daß ich in London aufpasse, da die Gefahr eines Krieges nunmehr stärker denn je geworden sei.

Auf meinem Rückflug nach London kam ich zunächst nur bis Amsterdam. Da der weitere Flugverkehr von Amsterdam nach London eingestellt war, kam ich nur mit einer Sondermaschine nach London, welche die Baronin Rothschild für ihre privaten Zwecke gechartert hatte. Sie wußte nicht, wer ihr „Gast" war.

London fand ich völlig verändert vor. Die Stadt war verdunkelt, der Kriegszustand war praktisch bereits erklärt, Luftschutzwarte und Feuerschutzwarte patrouillierten durch die Straßen, die Polizisten waren in Stahlhelm, die Straßen verdunkelt und die großen Schaufenster mit Papierstreifen beklebt, da sich irgendein Naivling damals dem Glauben hingab, daß die Glasscheiben auf diese Weise dem Druck der Bombenexplosionen besser widerstehen könnten. Als ich die Botschaft erreichte, erregte mein Kommen Aufsehen. Ich erklärte, daß ich die Berichterstattung von der Botschaft aus übernehmen wollte, nachdem mir der Chefredakteur von Reuter, Mr. Richatson-

---

* Ein objektiver Beurteiler muß dies auch aus der Schilderung von Birger Dahlerus „The Last Attempt", London 1948, insbes. Kapitel 6, schließen. Auch Allan Bullock, „Hitler", schreibt S. 496: „Als Dahlerus fragte, was Hitler denn im Korridor verlangte, riß Göring die Seite aus einem Atlas heraus und zeichnete die Linien mit einem roten Bleistift ein."

Hat, auf einen telefonischen Anruf mitgeteilt hatte, es läge ein Haftbefehl gegen mich vor und ich möchte mich daher nicht in meine Wohnung zurückbegeben oder unbegleitet auf der Straße bewegen. Er empfahl mir, die Botschaft nicht zu verlassen; er sei bereit, mir die Berichte des Reuter-Büros laufend dorthin durchgeben zu lassen. Da ich an der Zuverlässigkeit dieser Mitteilung nicht zweifeln konnte – die Engländer haben damals tasächlich alle Deutschen, die nicht zum engsten Botschafterstab gehörten, bereits verhaften und in Gefängnisse sperren lassen –, habe ich die letzten Tage meiner Berichterstattung in London von der Botschaft aus geführt. Dabei war diese Berichterstattung mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da aus Sicherheitsgründen das Telefon nach dem Kontinent bereits gesperrt war, so daß auch die Botschaft nur jeweils mit Genehmigung des englischen Auswärtigen Amtes Gespräche nach dem Kontinent führen durfte. Ich mußte zunächst einmal den Geschäftsträger Dr. Kordt veranlassen, aufs Foreign Office zu gehen, um mir dort die „Gesprächsfreiheit" zu sichern. Trotz dieser Zusage dauerte es jedoch oft Stunden, bis ich die angemeldeten Telefongespräche bekam; selbstverständlich wurde auch jedes der Gespräche mitgehört und mitgeschrieben. Die Gespräche wurden auf der Gegenseite direkt in der Reichskanzlei aufgenommen, wo Hewel dafür Sorge trug, daß sie unverfälscht und ungeschminkt Hitler vorgelegt wurden. Ich benutzte dies, um mit unmißverständlicher Schärfe und Eindeutigkeit die unerträglich gewordene Gefahr herauszuarbeiten. Der Leitsatz der Berichterstattung stand somit wieder eindeutig unter dem Motto: Ein deutscher Einmarsch in Polen macht den Weltkrieg unvermeidlich. – Hewel hat mir später geschildert, daß diese Berichte in der Tat den stärksten Eindruck auf Hitler gemacht haben und er es bei dieser Gelegenheit bedauerte, daß er nicht schon früher meine Berichte unverkürzt und unbearbeitet zu Gesicht bekommen habe.

Um meine weiteren Erlebnisse wiedergeben zu können, muß ich nunmehr zurückgreifen auf Schilderungen, die mir Ribbentrop, Hewel, Brücklmeier und andere gemacht haben, nachdem der Krieg bereits ausgebrochen und ich wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Ich muß nämlich erzählen, was sich nach diesen Berichten in Berlin zugetragen hat, habe also hervorzuheben, daß meine Darstellung nicht auf Grund meines eigenen Erlebens, sondern, wie ich allerdings glaube, auf Grund einwandfreier Zeugenaussagen aus erster Hand erfolgt. Ich hoffe, damit der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen.

Ribbentrop und Hewel haben mir übereinstimmend mitgeteilt, daß der Abschluß des englisch-polnischen Garantievertrages in der Tat

einen völligen Wandel der Auffassung der Lage bei Hitler herbeigeführt habe; der, wie Hitler sich ausdrückte, gemeine Verrat Mussolinis und das für ihn völlig unerwartete Hartbleiben der Engländer hatten ihm gezeigt, daß seine These, die Engländer blufften nur, nicht zutraf. Er habe sich daher Tag und Nacht hindurch mit ihnen beraten, wie man aus der einmal entstandenen schwierigen Lage wieder herauskäme und welche Chancen sich dann böten. Ribbentrop betonte später in diesem Zusammenhang, und zwar wiederholt, mir gegenüber, daß Hitler lediglich bereit gewesen sei, einen Krieg gegen ein isoliertes Polen zu riskieren, daß also seine gesamte Politik darauf abgestellt gewesen wäre, Polen diplomatisch zu isolieren und es so auf die Knie zu zwingen*. Sobald er eingesehen habe, daß das nicht möglich sein werde, habe er einen Ausweg und eine Verständigung mit England gesucht. Hewel berichtete mir abweichend hierüber, daß Hitler den Krieg mit Polen nicht gewollt habe, aber bereit gewesen sei, ihn zu riskieren, wenn er dies ohne Einmischung der Großmächte hätte tun können. An einen Weltkrieg oder einen Krieg mit Europa habe er hingegen nicht gedacht. Er habe sich der Illusion hingegeben, daß es möglich sein werde, Polen kleinzukriegen, ohne daß es zu einem größeren Konflikt käme, und danach mit England Frieden zu schließen. Ob diese nachträglich gegebenen Erläuterungen tatsächlich zutreffen, sei dahingestellt. Sie haben immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, da sie jedenfalls eine plausiblere Erklärung für das Verhalten Hitlers nach dem Eintreffen der Nachrichten über den englisch-polnischen Garantievertrag geben als die These, Hitler habe den Krieg trotzdem planmäßig herbeiführen wollen.

Die Folge des polnisch-englischen Garantievertrages war – dies auf Grund der Angaben, die mir ebenfalls von den genannten Zeugen gemacht wurden –, daß Hitler die sogenannte „große polnische Lösung" durch die „kleine polnische Lösung" ersetzte, d. h. er war bereit, wie ich schon ausgeführt habe, sich mit der Rückgabe Danzigs an das Reich und einer Straße durch den Korridor zu begnügen und dafür den Plan, Westpreußen und Posen zurückzugewinnen, aufzugeben unter der Voraussetzung, daß dies ohne Prestigeverlust für ihn möglich sein werde. Aus diesem Grunde machte er nunmehr ernsthaft den Versuch, zu einer Verständigung mit Polen zu kommen. In

* Zu der gleichen Auffassung kommt, völlig unabhängig von mir, Allan Bullock. S. 470 stellt er ausdrücklich fest, daß Hitler nur einen lokalisierten Krieg gewollt habe. An einer späteren Stelle, S. 492, schreibt er: „Bis zum Abend des 25. August kann man Hitlers Absichten mit einem gewissen Maß von Sicherheit verfolgen. Aber in den 6 Tagen, die vor der Invasion in Polen am 1. September liegen, wird die deutsche Seite zum Verzweifeln unklar." S. 493 schreibt er: „Hitlers eigene Haltung läßt sich nicht analysieren." Ich glaube, daß die von mir gegebene Darstellung durchaus geeignet ist, die fehlende Aufklärung zu geben.

nächtelangen Beratungen wurde der Kompromiß ausgearbeitet, den schließlich Ribbentrop dem englischen Botschafter Henderson vorlas, aber nicht überreichte. Der deutsche Vorschlag wurde nicht deshalb nicht überreicht, weil Ribbentrop ihn nur zum Schein, oder aus anderen Gründen der Täuschung nicht übergeben sollte, sondern nach Mitteilung Ribbentrops deshalb, weil Hitler noch im letzten Augenblick Änderungen an diesem Dokument vorzunehmen wünschte.

Ribbentrop berichtete mir, daß Hitler, als Henderson sich bereits in seinem Vorzimmer befand, ihn noch angerufen und ihm gesagt habe: „Ich wünsche auf keinen Fall, daß Sie das Dokument aus der Hand geben." Auf die Gegenfrage Ribbentrops, ja, wie er denn das Dokument den Engländern zur Kenntnis bringen wolle, habe Hitler ihm geantwortet: „Das überlasse ich Ihnen, schließlich sind Sie ja Außenminister." Er habe sich daraufhin entschlossen, das Dokument so langsam und so deutlich als möglich Henderson vorzulesen und wichtige Punkte zu wiederholen und zu erläutern, damit dieser sich wenigstens den wesentlichen Inhalt merken könnte. Da er schließlich aber eine Erklärung dafür habe geben müssen, warum er dieses Dokument nicht aus der Hand gebe, habe er Henderson mitgeteilt, daß dieses ganze Dokument ja leider wertlos geworden sei, da die Polen nicht zur Verhandlung erschienen seien. Er habe aber damals erwartet, daß er am nächsten Tage die Änderungen Hitlers in der Hand haben und Henderson das Dokument dann noch überreichen könne. Diese mir von Ribbentrop gegebene Darstellung stimmt übrigens mit der mir vom Dolmetscher Paul Schmidt gegebenen Schilderung überein.

In diesem Augenblick der Geschichte setzte jedoch eine verhängnisvolle Wendung ein, die keine der an den Verhandlungen zur Beilegung des deutsch-polnischen Konfliktes beteiligten Persönlichkeiten vorausgesehen hatte und die offenbar auch so geheim blieb, daß sie anscheinend noch nie richtig dargestellt worden ist.

Was war geschehen?

Während die diplomatischen Gespräche zwischen Hitler, Ribbentrop und Henderson in Berlin unter sich ständig verschlechternden Atmosphäre vor sich gingen, hatte sich ein Problem immer stärker in den Vordergrund geschoben: die Lage der Volksdeutschen in Polen. Seit Jahren bedrückten die polnischen Behörden die in ihrem Gebiet verbliebenen Deutschen; seit Jahren hatte der Vertreter der Volksdeutschen in Polen in Berlin Klage über die Verfolgung durch die Polen geführt. Je stärker die politische Spannung, um so schärfer wurde die Verfolgung und Unterdrückung. Die bis zum äußersten gediehene Spannung wegen der Danziger Frage löste daher auch für

die Volksdeutschen eine böse Verfolgungswelle aus. Hierüber wurde Hitler täglich von seinem Verbindungsmann zu den Volksdeutschen in Polen, Alfred Ingemar Berndt, informiert. Berndt, ursprünglich Redakteur des WTB und später Chefredakteur des DNB, hatte von der Machtergreifung an, auf besonderen Auftrag Hitlers hin, diesem persönlich und regelmäßig über die Lage der Volksdeutschen in Polen berichtet. Er handelte hierbei somit in amtlichem Auftrag. Bei Ausbruch des Krieges war er Ministerialrat im Propagandaministerium und Leiter der Pressekonferenz der Reichsregierung. Berndt fand beim Kampf um Berlin den Tod. Hitler nahm seine Berichte mit wachsender Erregung auf und veranlaßte ihn, mehrfach zu erklären, daß er die Lage nicht mehr länger tolerieren könne. Er werde eine Ausrottung der Volksdeutschen nicht zulassen!

Hinzu kam, daß aus militärischen Gründen bestimmte Aktionen ins Auge gefaßt wurden, die zum Schutze der Volksdeutschen erforderlich schienen. So kam es, daß es anläßlich des ersten Einmarschbefehls zu schweren Zwischenfällen kam. Berndt berichtete mir hierüber:

Als der erste Einmarschbefehl zum 26. August 1939 gegeben worden war, war gleichzeitig mit diesem Einmarschbefehl einigen Aktivisten unter den Deutschen in Polen über den Rundfunk ein Zeichen gegeben worden, das für diese das Signal zum Losschlagen war. Ob hier irgendein Mißverständnis vorgelegen hat, oder ob diejenigen Kreise in der Umgebung Hitlers, die einen Krieg mit Polen wünschten, provozieren wollten (wohl ohne das Einverständnis Hitlers), dürfte kaum mehr aufzuklären sein. Sicher ist jedenfalls, daß Angehörige der Minderheiten in Polen das Spielen eines bestimmten Musikstücks im Rundfunk (des Deutschland-Liedes um Mitternacht am 26. August 1939) als das Zeichen für den Krieg ansahen, sich bewaffneten und bestimmte strategische Punkte in Polen besetzten.

Diese Aktion hatte Gegenmaßnahmen des polnischen Generalstabes zur Folge. Der polnische Generalstab verfügte auf Grund eines Beschlusses des polnischen Ministerrats, daß die gefährdeten Westprovinzen von den Deutschen geräumt werden müßten, und befahl den örtlichen Garnisonskommandanten, für die sofortige Evakuierung Sorge zu tragen. So kam es zu örtlichen Zusammenstößen und Massenevakuierungen der Deutschen, bei denen nach den Feststellungen des Reichssicherheitshauptamtes nach der Besetzung Polens insgesamt etwa 4850 deutsche Männer und Frauen sowie Kinder getötet worden sind. Diese Zahl erscheint in einer entstellten Form bekanntlich auch im deutschen Dokumentenbuch über Polen, nur hat man hier die Ziffer aufgerundet und auf Veranlassung Ribbentrops aus propagandi-

stischen Gründen eine Null angehängt, so daß aus den 4850 fälschlich 50 000 Tote gemacht worden sind.

Diese Zwischenfälle in Polen blieben selbstverständlich nicht geheim. Sie kamen in Form von Gerüchten, die ihrerseits übertrieben und entstellten, nach Deutschland und wurden so auch Hitler vorgelegt. Alfred Ingemar Berndt, der Verbindungsmann der Volksdeutschen in Polen zu Hitler, hat mir später in Salzburg über den Vorgang wie folgt berichtet: „Ich selbst habe dem Führer den kleinen Schubs gegeben, der ihn in den Krieg gebracht hat. Ich erhielt nämlich aus der bewußten Quelle in Polen die Nachricht, daß die Polen 30 000 Deutsche umgebracht hätten. Da mir 30 000 zu wenig erschienen, habe ich eine Null angehängt und dem Führer eine Meldung vorgelegt, daß die Polen 300 000 Deutsche umgebracht hätten. Als Hitler diese Nachricht las, bezeichnete er mich als einen infamen Lügner, worauf ich ihm erwiderte, daß die Ziffern vielleicht übertrieben wären, daß aber Ungeheuerliches geschehen sein müßte, wenn derartige Gerüchte auftauchten. Hitler war zuerst sprachlos, schrie dann aber: ‚Das werden sie mir büßen, jetzt kann mich niemand mehr daran hindern, den Brüdern eine Lektion zu erteilen, die sie nicht mehr vergessen werden! Ich kann es nicht zulassen, daß man meine Deutschen wie das Vieh abschlachtet.'" Hitler habe sich daraufhin unmittelbar in seiner Gegenwart an das Telefon begeben und habe Keitel den Befehl zum Einmarsch in Polen erteilt.

Diese Darstellung wird unter anderem auch bestätigt durch die Beschreibung des Geschehens im Zimmer Hitlers, wie sie der Leiter des Ribbentropschen Ministerbüros, Erich Kordt, in seinem Buche gibt.

Die Meldung von der Ermordung der Deutschen hatte bei Hitler eine Übererregung hervorgerufen, so daß er buchstäblich rot sah und keinerlei Einwände mehr gelten ließ. „Ich habe das Recht und die Pflicht, alle Deutschen zu verteidigen und ich werde es nicht dulden, daß man einem Deutschen auch nur ein Haar krümmt", erklärte er z. B. Ribbentrop. Hewel berichtete mir, er habe seinen Schritt damit motiviert, daß nunmehr auch die Engländer verstehen müßten, daß er seine Landsleute nicht im Stich lassen könne.

Das sei der Anlaß für den zweiten Einmarschbefehl Hitlers gewesen.

Wir in London erhielten Mitteilungen über diese weltgeschichtlichen Vorgänge lediglich über den Rundfunk, da die Botschaft weder irgendwelche Weisungen noch Instruktionen erhielt, die es ihr möglich gemacht hätten, sich einzuschalten und den wahrscheinlich aussichtslosen Versuch zu machen, noch einmal zu vermitteln. Die englische

Antwort war aus der Presse und sonstigen Erklärungen prominenter Persönlichkeiten einwandfrei zu erkennen. Sie lautete, wie zu erwarten war: „Krieg!"

Gegen Mittag war es so weit, daß der Ticker die Nachricht gab, daß das Kabinett am Nachmittag zusammentreten würde, um die Kriegserklärung gegen Deutschland zu beschließen und sie zu motivieren. Das Kabinett, so berichtete Press Association, werde ein kurzbefristetes Ultimatum an Deutschland stellen, dessen Ablehnung man erwarte, und nach Ablauf der sehr kurz bemessenen Frist werde die britische Regierung sich als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich betrachten. Ich gab diese Meldung, der ich an und für sich kein besonderes Gewicht gab, da sie ja etwas absolut Selbstverständliches war, nach Berlin und schärfte Hewel ein, der sich persönlich am Apparat befand, sie sofort vorzulegen.

Zu meiner Überraschung erhielt ich zwei Stunden später einen Anruf aus Berlin, in dem Hewel noch einmal um Erläuterung dieser Meldung bat. Das war etwas, was ich zunächst überhaupt nicht zu verstehen vermochte, bis mir klar wurde, daß Hitler offenbar immer noch nicht daran glauben wollte, daß sein Einmarsch in Polen den Krieg mit England zur Folge haben würde. Ich setzte Hewel daher, trotz der begreiflichen Erregung, in der ich mich befand, noch einmal auseinander, was ich immer wieder gesagt hatte, daß der deutsche Einmarsch in Polen und die einseitige Lösung des polnischen Problems den Weltkrieg heraufbeschwören würde, da kein Engländer diese Art verzeihen, geschweige denn auch nur verstehen könne. Hewel fragte mich darauf, ob ich denn gar keine Möglichkeit sähe, den Konflikt zu vermeiden.

„Nur eine Chance gibt es", so antwortete ich ihm, „nämlich die, daß wir sofort aus Polen wieder herausgehen und Reparationen für den angerichteten Schaden anbieten. Wenn Hitler das tut, dann wäre vielleicht eine Chance gegeben, die Katastrophe noch zu vermeiden. Garantieren kann ich dafür allerdings auch nicht." Hewel hängte daraufhin ab. Nachdem abermals etwa zwei Stunden verstrichen waren – es war inzwischen sieben Uhr abend geworden –, wurde ich erneut aus Berlin verlangt. Es meldete sich zunächst Hewel, kurze Zeit darauf Ribbentrop persönlich. Er nannte seinen Namen nicht, sondern sagte nur mit seiner dunklen, unverkennbaren Stimme: „Sie wissen doch, wer hier spricht; bitte nennen Sie mich nicht beim Namen." Dann übermittelte er mir folgenden Auftrag: „Bitte gehen Sie sofort zu Ihrem Vertrauensmann – Sie wissen ja, wen ich damit meine – und erklären Sie ihm folgendes:

Der Führer ist bereit, aus Polen wieder herauszugehen und Scha-

densersatz für den bereits angerichteten Schaden anzubieten unter der Voraussetzung, daß wir Danzig und die Straße durch den Korridor erhalten, wenn England im deutsch-polnischen Konflikt die Vermittlung übernimmt. Sie sind vom Führer ermächtigt, diesen Vorschlag dem englischen Kabinett zu unterbreiten und sofort Verhandlungen hierüber aufzunehmen."*

Ich traute meinen Ohren nicht, als ich diese Mitteilung erhielt, und bat daher Ribbentrop, unter dem Vorwand, daß ich schlecht gehört hätte, mir den Auftrag noch einmal ausdrücklich zu wiederholen. Ribbentrop tat dies und fügte hinzu: „Betonen Sie noch einmal, daß Sie im ausdrücklichen Auftrag Hitlers handeln und daß dies nicht etwa eine Privataktion von mir ist, damit es kein Mißverständnis in der Angelegenheit gibt." Ich versprach, den Auftrag auszuführen und umgehend Bericht zu erstatten.

Man wird die Verwirrung meiner Gefühle und die tiefe Niedergeschlagenheit verstehen, die sich meiner bemächtigte, als ich diesen Auftrag erhielt. Ich war mir vollständig klar, daß es sich um eine so hoffnungslos verfahrene und im Abgleiten begriffene Lage handelte, daß man dem Versuch, auf diese Weise das Unheil abzuwenden, eigentlich keine Chance mehr geben konnte. Trotzdem fühlte ich mich verpflichtet, den Versuch zu unternehmen, da ich es mit meinem Gewissen nicht hätte vereinbaren können, auch die allergeringste Chance vorbeizulassen, die es in dieser Lage noch gab. Dr. Theo Kordt, der mir prophezeite, ich werde mir in dieser Angelegenheit lediglich die Finger verbrennen und nichts erreichen, gab mir schließlich soweit recht, daß wir verpflichtet seien, wenigstens den Versuch zu machen.

Nach längerem Telefonieren erreichte ich Mr. George Steward in Nr. 10 Downing Street, der zunächst seiner Überraschung darüber Ausdruck gab, daß ich zurückgekehrt sei, sich dann aber bereit erklärte, mir eine Unterredung mit Sir Horace Wilson zu verschaffen. Er meinte allerdings, daß dies sehr schwierig sein und längere Zeit dauern werde, da die Vorbesprechungen für die Kabinettssitzung bereits im Gange seien. In der Tat ließ mich Steward bis zehn Uhr abends warten, ehe er sich wieder meldete. Es war lange nach zehn Uhr nachts, als er mich an das Schilderhäuschen der Horse Guards Parade bestellte, um mich zu Sir Horace Wilson zu führen.

Wenn ein Dramatiker die Szenerie erfunden hätte, die ich antraf,

---

* Wie man sieht, entspricht dieser Vorschlag dem von Mussolini vorher gemachten Vorschlag vom 2. September sowie den Mitteilungen Sir Alexander Cadogans an Dahlerus. Siehe Wickert, a.a.O. S. 353, 350. Ich halte es für wahrscheinlich, daß nach den Erfahrungen mit den Italienern, die Hitler am 26. August gemacht hatte, er mit Mussolini schmollte und deshalb keine italienische Vermittlung mehr wünschte. Statt dessen wurde ich am 2. September abends 7 Uhr beauftragt.

als ich die Botschaft verließ, um mich an die verabredete Stelle zu begeben, hätte er das nicht besser tun können, als es in Wirklichkeit der Fall war. Seit Stunden tobte eines der schwersten Gewitter, die ich je in London erlebt habe, über der Stadt. Es goß in Strömen, die Nacht war so dunkel, daß man die Hand vor Augen nicht sah. Sämtliche Laternen waren aus Luftschutzgründen gelöscht, so daß ich nur unter Schwierigkeiten und stark durchnäßt, buchstäblich durch Pfützen watend, die beiden Schilderhäuschen, an denen die englischen Gardekürassiere zu Pferde Wache zu stehen pflegten, fand. Ich war zunächst enttäuscht, daß ich Steward nicht antraf. Erst nachdem ich an den beiden Häuschen eine Weile gestanden hatte, kam er. Er hatte sich ebenfalls infolge der Dunkelheit verirrt. Er begrüßte mich mit den klassischen Worten: „Was für eine dramatische Nacht!", enthielt sich aber sonst jeder Bemerkung, als er mich nach Nr. 11 Downing Street führte, außer daß er mir warm die Hand drückte und sagte: „Ich wünsche Ihnen aufrichtig alles Gute zu Ihrer schweren Aufgabe."

Im Hause Nr. 11 Downing Street, dem Hause des Schatzkanzlers, wurde ich in das historische Zimmer geführt, das seinerzeit William Pitt als Amtsraum gedient hat und seitdem unverändert erhalten geblieben ist. Das Zimmer hatte daher auch keine elektrische Beleuchtung, sondern war nur durch zwei einzelne Kerzen spärlich erhellt, was dazu beitrug, das Makabre der sich abspielenden Ereignisse zu unterstreichen.

Nach wenigen Minuten kam Sir Horace, der mich freundlich, wenn auch sehr verhalten begrüßte und der ebenfalls seinem Erstaunen Ausdruck gab, daß ich nach London zurückgekehrt sei, obwohl ich doch wissen müßte, daß die deutsche Absage auf das Verständigungsangebot eine hoffnungslose Lage herbeigeführt habe.

Ich erwiderte Sir Horace, daß ich im besonderen Auftrage Hitlers käme. Ich hätte den ausdrücklichen Auftrag, ihm den Vorschlag zu unterbreiten, den ich bäte, dem englischen Kabinett vorzulegen und damit den Versuch zu machen, die Lage noch einmal zu bereinigen: Hitler sei bereit, seine Truppen aus Polen wieder zurückzunehmen, Reparationen für den angerichteten Schaden zu leisten und sich mit der Lösung der Danziger Frage durch die Rückkehr Danzigs in das Reich und eine Straße durch den Korridor zu begnügen, wenn England die Vermittlung übernähme.

Sir Horace war durch den Bericht auf das tiefste beeindruckt. Es war sofort zu sehen, welche Schwierigkeiten es ihm bereiten würde, einen derartigen Vorschlag an das englische Kabinett heranzutragen. Er antwortete mir daher mit der Frage, ob ich denn nicht wüßte, wie

außerordentlich sich die Lage verändert habe, seitdem wir uns das letztemal gesehen hätten. Churchill sei bereit, in das Kabinett einzutreten, und er erinnere mich daran, was das bedeute: „Ich habe Ihnen bereits früher gesagt, daß ein Eintritt Churchills in das Kabinett nur dann in Frage kommt, wenn der Krieg sicher ist. Sie verstehen also, was diese Ernennung bedeutet. Bevin wird zwar nicht in das Kabinett eintreten, aber er hat versprochen, die Regierung in vollem Umfange zu unterstützen, wenn sie den Krieg erklärt. Auch Roosevelt hat sich in einem Telegramm bereit erklärt, Chamberlain durch dick und dünn zu unterstützen, wenn er es für richtig halten sollte, den Krieg zu erklären. Rußland wird im übrigen auch nicht auf deutscher Seite kämpfen. Wie stellen Sie sich denn vor, daß angesichts einer derartigen Lage Chamberlain noch zurück kann?"

„Trotzdem", erklärte ich darauf, „halte ich es für meine Pflicht, Sie in aller Form zu bitten, den Vorschlag dem Kabinett zu unterbreiten. Wenn es Chamberlains Ideal geblieben ist, den Krieg zu vermeiden, und wenn er noch immer der Anschauung ist, daß ein vermiedener Krieg besser ist als ein Sieg, dann kann er meines Erachtens den Vorschlag, der die Beseitigung der Kriegsgefahr bedeutet, nicht ablehnen. Ich sehe in diesem Vorschlag die letzte und einzige Chance, den Krieg zu vermeiden, und sehe in ihm auch ein Zeichen, daß Hitler eingesehen hat, daß er einen Fehler begangen hat, sonst würde ich diesen Vorschlag wohl kaum in Händen haben."

Sir Horace zeigte sich jedoch weiter ablehnend. Er glaube nicht an einen Gesinnungswandel Hitlers. Ob Hitler bereit sein würde, sich öffentlich zu entschuldigen? Ja, wenn Hitler eine Rede halten würde, in der er erkläre, er bedaure, sein Spiel so weit getrieben zu haben, daß eine Kriegsgefahr entstanden sei, wenn Hitler sich wegen der geschehenen Gewalttaten entschuldige, dann sähe er vielleicht eine Chance.

Ich konnte nicht umhin, auf diesen Vorschlag etwas erregt zu antworten: „Wenn Sie die Bedingung stellen, daß Hitler sich öffentlich entschuldigt, dann begehen Sie einen psychologischen Fehler, da Sie damit etwas ganz Ungewöhnliches verlangen. Ich habe keine Vollmachten, irgend etwas Derartiges zuzugestehen oder Ihnen auf diesem Gebiet zu versprechen. Persönlich halte ich es aber für ausgeschlossen, daß man Hitler zu einer derartigen Entschuldigung bewegen kann. Schließlich dürfen Sie nicht vergessen, daß von polnischer Seite Provokationen begangen wurden, die uns jedenfalls in den Augen Hitlers nicht als die allein Schuldigen erscheinen lassen."

Meine Antwort war vielleicht etwas scharf. Sir Horace erwiderte daher ebenfalls ungewöhnlich laut und mit ziemlicher Schärfe, er

stehe auf dem Standpunkt, daß Hitler, und Hitler allein, an dieser Situation die Schuld trage, und wenn er aus dieser Situation heraus wolle, dann sei es nur möglich, wenn er beweise, daß er seine Lektion gelernt habe. Dafür sei aber nicht das mindeste Anzeichen vorhanden. Wie könne ich es wagen, ihm zu sagen, daß er, Sir Horace, einen psychologischen Fehler begangen habe? Hätte ich vergessen, wie tief Hitler Chamberlain in Godesberg und München gedemütigt und wie beleidigend sich Hitler ihm, Sir Horace, gegenüber in Berlin verhalten habe? Hitler habe Chamberlain wie ein Stück Dreck und ihn, Sir Horace, wie einen Kammerdiener (wörtlich: like his lackey) behandelt. Diese Demütigungen sollte ich nicht vergessen, wenn ich von Psychologie spräche. Es handele sich ja um das Problem, daß man Hitler nicht trauen könne. Immer wieder habe er versprochen, mit seiner Expansion Schluß zu machen, immer wieder habe er sein Wort gebrochen, immer wieder habe er Aktionen unternommen, die den Frieden gefährdeten. Einmal sei das Maß voll, und daher sei es jetzt zu Ende. Wenn Hitler sich nicht entschuldige, sähe er auch nicht die geringste Chance für den Vorschlag, den ich soeben unterbreitet hätte.

Ich war mir in diesem Augenblick klar, daß damit eine entscheidende Phase dieses Gespräches gekommen war und nur eine Gegenattacke noch einen Erfolg haben könne. Ich stand daher auf und sagte: „Wenn Sie diesen Vorschlag an der Frage einer Entschuldigung Hitlers scheitern lassen, so wird die Welt Ihnen die Schuld dafür geben; es wird dann heißen, Chamberlain habe den Krieg gewollt, obwohl er die Möglichkeit gehabt habe, ihn zu verhindern."

Mein Hieb saß. Wilson schwieg betroffen und überlegte sichtlich, was er darauf antworten sollte. Schließlich, nach langem Nachdenken sagte er mir: „Gut, dann wiederholen Sie Ihren Vorschlag noch einmal, vielleicht kann ich ihn doch dem Kabinett unterbreiten." Ich tat dies, worauf er wieder nach seiner Gewohnheit mit den Händen auf dem Rücken schweigend vor mir auf und ab ging, während die Donnerschläge des fortdauernden Gewitters immer wieder in die entstandene Stille hineintönten.

Da klopfte es an der Tür, ein Diener überreichte Sir Horace einen Zettel. Er nahm ihn, las ihn, las ihn noch einmal, verbrannte ihn schließlich an der Kerze, ging wieder im Zimmer auf und ab und drehte sich mir schließlich zu:

„Ich will", so sagte er, „Ihnen die volle Wahrheit sagen: Ich kann Ihren Vorschlag dem Kabinett nicht mehr unterbreiten, da er keine Chance hat, angenommen zu werden. Seit dem Einmarschbefehl sind einige Dinge geschehen, die es mir und jedem Engländer unmöglich machen würden, auf Hitlers Vorschlag einzugehen. Wir sind vor

48 Stunden an das französische Kabinett herangetreten und haben durch Vermittlung unseres Botschafters in Paris, Sir Eric Phipps, das Kabinett Daladier aufgefordert, gemäß unserem Allianzvertrag an unserer Seite gegen Deutschland zu marschieren, wenn gemäß den Bestimmungen des englisch-polnischen Garantievertrages der Bündnisfall eintreten sollte. Der französische Generalstabschef Gamelin hat sich jedoch außerstande erklärt, die Verantwortung für eine Kriegserklärung an Deutschland zu übernehmen, solange Frankreich der Gefahr eines Zweifrontenkrieges gegenüberstehe. Nur wenn Italien neutral bleibe, werde Frankreich sich in der Lage sehen, an der Seite Englands zu marschieren.

Sehen Sie", so fuhr er fort, „wir haben daraufhin sofort unseren Botschafter, Sir Percy Lorraine, zu Ciano und Mussolini geschickt. Ciano habe ihm erklärt, daß Italien angesichts der Tatsache, daß es nicht konsultiert worden sei, bevor Hitler den Krieg erklärt habe, den Bündnisfall nicht als gegeben ansähe. Italien werde daher in dem kommenden Konflikt neutral bleiben und sich an dem Krieg gegen Polen nicht beteiligen. Mussolini hat diese Auskunft Cianos ausdrücklich bestätigt.

Mit diesem Bericht von Sir Percy Lorraine haben wir Sir Eric Phipps noch einmal zu Daladier geschickt und haben ihm gleichzeitig in ultimativer Form erklärt, daß wir nunmehr, nachdem die Gefahr eines Zweifrontenkrieges für Frankreich beseitigt sei, erwarteten, daß Frankreich innerhalb 24 Stunden an unserer Seite in den Krieg eintreten werde. Daladier habe geantwortet, daß er sich zwar auf den Zeitpunkt nicht festlegen könne, sich aber nunmehr in der Lage sähe, definitiv zu versprechen, daß Frankreich mit seiner Kriegserklärung der englischen in kürzester Frist folgen werde. Und", so fügte Sir Horace drohend hinzu, „wenn das französische Kabinett noch Sperenzchen machen sollte, so können Sie sicher sein, daß wir Mittel in der Hand haben, um es diesmal zu zwingen, zu seinem Wort zu stehen.

Sie werden verstehen", so fuhr Sir Horace fort, „daß damit endgültig neue Tatsachen geschaffen sind. In allen Krisen der letzten Jahre ist es immer wieder Frankreich gewesen, das sich geweigert hat, an der Seite Englands zu marschieren. Es war nicht Chamberlain, der gezögert hätte, Hitler den Krieg zu erklären; das Kabinett ist vielmehr immer wieder der Ansicht gewesen, daß es ohne die Bereitschaft des französischen Bundesgenossen, sich auf unsere Seite zu schlagen, keinen Zweck habe, einen Krieg gegen Deutschland zu beginnen. Das ist jetzt anders. Jetzt ist die diplomatische Lage geschaffen, die es zum ersten Male gestattet, Seite an Seite mit Frankreich gegen Hitler in

den Krieg zu gehen, in den Krieg, der durch Hitlers Schuld unvermeidlich geworden ist. England kann die Hegemonie einer anderen Macht auf dem Kontinent nicht zulassen, ohne zugrunde zu gehen oder die Grundlagen zu beseitigen, auf denen sein Weltreich und sein Weltprestige beruhen. Wir haben 22 Jahre gegen Napoleon gekämpft, wir werden 100 Jahre gegen Hitler und Deutschland kämpfen, wenn es erforderlich sein sollte. Hitler hat diesen Kampf herausgefordert, gut, er soll ihn haben.

Sie verstehen, das ist die Lage, in der ich mich befinde und die ich berücksichtigen muß, wenn ich Ihren Vorschlag dem Kabinett unterbreiten würde. Chamberlain hat auf Ihre mündliche Mitteilung an Steward hin die Angelegenheit mit mir bereits besprochen. Ich kann Ihnen leider keine andere Auskunft geben. Kein Engländer könnte in dieser Lage dem unvermeidlichen Krieg ausweichen."

Ich habe, offen gesagt, einige Minuten gebraucht, um mir zu überlegen, was ich noch antworten sollte. Daher richtete ich an Sir Horace nur noch einen Appell, von dem ich hoffte, daß er nicht wirkungslos verhallen würde. „Bedenken Sie bei Ihrer Entscheidung", so fragte ich ihn, „denn auch die ungeheuren Opfer, die dieser Krieg kosten wird?"

Sir Horace wich jedoch aus. Er glaube nicht, daß dieser Krieg lange dauern werde, da Deutschlands Lage in bezug auf Rohstoffe und ähnliches nach den vorliegenden Berichten zu schlecht wäre, als daß der Krieg lange dauern könne. Im übrigen sei ja Deutschlands Rüstung auch noch nicht vollendet.

Daraufhin stand ich auf, sagte ihm, ich bedaure, daß dieses Gespräch damit wohl sein Ende gefunden habe. Ich hielte es aber doch für richtig, ihn nochmals auf die geschichtliche Entscheidung, die England damit in der Hand habe, hinzuweisen. „Dieser Krieg wird", so sagte ich ihm, „sehr lange dauern, und er wird sehr viel größere Opfer fordern als der letzte. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß England von diesem Kriege irgendwelchen Vorteil haben wird oder daß Sie Ihr Ziel, Englands Stellung zu sichern, durch diesen Krieg erreichen werden. Ich wage es, Ihnen zu prophezeien, daß, wenn es richtig ist, was Sie sagen, daß Sie Amerika und Rußland auf Ihrer Seite haben und auch diese Mächte in den Krieg eintreten werden, dann das Ergebnis ganz anders aussehen wird, als Sie es erwarten. Ich fürchte, daß mein Land diesen Krieg nicht gewinnen kann, ich bin aber ebenso sicher, daß am Ende dieses Krieges nicht England, sondern die Vereinigten Staaten und Rußland die ersten Mächte der Welt sein werden."

Sir Horace lehnte aber jedes weitere Gespräch ab. „Das ist Ansichtssache. Ich kann aber das britische Kabinett nicht länger warten

lassen", erklärte er. Dann setzte er mir auseinander, daß das britische Kabinett noch am gleichen Abend beschließen werde, ein auf zwei Stunden befristetes Ultimatum an Hitler zu stellen, um nach Ablauf dieser Frist sich als mit Deutschland im Kriegszustand befindlich zu betrachten. Als ich ihm sagte, ich fände die zweistündige Frist doch etwas sehr kurz, schnitt er jede weitere Erörterung ab mit der Feststellung, daß man das nicht ändern könne.

„Haben Sie noch einen Wunsch?" fuhr er fort. „Ich bin bereit, dafür Sorge zu tragen, daß Sie in England bleiben können, wenn Sie wollen, da wir wissen, wie sehr Sie sich bemüht haben, alles zu tun, um die Katastrophe zu vermeiden." Als ich ihm erwiderte, daß ich leider auf dieses freundliche Angebot nicht eingehen könne, da ich als Deutscher in der Stunde der Not in mein Vaterland zurückzukehren wünsche, verbeugte er sich kurz, ohne mir noch einmal die Hand zu geben, und sagte: „Ich bedaure, daß ich Ihnen dann nichst mehr zu sagen habe. Wir sind also von jetzt ab Feinde. Ich kann Ihnen daher die Hand nicht mehr geben."

Damit war ich entlassen. Steward, der während des zweieinhalbstündigen Gesprächs im Vorzimmer auf mich gewartet hatte, drückte mir warm die Hand, als ich ihm auf seine Frage nach dem Ergebnis der Besprechung antwortete: „Es ist Krieg!" Und er antwortete: „Sie haben wenigstens das Beste gewollt. Es gibt aber Augenblicke, wo man eben die Dinge nicht mehr ändern kann." Er brachte mich dann zur Botschaft zurück, wo er sich sehr herzlich von mir verabschiedete.

Nach meiner Rückkehr in die Botschaft unterrichtete ich Dr. Kordt über meinen Mißerfolg und setzte ein Telegramm nach Berlin auf, das in wenigen Zeilen den wesentlichen Inhalt des Gesprächs, nämlich die Ablehnung des Vorschlags, enthielt. Mit dem Kanzler der Botschaft, Herrn Achilles, verschlüsselten wir das Telegramm und gaben es noch in der gleichen Nacht telefonisch nach Berlin durch. Es war fast ½6 Uhr morgens geworden, als ich mich zur Ruhe begab. Das Telegramm wurde noch in der gleichen Nacht in Berlin entschlüsselt und Hitler und Ribbentrop vorgelegt.

Mein Telegramm sah der englischen Aktenpublikation zufolge wie folgt aus:

Nr. 558

Die Botschaft in Großbritannien an das Auswärtige Amt. No. 375 vom 2. September

London den 3. September 1939

Eingegangen 3. September 1939 – 2 Uhr

Für Führer und Außenminister persönlich

Citissime!

Ich sah Wilson um 10 Uhr abends. Er nahm den Vorschlag freundlich, aber völlig negativ auf. Solange die deutsche Aggression in Polen andauere, sei es für die britische Regierung unmöglich, in Besprechungen einzutreten. Daraus ergebe sich, daß Gespräche irgendwelcher Art ebenso für ihn, Wilson, unmöglich seien. Erst müsse der Status quo durch den Rückzug aller deutschen Truppen vom polnischen Gebiet voll wiederhergestellt sein. Hiernach würde die britische Regierung bereit sein, das Geschehene zu vergessen und Verhandlungen sofort wieder aufzunehmen, auf der Basis vor dem Beginn der deutschen Aggression. Wenn es nicht die Intervention Mussolinis gegeben hätte, würde Henderson bereits heute abend die britische Kriegserklärung übergeben haben, die das Kabinett heute abend entworfen hatte. Durch seine Erklärung im Unterhaus über die Gründe für die Verzögerung Großbritanniens, zur Aktion zu schreiten, hätte Chamberlain im Unterhaus und im Kabinett die heftigste Empörung hervorgerufen. Das Kabinett drohte heute abend geschlossen zurückzutreten, falls Chamberlain nicht morgen mit kurzer Fristandrohung die Erklärung abgeben sollte. Chamberlain habe soeben mit Daladier telefoniert, um dessen endgültige Zustimmung zu erhalten. Hiernach werde das Kabinett diese Nacht noch den Beschluß über die endgültige Erklärung fassen, die um 12 Uhr mittags vor dem Unterhaus abgegeben werden solle. Angesichts dieser Tatsachen scheine es ihm unmöglich zu sein, der Anregung Folge zu geben. Jedoch stehe er mir zur Verfügung, falls ich weitere Mitteilungen zu machen habe. Ich hatte den Eindruck, daß Daladier heftig bremst, während die öffentliche Meinung hier wegen der deutschen Siege in Polen sich immer stärker wegen der Untätigkeit der britischen Regierung erregt.

gez. Hesse – Kordt

Nach Mitteilungen Brücklmeiers machte Hitler Ribbentrop nach der Lektüre meines Telegramms gerade die heftigsten Vorwürfe wegen der Absage der Italiener, als der Dolmetscher Schmidt Mitteilung von dem durch Henderson übermittelten Ultimatum machte. Das erklärt die historischen Worte Hitlers, die er nach dem Abschluß des Vortrages von Schmidt zu Ribbentrop gewandt äußerte: „Was machen wir nun?" Nichts charakterisiert wohl die Planlosigkeit seines Spiels besser als diese wenigen Worte.

Das ist die bisher geheimgehaltene Geschichte der letzten Fühlungnahme, die mit Wissen Hitlers zwischen deutschen und englischen Stellen stattfand. Die Aktion, die Göring über den Schweden Dahlerus gestartet und in die sich auch der englische Botschafter Henderson in Berlin eingeschaltet hatte, war uns hingegen damals in London

nicht bekannt. Weder sind wir von englischer Seite darauf hingewiesen worden, noch hat Theodor Kordt mir darüber irgendwelche Mitteilungen gemacht.

Daß die Aktion Görings unter Ausschaltung Ribbentrops unternommen worden ist, steht heute fest. Ich kann die Bitterkeit, die Dahlerus in seinen Memoiren geäußert hat, sehr wohl verstehen.

Ich selbst blieb nur noch wenige Tage in London, um zusammen mit der Botschaft nach Deutschland zurückzukehren. Damit das Satyrspiel nicht fehle, muß ich erwähnen, daß zu guter Letzt irgendeine untergeordnete Instanz des englischen Intelligence Service den Versuch machte, mich in dem Augenblick zu verhaften, in dem ich London mit der Botschaft verließ. Der Geschäftsträger, Dr. Kordt, erklärte jedoch, ohne mich würde er nicht abreisen. Nach zweistündigem Warten entschloß sich die englische Regierung daraufhin, auf meine Verhaftung zu verzichten. Das ist der Grund, warum auch deutscherseits dem englischen Botschafter Henderson der Übertritt auf holländisches Gebiet so lange verweigert worden ist, bis die deutsche Botschaft aus London ihrerseits in Holland eintraf.

IV. Kapitel

Polenfeldzug und Malaise de Guerre

Die Abreise hatte etwas Unwirkliches an sich. Unsere englischen Freunde kamen fast ohne Ausnahme alle, um sich bei uns zu verabschieden. Von einer Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung war nichts zu bemerken; nur die Bewachung der Botschaft wurde verstärkt. In Befolgung des Ratschlages, den mir einer meiner englischen Freunde gegeben hatte, verließ ich selbst die Botschaft jedoch niemals allein, sondern ging, ohne dies allzu auffällig zu machen, stets in Begleitung eines höheren Beamten der Botschaft, zumeist in der des Luftattachés, des damaligen Obersten Wenninger, aus. So verlebte ich denn auch mit ihm zusammen einen merkwürdigen letzten Abend in London. Wir hatten beschlossen, den Rest unserer Devisen für ein gutes Abendessen in Scotts Restaurant anzulegen. Nicht ohne peinliche Überraschung mußten wir jedoch feststellen, daß der uns benachbarte Tisch von einer Reihe von Gardeoffizieren belegt war, die Abschied von London feierten. Vielen von ihnen war Wenninger persönlich bekannt, und wir wußten daher nicht recht, ob wir uns nicht „französisch" empfehlen sollten. Aber zu unserer Verblüffung benahmen sich die Engländer freundlich, wenn auch etwas steif, und der Abend endete damit, daß der englische und der deutsche Tisch sich gegenseitig auf ein baldiges frohes Wiedersehen zutranken. Ein unbefangener Beobachter hätte diesen Abschied für eine Verbrüderungsszene halten können – sie war jedenfalls ein Beweis dafür, daß der Krieg – wenigstens zu Anfang – keineswegs von irgendwelchem Haß getragen war.

Als die Botschaft endlich abfuhr, hatte sich eine ganze Anzahl Menschen vor dem Gebäude eingefunden, die uns zuwinkte und rief: „Auf baldiges Wiedersehen zu Weihnachten, glückliche Wiederkehr!", was sichtlich wenig in die Kriegsstimmung paßte.

Selbstverständlich waren wir uns klar darüber, daß diese Stimmung der englischen Bevölkerung in keiner Weise sich mit der grimmigen Entschlossenheit der führenden Kreise deckte. Sie hüllte aber unseren Abschied von London in eine freundliche Atmosphäre.

Um so rauher war für mich der Empfang, der mich in Berlin erwartete.

Als ich mich dort zwei Tage später beim Deutschen Nachrichtenbüro meldete, wurde mir frostig und kühl mitgeteilt, daß ich wegen meiner Londoner Tätigkeit auf Befehl Dr. Goebbels' endgültig ent-

lassen worden sei. Durch eine Rückfrage bei Professor Dr. Karl Böhmer, dem Auslandsreferenten von Dr. Goebbels, erfuhr ich, daß letzterer angeordnet habe, ich sei wegen meines „defaitistischen“ Verhaltens in London von der Liste der deutschen Schriftleiter zu streichen!

Nach all dem Vorhergegangenen traf mich diese Mitteilung wie ein Faustschlag in das Gesicht. Glaubte ich doch, auf Hitlers Befehl gehandelt und seine Weisungen korrekt und richtig durchgeführt zu haben. Aber ich kannte aus langer Erfahrung die Launenhaftigkeit Hitlers und war daher doch sehr lebhaft besorgt, was sich nun abspielen würde. Daher beschloß ich, den Stier bei den Hörnern zu packen. Ich ging auf das Auswärtige Amt, meldete mich in der Adjutantur Ribbentrops und verlangte, diesen persönlich zu sprechen.

Hierbei stellte sich heraus, daß Ribbentrop nicht in Berlin war, sondern sich bereits in sein Feldquartier irgendwo im Osten begeben hatte. Trotzdem bestand ich darauf, daß ich Ribbentrop sehen müsse. Tatsächlich erhielt ich nach einer halben Stunde auf eine telefonische Rückfrage hin die Weisung, am nächsten Tag mit seinem Adjutanten nach Lauenburg in Pommern zu fahren, wo uns weitere Mitteilungen erwarten würden. So kam es zu meinem ersten Besuch im sogenannten „Führerhauptquartier“.

Am nächsten Morgen brachte mich der Adjutant in rasender Fahrt nach Ostpommern, wo uns nach längerem Herumfragen mitgeteilt wurde, daß sich Ribbentrop, ebenso wie Hitler, in Sonderzügen, d. h. aus Schlafwagen zusammengestellten und mit Fernverbindungsmitteln ausgerüsteten Zügen, weiter östlich, ganz nahe der polnischen Grenze befänden, und daß wir uns dorthin begeben möchten. So wurde es Abend, bis wir endlich auf einem Nebengeleise Ribbentrops Sonderzug fanden. Wir fuhren zunächst an ihm vorbei, weil er völlig unbewacht dastand. Als ich das Auto verließ und auf den Zug zuging, stieg Hewel aus, der mich überrascht und freudig begrüßte.

Aus Hewels Begrüßung schloß ich sofort, daß die Maßnahmen gegen mich lediglich von Goebbels allein ausgingen und daß keinerlei Grund für meine Befürchtung vorlag, daß meine nicht ungefährliche Mission mir die Ungnade Hitlers eingetragen hätte. Im Gegenteil, Hewel versicherte mir, daß alles, was ich getan hätte, nicht nur die Billigung Ribbentrops, sondern auch die Hitlers gefunden hätte. Er sei mir besonders dankbar für das letzte Telegramm aus London und meinen letzten Schritt bei Sir Horace Wilson gewesen. Goebbels' Maßnahmen seien, so erklärte er, ausschließlich auf einen persönlichen Konflikt mit Ribbentrop zurückzuführen. Dieser sei entstanden, weil Ribbentrop bei Hitler eine Verfügung erwirkt habe, wonach die gesamte Kriegspropaganda im Ausland Ribbentrop unterstellt worden

wäre. Das sei nicht zuletzt auf einen meiner Berichte zurückzuführen, der Hitler klargemacht habe, daß die von Goebbels gestartete Propaganda einer sachverständigen Überwachung bedürfe, um nicht Schaden anzurichten.

„Was soll ich nun tun?" fragte ich Hewel und setzte ihm auseinander, daß ich trotz dieser beruhigenden Aufklärung nunmehr jede Möglichkeit einer journalistischen Tätigkeit in Deutschland verloren hätte, da es doch wohl unwahrscheinlich sei, daß Hitler Goebbels' Maßnahme rückgängig machen werde.

„Warum treten Sie nicht bei uns ein?" schlug Hewel darauf vor. „Ich bin überzeugt, daß Ribbentrop einen Englandsachverständigen wie Sie brauchen kann und daß insbesondere der Führer, der sonst keine Versetzungen in das Auswärtige Amt wünscht, in Ihrem Falle einverstanden sein wird."

Hewel berichtete mir darauf zum ersten Male kurz über die Vorgänge, die zum Krieg geführt, und über die Motive, die Hitler bewogen hatten, Ribbentrop den Auftrag zu geben, noch einmal den Versuch in London zu machen, den Krieg zu vermeiden, was zu meinem letzten vergeblichen Schritt bei Wilson geführt hatte.

„Hitler", so erklärte mir Hewel, „ist durch die fortlaufenden Berichte über die Gewalttaten der Polen gegen Volksdeutsche ganz zweifellos seit langem in ständig sich steigerndem Maße gereizt gewesen. Selbstverständlich haben wir einen großen Teil der Berichte nicht geglaubt. Wir waren der Überzeugung, es müsse sich bei ihnen um Übertreibungen handeln. Die Berichte enthielten aber so viele Einzelheiten, daß sie doch in ihrer Gesamtheit den Eindruck hervorrufen mußten, die Polen suchten einen Vorwand, um auch den letzten Deutschen zu töten oder auszutreiben. Hätten wir das geduldet, so hätte Hitler seine ganze Politik gegenüber Polen gar nicht erst anzufangen brauchen. Er hat natürlich geschwankt, ob er zuschlagen sollte, ja, er hat wohl auch Pläne gehabt, um die Polen zu provozieren. Ich kann Ihnen aber versichern, daß dies in dem Augenblick nach allem, was er mir gesagt hat, und nach der Szene, die ich mit ihm gehabt habe, nicht die geringste Rolle gespielt hat. Die ihm von Ingemar Berndt vorgelegten Meldungen haben schließlich den Becher zum Überlaufen gebracht."*

Auf meine Frage, ob Hitler somit den Krieg gegen Polen im Zorn befohlen habe, erwiderte mir Hewel: „Jawohl, das ist ganz zweifellos

---

* Vgl. Hitlers Reichstagsrede vom 1. September 1939.

„. . . Damit sind diese Vermittlungsvorschläge gescheitert; denn unterdessen war als Antwort auf diesen Vermittlungsvorschlag erstens die polnische Generalmobilmachung gekommen und zweitens neue schwere Greueltaten. Diese Vorgänge

der Fall gewesen. Deswegen hat es ihm ja auch so schnell leid getan, daß er sich dazu hat hinreißen lassen."

Auf meine weitere Frage, ob dieses Bedauern somit die Ursache des an mich gerichteten Auftrages zur Verhandlung mir Sir Horace Wilson gewesen sei, erklärte mir Hewel: „Jawohl! Hitler hätte am liebsten ‚Alles zurück, marsch, marsch!' befohlen."

Auf meinen nicht ohne eine gewisse Erbitterung vorgetragenen Einwand: „Ja, mein Gott, hat ihm denn das niemand klarmachen können, daß man zwar in Diktaturen dieses ‚Zurück, marsch, marsch!' befehlen kann, daß aber in einem parlamentarisch regierten Land wie in England, wenn nun schon einmal der Entschluß zum Krieg gefaßt ist, dies nach so langer und gründlicher Vorbereitung geschieht, daß dann keinerlei Rückgängigmachung mehr möglich ist. Wie stellt er sich denn das vor? Ich habe doch immer davor gewarnt, daß es in England eine Kriegspartei gibt; wir haben darauf hingewiesen, daß die Zerschlagung der außenpolitischen Position Chamberlains mit absoluter Sicherheit den Sieg der Kriegspartei bringen würde. Hat das niemand gelesen? Wozu haben wir uns denn in England die Finger wund geschrieben?"

Hewel schwieg zunächst betreten, erwiderte dann aber: „Nun ja, der Führer hat eben ganz merkwürdige Vorstellungen von dem Funktionieren einer Demokratie. Er hat sich ja auch in der Rückwirkung des Abschlusses des Russenpaktes getäuscht, er hat tatsächlich nicht glauben wollen, daß der Abschluß dieses Paktes den Krieg mit England erst recht bringen würde. Er hat mich garadezu angeschnauzt, als ich ihm Ihre Meldung über die Erklärung Chamberlains im Unterhaus zu erläutern versucht habe. Er wollte das einfach nicht glauben. Aber befürchten Sie nichts, er hat inzwischen eingesehen, daß Sie rich-

---

haben sich nun heute nacht abermals wiederholt. Nachdem schon neulich in einer einzigen Nacht 21 Grenzzwischenfälle zu verzeichnen waren, sind es heute nacht 14 gewesen, darunter drei ganz schwere.

Ich habe mich daher entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu sprechen, mit der Polen nun seit Monaten mit uns spricht! . . .

. . . Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen!"

Siehe auch J. von Ribbentrop: „Zwischen London und Moskau", Leoni 1953, S. 76: „Ich habe Adolf Hitler vor dem Kriege immer wieder gesagt, daß wir mit dem Eintreten Englands für seine alte Gleichgewichtsthese als politische Realität rechnen müßten und daß England für diese seine Auffassung auch in den Krieg gehen würde. Über diesen sehr entscheidenden Punkt habe ich mich mit dem Führer niemals einigen können" und a.a.O., S. 197: „Mein Eindruck war, daß er (Hitler) eine Möglichkeit des Einlenkens nur dann noch erhoffte, wenn London von seiner Entschlossenheit, nötigenfalls militärisch vorzugehen, überzeugt werde und begreife, daß die Lage todernst sei. Dies wollte Adolf Hitler den Engländern zweifelsfrei zu verstehen geben."

tig berichtet haben, aber machen Sie um Gottes willen keinen Gebrauch davon. Nichts verträgt der Führer weniger als Personen, die ihm gegenüber recht behalten haben!"

Das waren etwa im wesentlichen die Informationen, die mir Hewel gab, bis Ribbentrop von seinem Besuch bei Hitler zurückkam. Er begrüßte mich freundlich, aber kurz und bestellte zunächst Hewel zu sich, um mit ihm irgendeine mir unbekannt gebliebene Angelegenheit zu besprechen. Auf den Vortrag Hewels hin erklärte er sich sofort bereit, mich in seine Dienste zu übernehmen. Er versprach, mich gegen jede Intrige, auch gegen jeden etwaigen Angriff Dr. Goebbels' oder der Partei zu schützen.

Auf diese merkwürdige Art und Weise kam ich zu der Rolle eines Beraters für Englandfragen, dem sämtliches, auch das geheimste Material über England zugänglich gemacht wurde, der aber auf der anderen Seite keinerlei Exekutivbefugnisse hatte und auf Ratschläge beschränkt war, jedoch auch immer wieder, je nach Laune und Gelegenheit, in wichtigste Dinge eingeschaltet wurde. Jedenfalls gab mir diese neue Stellung die Möglichkeit, mich ständig über alle wichtigen Vorgänge militärischer, ziviler, parteilicher und politischer Art aus erster Hand zu unterrichten, so daß ich bis zum Ende des Krieges stets genauestens orientiert wurde.

Nach Erledigung der persönlichen Angelegenheit, die sozusagen in zwei Sätzen erfolgte, wünschte Ribbentrop sofort meine Ansicht über die zukünftige Haltung der Engländer zu hören. Er erklärte mir rund heraus, daß Hitler nur an einem interessiert sei: er wünsche zu wissen, wie viele Divisionen die Engländer den Franzosen zur Verfügung stellen könnten und wann dies der Fall sein würde.

Aus den Gesprächen mit unseren Militärattachés wußte ich, daß die Engländer bei Kriegsausbruch schätzungsweise 2½ bis 3½ Divisionen verwendungsbereit hielten, daß sie aber ursprünglich nicht die Absicht hatten, ein Expeditionskorps nach Frankreich zu entsenden, bevor nicht etwa 7 Divisionen komplett aufgestellt waren. Andererseits wußte ich aus den Dokumenten der französischen Botschaft in London, die mir Pierre Maillaud gezeigt hatte, daß die Franzosen klipp und klar zu verstehen gegeben hatten, sie würden zu keinerlei Offensive gegen Deutschland schreiten, bevor nicht ein „angemessenes" englisches Expeditionskorps auf französischem Boden zum Einsatz bereit stünde. Auf Grund der Schätzungen der Militärattachés waren wir in London zu der Ansicht gekommen, daß ein derartiges englisches Expeditionskorps frühestens im Frühjahr, wahrscheinlich erst im Sommer 1940 zur Verfügung stehen werde. Es war also wohl damit zu rechnen, daß die Engländer zu unserer Täuschung und zur Beruhigung

der Franzosen Vorkontingente herüberschicken, daß diese jedoch keine ernst zu nehmende Bedeutung haben würden.

Diese militärische Information ist, wie ich aktenmäßig weiß, von unseren Militärattachés einwandfrei nach Berlin gegeben worden. Daher war ich überrascht, daß der Außenminister von diesen Dingen nichts wußte. Aus der Verblüffung und dem Erstaunen Hewels entnahm ich aber, daß auch Hitler diese Dinge so eindeutig bisher nicht berichtet worden waren. Ribbentrop hielt meine Mitteilung für eine „Sensation" und benutzte sie, um einige Worte über die Sabotage der Militärs, die die Pläne des Führers nicht verstünden, zu äußern. Ich verteidigte unsere Militärattachés daher sehr lebhaft. Es stellte sich jedoch heraus, daß Ribbentrop keineswegs diese, sondern Halder und Keitel gemeint hatte.

Nachdem Ribbentrop wieder und wieder durch Kreuz- und Querfragen festzustellen versucht hatte, wie solide die Grundlage war, auf der meine Anschauung beruhte, stellte er eine weitere Frage: Ob ich glaube, daß eine Verständigung mit den Engländern nach der Niederwerfung Polens möglich sein werde? Ich erwiderte ihm, daß ich nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände und obwohl sich keineswegs voraussagen ließe, wie sich der Krieg entwickeln würde, der Überzeugung sei, daß eine Verständigung mit England überaus schwierig, wenn nicht überhaupt unmöglich sein würde. Ich schilderte ihm eingehend die letzte Szene, die ich mit Sir Horace Wilson gehabt hatte, und unterstrich insbesondere seine Erklärung, daß England zwanzig Jahre gegen Napoleon gekämpft habe und daß es notfalls hundert Jahre gegen Deutschland kämpfen werde, bis Deutschland am Boden liege. Ich müsse, so erklärte ich, angesichts dieser eindeutigen Erklärungen Sir Horace Wilsons, der ganz zweifellos mit der einflußreichste Mann des Kabinetts geblieben sei, annehmen, daß in diesem Punkt völlige Übereinstimmung im gesamten englischen Kabinett herrsche und England entschlossen sei, „nachdem einmal die Würfel gefallen seien, bis zum Sieg zu kämpfen". Ribbentrop nahm diese Schilderung mit niedergeschlagenen Augen, ohne auch nur mit einer Miene zu zucken, entgegen. Obwohl es inzwischen dunkel geworden war, ließ er im Salonwagen kein Licht anzünden, vielleicht um nicht zu verraten, welchen Eindruck diese Erklärungen auf ihn machten. „Nun gut", schloß er das Gespräch, „ich werde auch das dem Führer berichten, ich glaube allerdings nicht, daß er Ihre Ansicht teilt."

Hewel, den ich dann noch einige Minuten allein sprechen konnte, bevor Ribbentrop erneut zu Hitler fuhr, sagte mir: „Seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie zuletzt gesagt haben. Der Führer ist ganz

anderer Ansicht, er glaubt, daß es nach der Niederwerfung Polens ein leichtes sein wird, sich mit den Engländern zu verständigen. Ribbentrop ist Ihrer Ansicht, weil er ganz auf der russischen Linie liegt. Aber Ihre militärische Information ist von Bedeutung. Der Führer wollte am Nachmittag den Befehl geben, einige Divisionen nach dem Westen zu werfen. Ihre Mitteilungen werden das überflüssig machen. Um so sicherer werden wir in Polen siegen."

Wenige Minuten später verließ Hewel den Salonwagen zusammen mit Ribbentrop, um sich zu Hitler zu begeben, nachdem er mich vorher noch mit jemandem bekannt gemacht hatte, der später eine große Rolle spielen sollte: mit Otto Abetz, dem Frankreich-Sachverständigen Ribbentrops!

Abetz war damals bereits von der Legende umgaukelt. Ein akademischer Zeichenlehrer, der sich durch seine künstlerische Begabung, seinen Charme und seine Überredungskunst in die maßgeblichen französischen Kreise hineingespielt und sich hierdurch das besondere Vertrauen Ribbentrops erworben hatte, war er sicherlich eine besonders fähige Persönlichkeit. Aber was war das nun für ein Mensch? Abetz sah, wie sich herausstellte, in den Engländern die „bösen" Leute, die den Krieg herbeigeführt hatten, während seine „guten" Franzosen nur widerwillig, unter Anwendung großer Bestechungsgelder und einiger anderer „schmutziger" Methoden in den Krieg gestürzt worden seien . . .

Abetz war zu mir von entwaffnender Offenheit. Er schilderte, wie er den Versuch gemacht hatte, das französische Kabinett zu bewegen, dem von London ausgeübten Druck auf Kriegseintritt entgegenzuarbeiten. Die Feindsage hat später behauptet, Abetz habe seinen Einfluß in Frankreich durch eine großzügige Verteilung von Schmiergeldern erzielt. Mir hat Abetz damals voller Stolz versichert, daß er seine französischen Freunde auf rein ideeller Basis gewonnen habe. Die Überzeugung, daß die Kriege zwischen Deutschland und Frankreich endlich aufhören müßten und eine deutsch-französische Verständigung notwendig sei, um der englischen Vorherrschaft in Europa und damit den ewigen Kriegen auf dem Kontinent ein Ende zu setzen – das war Abetz' Parole. Und er hatte, wie er mir glaubwürdig versicherte, für diesen Gedanken eine Reihe französischer Berufspolitiker gewonnen. Eine echte deutsch-französische Verständigung war sein Ziel.

Mit ebenso großer Offenheit erklärte Abetz mir jedoch, daß er daran zweifele, ob das auch Hitlers Ziel sei. Aber er hoffe, ihm diese Politik aufzwingen zu können, wenn er erst mal sähe, welche Möglichkeiten diese Politik eröffne. „Wenn Hitler nicht von einer krank-

haften Anglophilie besessen wäre, dann würde das alles anders und leichter sein."

Plötzlich schilderte er mir dann seine jetzige Kriegsaufgabe. Ribbentrop hatte ihm mit Einverständnis Hitlers die Feindpropaganda nach Frankreich übertragen. Damals war ich noch so sehr in diplomatische Vorstellungen befangen und zugleich deutschen Verhältnissen fremd geworden, daß ich nicht sofort begriff, welch große Bedeutung diese Aufgabe hatte. Ich konnte mich eines leichten Lächelns nicht enthalten, als er mir sagte: „Sie werden sehen, ich werde mit meiner Propaganda die französische Armee zerschlagen, bevor sie gegen uns zum Angriff antritt."

Nicht ohne Verblüffung fragte ich ihn daher: „Ja, wie wollen Sie denn das erreichen?"

Da setzte mir Abetz einen Plan zur Zermürbung der französischen Armee auseinander, der, was sofort zu erkennen war, in der Tat genial war und der, wie ich hervorheben möchte, vielleicht ebensoviel zum Sieg Hitlers über die französische Armee beigetragen hat, wie die rein militärischen Maßnahmen.

„Es kommt darauf an", so führte Abetz aus, „jeden Franzosen zum Defätisten in diesem Krieg zu machen. Ich werde nicht aufhören, ihnen zu predigen, daß sie ihre Knochen für England zu Markte tragen, daß England der Bösewicht ist, der Frankreich in den Krieg gezwungen hat, daß Hitler keinen Krieg gegen Frankreich will, daß Hitler Elsaß-Lothringen nicht zurück haben will, daß jeder Franzose ein Opfer des englischen Molochs ‚Kapital' ist, und daß es besser ist, wenn er zu Hause bleibt und nur die Narren kämpfen läßt. Tag und Nacht werde ich den Soldaten das ‚Parlez-moi d'amour' vorsingen lassen, damit sie begreifen, daß die Liebste zu Hause auf sie wartet, daß dieser sinnlose und verbrecherische Krieg mit ihren wahren Interessen nichts zu tun hat!" Und dann entwickelte mir Abetz, was er im einzelnen für Propaganda-Ideen hätte, wen er für die Aufgabe geworben hatte, wie er durch Rundfunk und Flugblätter auf dem Wege über die Schweiz und Holland, kurz und gut, mit welchen Mitteln er diese Ideen an jeden französischen Soldaten heranbringen werde. „Glauben Sie mir", so versicherte er mir, „ich kenne Frankreich wie meine Tasche. Wenn man an die Liebe appelliert, werden die Franzosen das Schießen vergessen." Ja, er meinte, es würde sogar möglich sein, durch diese Propaganda die französische Regierung zu stürzen und eine neue Regierung ans Ruder zu bringen, die sich mit Hitler verständigen werde, wobei Abetz immer von der Voraussetzung ausging: „Wir wollen ja nichts von Frankreich!"

Damals war ich tief beeindruckt von diesen merkwürdigen Ideen,

die mir einen völlig neuen Aspekt der Kriegführung eröffneten, an den ich bisher nicht gedacht hatte. Ich konnte nicht ahnen, daß mir eine ähnliche Aufgabe wie die Abetz' gegenüber Frankreich auf dem englischen Sektor erwachsen würde. Als wir nach mehrstündigem Spaziergang durch den Wald zum Sonderzug zurückkehrten, war Ribbentrop zurückgekommen.

Ribbentrop strahlte: „Sie haben uns eine außerordentlich wichtige Information gegeben", so erklärte er mir, „Sie bleiben von jetzt an unter meinem Schutz und bei mir!"

Hewel, den ich erst am nächsten Morgen wieder befragen konnte, bestätigte mir in der Tat, daß die Information über die Absichten der Engländer, soweit sie militärisch gewesen seien, als von Wichtigkeit angesehen worden wären und auch den vollen Glauben Hitlers gefunden haben, während er die politischen Schlußfolgerungen, so interessant er sie gefunden habe, abgelehnt hätte. „Wenn wir erst Polen niedergeworfen haben", so habe er zu Ribbentrop gesagt, „dann kommen die Engländer ganz von allein. Glauben Sie mir, ich weiß das besser als diese Fachleute!"

Ich habe nach einem ereignislosen Tag, der dazu benutzt wurde, um auf mehreren Umwegen das Hauptquartier nach Schlesien zu verlegen – was sich für uns darin bemerkbar machte, daß die Sonderzüge nach Oberschlesien rollten –, zum ersten Male seit Wochen wieder zwölf Stunden hintereinander durchgeschlafen, wozu nicht wenig die psychische Beruhigung über mein persönliches Schicksal ihr Teil beigetragen hat: Ich hatte mich ja seit Wochen in der Gefahr der Verhaftung durch Engländer und gleichzeitig der Entlassung befunden.

Nachdem das Hauptquartier nach Oberschlesien verlegt war, verblieb es dort einige Tage, die für mich äußerst kurzweilig verliefen, wohl weil ich mich sozusagen nur als Schlachtenbummler im Hauptquartier befand. Um so mehr interessierte ich mich natürlich für die Arbeitsweise meines neuen Chefs und die Funktionen, welche die verschiedenen Persönlichkeiten seiner Umgebung ausübten. Da ich das Vertrauen der meisten genoß bzw. nach kurzer Zeit gewonnen hatte – ich erinnere daran, daß ich ja die meisten Herren des Auswärtigen Amtes seit vielen Jahren kannte –, gelang es mir schnell, mir ein Bild von der Stellung und Bedeutung eines jeden einzelnen zu machen. Die Informationen, die ich so gewann, erwiesen sich sehr bald als von großem Nutzen, da ich es auf diese Weise lernte, das „Amtsklavier richtig zu spielen".

Das Überraschendste war für mich dabei die völlige Loslösung des Auswärtigen Amtes von dem sogenannten Führerkreis, d. h. von dem Kreis der Personen, die direkt mit Hitler in Berührung kamen. Allein

Walter Hewel war es, der sich ständig in der Umgebung Hitlers befand und, wie ich sehr bald heraushörte, dessen volles Vertrauen hatte. Infolgedessen war er als einziger dazu berufen, Informationen aus dem Munde des Führers direkt an Ribbentrop zu geben. Kein anderer Beamter hatte damals diese Stellung inne, und erst sehr viel später im Verlauf des Krieges kam es dazu, daß noch zwei weitere Personen des Amtes zu diesem Sonderdienst zugelassen wurden. Alle anderen aber, inklusive des Staatssekretärs, der Abteilungsdirektoren und der Botschafter, bekamen Hitler so gut wie niemals zu Gesicht, oder wenn doch, dann nur ganz ausnahmsweise in Gegenwart Ribbentrops, während sie im übrigen ausschließlich auf den Verkehr mit Ribbentrop angewiesen waren. Ribbentrop selbst machte Unterschiede und glaubte, besonders klug zu handeln, wenn er seine linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte tat. Er wünschte absolutes Stillschweigen über die mit ihm gepflogenen Verhandlungen von jedem Beteiligten. Diese Auflage wurde natürlich von den verschiedenen Persönlichkeiten sehr unterschiedlich innegehalten. Einige blieben absolut verschlossen, andere sprachen trotz des Verbots offen über ihre Erfahrungen – was sehr viel dazu beitrug, erkennen zu lassen, daß Ribbentrop keineswegs eine klare Haltung einnahm, sondern offenbar in seinen Ansichten außerordentlich schwankte und sich auch, je nach Geschick des Vortragenden, stark beeinflussen ließ. Daher lernte ich sehr bald, daß diese Informationen aus dem näheren Kreis Ribbentrops häufig recht unzuverlässig waren und keineswegs immer ein einwandfreies Bild von den tatsächlichen Vorgängen gaben. Das trug natürlich dazu bei, sein Ansehen in diesem Kreis zu vermindern, besonders, wenn er seinem Temperament die Zügel schießen ließ. Erst im Laufe der Zeit bildete sich bei dem Kreis der Personen, die er zur direkten Arbeit befahl, eine Art Vertrauensverhältnis, welches darin bestand, daß man sich gegenseitig möglichst über wichtige Vorgänge unterrichtete, um unangenehme Erfahrungen und Pannen nach Möglichkeit auszuschließen. Daß dies trotz entgegenstehender ausdrücklicher Verbote notwendig war, zeigt, wie schwierig die sachliche Arbeit gewesen ist.

Jedenfalls lernte ich es sehr schnell verstehen, warum gewisse Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes allmählich von einem geradezu fanatischen Haß auf ihren unmittelbaren Chef erfüllt waren, einem Haß, der dann auch später in Memoiren und Aussagen sehr deutlich zum Ausdruck gekommen ist. Das Ganze war eine Nervenmühle, wie man sie sich aufreibender nicht denken konnte, um so mehr, als auch Ribbentrop dazu übergegangen war, sich die Gewohnheiten Hitlers zu eigen zu machen. Er ging also auch erst morgens zwischen drei

und vier Uhr zu Bett, so daß die Arbeitszeiten vom Tag auf die Nacht verschoben wurden. Das kollidierte selbstverständlich wieder mit den normalen Arbeitszeiten der militärischen Stäbe, so daß allein aus diesem Grund sich laufend eine Art technischer Friktion zwischen Politik und Kriegführung ergab. Für die Verbindungsmänner bedeutete ein derartiger Zustand jedenfalls eine ebenso ungewöhnliche wie auf die Dauer untragbare Belastung, die viel zu der unangenehmen Spannung beitrug, die man ständig im sogenannten Feldquartier feststellen konnte.

Daher ist es gewiß zu verstehen, daß ich unter diesen Umständen das Bedürfnis fühlte, einwandfrei unterrichtet zu sein. Ohne genaue Informationen über das, was Hitler wollte, war man überhaupt nicht im Bilde darüber, was sich täglich abspielte. Aus diesem Bedürfnis, zu wissen, was „er" dachte, ergaben sich meine zahlreichen Gespräche und später meine aufrichtige Zuneigung zu Hewel, der seinerseits ebenfalls ein besonderes Vertrauen zu mir faßte und eine Reihe von Angelegenheiten mit mir besprach, die er mit anderen mit Sicherheit nicht besprochen hat. Ich konnte dabei feststellen, daß er absolut zuverlässig war, nie etwas verschwieg und tatsächlich die Dinge so genau wiedergab, als überhaupt zu erwarten war.

Hier in Oberschlesien hatte ich daher auch die erste Gelegenheit, mich im einzelnen darüber zu informieren, was sich in Berlin während meiner letzten Londoner Tage abgespielt hatte. Was ich in vorhergehenden Kapiteln über die sachlichen Vorgänge und Absichten der einzelnen Persönlichkeiten bei Kriegsausbruch geschildert habe, beruht auf Gesprächen und Informationen, die mir Hewel hier in Oberschlesien gegeben hat.

Allerdings beschränkten sich Hewels Mitteilungen nicht allein darauf; wir führten vielmehr auch mehrere eingehende Gespräche über die weiteren Absichten Hitlers. Aus den vielen Antworten auf meine Fragen ist mir daher sehr deutlich die Anfangseinstellung Hitlers zu den wichtigsten Punkten der Kriegführung in Erinnerung geblieben.

Nach den mir gemachten Mitteilungen hat Hitler mit Sicherheit ursprünglich geglaubt, es würde ihm möglich sein, den Krieg gegen Polen zu isolieren und nach einer siegreichen Beendigung des Polenfeldzuges sich mit den Westmächten wieder zu verständigen. Hitler war fest davon überzeugt, eine Wiederverständigung mit den Engländern müsse möglich sein, und lehnte jeden anderslautenden Bericht ab. Er war hauptsächlich daran interessiert, daß Frankreich während des Polenfeldzuges ruhig blieb, damit er dort nicht zum Gegenangriff gezwungen würde. Dabei war sein Kalkül durchaus nicht nur von militärischen Erfordernissen gelenkt. Er dachte auch hier, wie ich zu

meiner Verwunderung erfahren mußte, rein politisch. Er hatte die Vorstellung, es sei möglich, sich mit Frankreich zu verständigen, solange es nicht zu größeren Kampfhandlungen gekommen sei. Das gleiche setzte er für England voraus. Eine Reihe von militärischen Befehlen, die damals gegeben wurden, wie z. B. für die Kriegführung der Marine, für das Überfliegen englischen Gebiets, für Einflüge nach Frankreich und ähnliches, waren nur daraus zu erklären, daß er unter allen Umständen verhindern wollte, daß Kampfhandlungen irgendwelcher Art einer etwaigen Eröffnung des diplomatischen Spiels um den Frieden entgegenstünden.

Die Motive für dieses Verhalten gab mir Hewel ganz eindeutig. „Hitler will", so erklärte er mir, „sich mit den Engländern wieder verständigen und will es ihnen so leicht wie möglich machen. Er ist auch bereit, die von Ihnen, Herr Hesse, begonnenen Gespräche fortzusetzen, sobald sich hierfür eine Chance bietet, nur will er einige der Dinge anders formulieren. Hitler wird jedoch niemals auf die freie Hand in Ost-Europa verzichten, weil er überzeugt davon ist, daß er in dem Augenblick, in dem er dies den Engländern konzediert, keine Möglichkeit zu dem großen Feldzug gegen Rußland erhält. Es hält es für völlig ausgeschlossen, daß er bei einer Bindung an die Engländer von diesen die Zustimmung dazu erhält, daß er gegen Rußland losschlägt. Das ist einer der Gründe, warum er sich mit den Engländern nicht so eng liieren will."

Auf den Einwand meinerseits, welchen Sinn denn dann der russische Pakt habe, wenn Hitler seine Absicht, einen Feldzug gegen die Sowjet-Union zu führen, nicht aufgegeben habe, erwiderte mir Hewel, daß der russische Pakt, von Hitler aus gesehen, nur den Zweck verfolgt habe, England zur Neutralität zu zwingen. Nachdem dies mißlungen sei, denke Hitler nicht daran, diesen Pakt zu halten; er sei empört über die ungeheuren russischen Landforderungen und habe nur blutenden Herzens das Baltikum preisgegeben ...

Ich nahm derartige Erklärungen angesichts der Tatsache, daß die Tinte unter dem Moskauer Pakt ja noch nicht trocken war, mit Erstaunen auf. Man wird aber begreifen, daß ich mich um so mehr dafür interessierte, welche Stellung denn Ribbentrop zu dieser Einstellung Hitlers einnähme. Ich setzte Hewel auseinander, daß Ribbentrop nach dem Abschluß des Moskauer Paktes doch kaum der geeignete Mann sein würde, um mit den Engländern über eine Wiederannäherung zu verhandeln, und schilderte ihm, in wie hohem Maße man in England den Vertrag mit den Sowjets als eine erstklassige Perfidie Ribbentrops ansähe.

Darauf erhielt ich die verblüffende Erklärung: „Ribbentrop", so

sagte Hewel, „spielt bei den Entscheidungen Hitlers überhaupt keine Rolle. Er betrachtet ihn lediglich als eine Art wohlinformierten Sekretär, der seine Befehle auszuführen hat. Wenn er sich für seine Aufgabe als ungeeignet erweist, wird er ihn jederzeit entlassen. Er ist keineswegs in Gnade und wird von Hitler nur deswegen gehalten, weil er so getreulich jeden Befehl ausführt und jede Propagandaanweisung sklavisch wiederholt. So z. B. spielt Hitler das englische Spiel auch keineswegs über Ribbentrop oder das Auswärtige Amt allein; er hat hierfür auch noch jemand anderen, nämlich Albrecht Haushofer, der durch den Danziger Völkerbundskommissar enge Fühlung mit den Engländern hält."

Jedenfalls war das der Hintergrund, der Ribbentrop auf Weisung Hitlers veranlaßt hat, in seiner Danziger Rede nach Abschluß des Polenfeldzuges eine Andeutung zu machen, die den Engländern Verhandlungen über einen Friedensschluß anbot.

Das Echo auf diese Erklärung war bekanntlich gleich Null. Die Engländer stellten sich taub, und sämtliche Versuche, durch Mittelsmänner oder Neutrale ein Echo zu erhalten, verliefen völlig ergebnislos. Trotzdem blieben diese Worte eine Zeitlang von einer gewissen Bedeutung, denn Hitler gab sich nicht so leicht geschlagen. Immer wieder griff er die Tatsache auf, daß er den Engländern die Verständigung bereits einmal angeboten habe, daß sie aber darauf nicht reagiert hätten. Und die Tatsache, daß später für alle Propaganda-Publikationen der Befehl gegeben wurde, immer wieder zu unterstreichen, daß Hitler vor, während und nach dem Polenfeldzug den Engländern die Verständigung angeboten habe, ist auf diesen einen Satz der Danziger Rede zurückzuführen, um dessentwillen allein die Rede gehalten worden war.

Doch das war später. Ich kehrte nach einigen Tagen nach Berlin zurück, erhielt dort die Weisung, mein Büro in der Wilhelmstraße 63, der sogenannten Dienststelle Ribbentrop*, aufzuschlagen, und erhielt die Ermächtigung, mir alles Material über England geben zu lassen und mir die englischen Zeitungen laufend zu bestellen. Ich habe sie tatsächlich von da an bis zum Kriegsende, oft auf den merkwürdigsten Wegen, zu lesen bekommen. Sie informierten in ihrer Gesamtheit viel

* Die Dienststelle Ribbentrop ist in der Literatur zu einem wahren Monstrum ausgewachsen. Sie bestand in Wirklichkeit immer nur aus ganz wenigen Personen und hat, die Sekretärinnen ungerechnet, die Kopfzahl von 12 aktiv tätigen Personen wohl nie überschritten. Es handelte sich im allgemeinen um zwei Gruppen von Personen: um ältere Herren, denen verantwortliche Aufgaben übertragen wurden, und um jüngere, die die Rolle von Adjutanten und Botengängern übernahmen. Es handelte sich also um einen kleinen, sehr sorgfältig ausgewählten Stab, der beschränkte Sonderaufgaben im Auftrag Hitlers ausführte. Die Dienststelle Ribbentrop war eine Abteilung der Reichskanzlei, nicht der Partei.

besser als das meist aus dunkler Quelle stammende „Nachrichtenmaterial". Im übrigen hörte ich mehrere Wochen nichts mehr von Ribbentrop. Nachdem das Echo auf das Danziger Angebot ausgeblieben war, war für Hitler die Englandfrage nicht mehr interessant, und daher wurde Ribbentrop, und damit auch ich, nicht mehr mit ihr befaßt.

Über die Vorgänge, die sich bei Abschluß des Polenfeldzuges abspielten – das Eingreifen Stalins, den zweiten Moskauer Flug Ribbentrops und die anderen damit zusammenhängenden Ereignisse –, habe ich nichts Besonderes erfahren, diese Dinge spielten sich außerhalb meiner Sphäre ab.

Immerhin hatte ich Gelegenheit, Ribbentrop kurz vor seinem zweiten Abflug nach Moskau zu sprechen. Er war keineswegs entzückt davon, ein zweites Mal nach Moskau fliegen zu müssen, und sah die Lage als überaus ernst an. „Die Russen haben uns", so sagte er, „da eine schöne Suppe eingebrockt. Sie sind, ohne uns vorher ein Wort zu sagen, einfach auch in Polen einmarschiert. Jetzt muß ich mich beeilen, damit es kein Unglück gibt und die beiden Armeen nicht gegeneinander anrennen. Das könnte den Engländern so passen, daß es dazu kommt; wir werden uns in Berlin dann weiter sprechen."*

Nach Abschluß des Polenfeldzuges setzte Dr. Goebbels seinen Kampf gegen Ribbentrop fort, und ich erhielt daher auch eine Mitteilung von der Berliner Schrifttumskammer, in der man mir schwarz auf weiß erklärte, daß ich auf Grund des § 19,2 des Schriftleitergesetzes als Volksschädling von der Liste der Schriftleiter gestrichen war. Diese Maßnahme Goebbels' war darauf zurückzuführen, daß noch eine weitere Anzahl Journalisten inzwischen in den Dienst des Auswärtigen Amtes getreten waren, nachdem ihre Auslandstätigkeit aufgehört hatte. Um eine weitere Flucht seiner „Schäfchen" in das feindliche Lager zu verhindern, hielt Goebbels eine drastische Maßnahme für notwendig, die darin bestand, daß er über die „flüchtigen Journalisten" Berufsverbot verhängte. Ich hatte als einziger den besonderen Eselstritt des Ausschlusses auf Grund des § 19,2 erhalten. Erst dieses Schreiben brachte mich wieder mit Ribbentrop in Berührung. Ich verfehlte selbstverständlich nicht, ihm von dem Vorgang Kenntnis zu geben, und unterrichtete auch Hewel von dem Vorfall. Ribbentrop fühlte sich um so mehr veranlaßt, mich formell ins Auswärtige Amt einzuberufen und mir eine Beamtenstelle zuzusagen.

Dieses Ereignis hatte auch noch eine weitere Folge. Ribbentrop fand bei diesen Besprechungen, daß ich durch die Beobachtung der

* Ähnliche Äußerungen machte Ribbentrop am 18. September 1939 auch gegenüber dem Dolmetscher Schmidt, s. „Statist auf diplomatischer Bühne", S. 469.

Nachrichten nicht genügend ausgenutzt sei, und forderte mich auf, mich bei seinem neuernannten Unterstaatssekretär für die Propaganda, Habicht, zu melden. Habicht, der ein alter Parteigenosse war, ist bekanntlich für den Dollfuß-Putsch verantwortlich gemacht worden, da die Behandlung der österreichischen Aufstandsbewegung seinerzeit ihm unterstand. Auf das Mißglücken des Aufstandes hin und den „versehentlichen" Mord an Dollfuß, war er jedoch in Ungnade gefallen und hatte einen kleinen Bürgermeisterposten in Mitteldeutschland erhalten. Im Polenfeldzug hatte er sich als Offizier bewährt und war verwundet worden. Daraufhin war er bei Hitler wieder in Gnade gekommen und war Ribbentrop als Berater für alle Fragen der Feindpropaganda zugeteilt worden.

Ich erwartete, einem fanatischen Revolutionär, einem Konspirator und blutigen Gewaltmenschen zu begegnen. Statt dessen traf ich in Habicht einen kleinen, bescheidenen, offensichtlich auch anständigen Mann, der vielleicht in kleinen Intrigen ein Geschick besaß, aber weder das Format noch die Fähigkeit hatte, größere Komplexe richtig zu übersehen. Er war ein kleiner Bürokrat mit sichtlich gutem Willen und völligem Mangel an Verständnis für die ihm übertragene Aufgabe, der hilflos jedem Sachverständigen ausgeliefert war, der ihm gegenübertrat. Und so verfiel Habicht auch auf den Ausweg, zur Steuerung der Propaganda nach England ein Komitee zu gründen, in dem der Versuch gemacht werden sollte, alle Sachverständigen für die Englandfragen zusammenzuholen, und zwar sollten nicht nur die ständigen Herren der Ministerien, sondern auch eine Reihe anderer Persönlichkeiten zugezogen werden. Auf Weisung von Ribbentrop übertrug er mir die Aufgabe eines Sekretärs dieses Komitees, das praktisch seit seiner Einsetzung im Jahre 1940 dann bis zum Ende des Krieges in Form eines inter-ministeriellen Komitees von mir geleitet worden ist.

Als das Komitee zum ersten Male zusammentrat, war nicht vorauszusehen, daß es ein derartig langes Leben haben würde. Es gab unter Ribbentrops Vorsitz eine lange, Stunden währende Sitzung über die Frage, unter welchen Gesichtspunkten man Propaganda nach England treiben und auf welche Weise man den Engländern einen Friedensschluß mit Hitler plausibel machen sollte. Die Weisung Hitlers, die wir für die Sitzung erhielten, lautete: „Der Führer wünscht zu wissen, auf welche Weise man die Engländer davon überzeugen kann, daß sie mit ihm Frieden schließen müssen."

In der Tat habe ich in der Folgezeit den Versuch gemacht, die Vertreter der verschiedenen Ministerien unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Information zu einem wöchentlichen Zusammentreffen zu

bewegen, ein Gedanke, der sich als lebensfähig erwies und dazu führte, daß jedenfalls die England-Referenten die beteiligten Ministerien den ganzen Krieg über wenigstens auf ihrem Sektor einwandfrei unterrichtet hielten. Wie nüchtern dabei im allgemeinen die Dinge in diesem Komitee angesehen wurden, geht daraus hervor, daß ich während des Krieges mehrfach Schwierigkeiten bekam, weil Mitglieder des Komitees auf Grund ihrer Information „defätistischer" Gesinnung verdächtigt wurden. Auch nach dem Kriege bestätigte mir einer der Teilnehmer, „daß wir ja der reinste Defätisten-Klub gewesen wären". Sachlich muß ich das bestreiten, aber es war wohl so, daß eine nüchterne Betrachtung der Erfolgschancen bereits sehr frühzeitig im Krieg zu einem ganz anderen Urteil führte, als dies der offiziellen Version entsprach. Es ist dabei interessant festzustellen, daß dieses „Dämpfen" und „Desillusionieren", das unsere Aufgabe war, von denjenigen Stellen, welche die Propaganda auszuführen hatten, durchaus geschätzt wurde, weil das die Zuverlässigkeit der Information gewährleistete. Bemerkenswerterweise ist mir von englischer Seite nach dem Krieg der Vorwurf gemacht worden, daß ich gerade durch diese nüchterne Korrektur des amtlichen Optimismus der deutschen Feindpropaganda nach England einen realistischen Zug gegeben und daß sie gerade dadurch mitunter Erfolge zu verzeichnen gehabt hätte. Daß wir uns nur von sachlichen Gesichtspunkten leiten ließen, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.

In diese Zeit fiel der erste Besuch, den mir Albrecht Haushofer in meiner neuen Dienststelle machte. Er begrüßte mich wie einen alten Mitverschworenen. Obwohl ich ihn seit mindestens einem Jahr nicht mehr gesprochen hatte, nahm er es als selbstverständlich an, daß ich Hitler und dem nationalsozialistischen Regime gegenüber sehr kritisch eingestellt sei und daß ich auch die Schwächen meines Chefs richtig erkannt hätte.

Haushofer stimmte völlig mit meiner Ansicht überein, nämlich daß, nachdem einmal die Würfel gefallen seien, der Kampf von den Engländern bis zum bitteren Ende durchgefochten werden würde und es für Hitler keinerlei Chance für eine Verständigung gäbe. Haushofer war aber auch in der Beurteilung der deutschen innerpolitischen Lage ganz der gleichen Ansicht wie ich, daß die patriotische Zwangslage, in der sich alle guten Deutschen befanden, der Terror der Gestapo und die Unentschlossenheit der politisch subalternen Generale es als ausgeschlossen erscheinen ließen, daß irgendeine Aktion von innen her das Hitler-Regime während des Krieges stürzen würde.

An diese erste Unterredung habe ich oft denken müssen, weil sie mit Präzision und Schärfe die Probleme umriß, denen wir in bezug auf

unsere Westpolitik gegenüberstanden und die den ganzen Krieg über konstant blieben. Nicht zuletzt aus dem Grunde, weil es für Engländer, Franzosen und später Amerikaner grundsätzlich um die Vernichtung der deutschen Macht ging, wobei es erst recht keinerlei Kompromiß mit einer von Militärs geleiteten Opposition gab, die ja den deutschen Machtanspruch sozusagen traditionell durch ihre Namen personifizierte.

Haushofer schilderte mir im weiteren Verlaufe des Gesprächs die mehrfachen Bemühungen, die Hitler gemacht hatte, nach der Beendigung des Polenfeldzuges im Westen loszuschlagen. Dabei bestätigte er mir das, was ich aus den Besprechungen mit Oberst Liss bereits wußte: daß Hitler den Polenfeldzug keineswegs vorbereitet begonnen hatte; daß die Armee schwerste Mängel in bezug auf schwere Panzer, schwere Artillerie und in der Motorisierung aufwies und daß es noch Monate dauern würde, bis diese Mängel abgestellt sein würden. Auf meine Frage, wie sich denn Hitler den Feldzug gegen den Westen ohne die entsprechende Ausrüstung der Luftwaffe, der Artillerie und der Panzer vorstelle, erwiderte mir Haushofer, Hitler vertraue auch hier wieder auf sein Glück und sehe die Bedenken der Generale für unbegründet an. Haushofer war der erste, der mir damals angekündigt hat, daß Hitler eines Tages die militärische Führung selbst übernehmen und Brauchitsch und Rundstedt ausschalten werde, eine Perspektive, die mich mit bösen Ahnungen erfüllte.

Einige Tage später suchte mich Hewel auf, der anläßlich einer belanglosen Aktennotiz über die Rede irgendeines englischen Politikers von mir noch einmal grundsätzlich zu wissen wünschte, wie ich die englische Lage beurteilte. Interessanterweise bestätigte er mir, daß Hitler schwerste Konflikte mit Halder und Brauchitsch habe und vor Ungeduld brenne, im Westen loszuschlagen. Er wünsche, so erklärte mir Hewel, nunmehr die Franzosen zu besiegen, bevor die Engländer ihr Expeditionskorps entsenden könnten. Nach wie vor sei er nämlich der Überzeugung, daß er es nicht zu ernsten kriegerischen Handlungen mit den Engländern kommen lassen dürfe. Solche Handlungen würden nach Hitlers Ansicht den furor teutonicus bei den Engländern wecken und dann einen Kampf bis zum letzten unvermeidlich machen.

Meine ironische Feststellung, der Kampf sei doch nach allem, was man gehört habe, unvermeidlich, und nur eine eklatante Niederlage könne die Engländer zum Nachgeben zwingen, veranlaßte Hewel, mich davor zu warnen, diese Ansicht allzu deutlich zu sagen, da Hitler in diesem Punkt ganz anderer Meinung sei.

Ribbentrop, der mehrfach schlechte Erfahrungen gemacht hatte,

wenn er Hitler unverblümt die Wahrheit sagte, diktierte deshalb meine Aktennotizen so um, daß ich sie, als ich sie von Hewel mit dem üblichen „Hemdchen“ versehen wiedererhielt, nicht wiedererkannte. Ich entsann mich des alten Satzes, daß nur der Bestinformierte in der Lage sei, in einem Krieg zu siegen, und konnte nicht umhin, aus diesen Dingen meine Schlußfolgerungen für mich privat zu ziehen. Daß ich im übrigen nichts gegen diese Dinge tun konnte, wurde mir sehr schnell klar, wenn ich mit meinen alten Freunden sprach. Bereits der Sieg über Polen hatte Hitler einen Nimbus verliehen, der ihn praktisch unangreifbar machte ...

Wenige Tage nach dem Besuch Haushofers, etwa Anfang Dezember 1939, erhielt ich zum ersten Male eine Information, die es als wahrscheinlich erscheinen ließ, daß die skandinavischen Staaten in irgendeiner Form in den Krieg einbezogen würden. Alfred Rosenberg hatte Verbindung mit Vidkun Quisling aufgenommen, der einma Kriegsminister in Norwegen gewesen war. Ressortmäßig ging diese Angelegenheit also das Auswärtige Amt nichts an. Ribbentrop wurde daher auch nur sehr flüchtig über das, was Rosenberg und Quisling Hitler vortrugen, unterrichtet*. Erst einer gelegentlichen Bemerkung Hewels, der Führer interessiere sich besonders für diese norwegischen Nachrichten, konnte ich entnehmen, worum es sich eigentlich handelte. Das vorgetragene Material erschien mir derart phantastisch, daß ich, als Hewel mir mündlich Aufschluß über angebliche Sonderpläne der Engländer in Norwegen gegeben hatte, diese für höchst zweifelhaft hielt. Damals bin ich sogar der Auffassung gewesen, es handele sich um eine Falle, in die wir aus irgendwelchen Gründen hineingelockt werden sollten. Ich könnte mir, so erklärte ich ihm, sehr gut vorstellen, daß die Engländer uns bei einer Landung in Norwegen eine Schlappe versetzen würden, die sich dann weidlich gegen uns ausnutzen ließe. Hewel versicherte mir jedoch, daß ich mich irre und das von Quisling vorgetragene Material völlig einwandfrei wäre; er versprach mir, wenn ich Ribbentrop hiervon nichts wissen ließe, mir die Denkschrift Quislings, die er dem Führer unterbreitet habe, zugänglich zu machen.

Diese Denkschrift bekam ich dann einige Tage später von Hewel

---

* Die von mir gegebene Darstellung wird bestätigt durch Allan Bullock a.a.O., Seite 528–530. Auch das in England erschienene Werk von T. K. Derry, „The Campaign in Norway“, London 1952, bestätigt die Tatsache, daß die Alliierten in Norwegen landen wollten. Das Buch irrt nur in einem Punkte. Wir waren sehr genau über die englischen Pläne unterrichtet, und Hitler war infolgedessen in der Lage, rechtzeitig einzugreifen. Quisling verstand die militärischen Dinge im übrigen in besonders hohem Grade, da er selber früher Generalstabsoffizier gewesen war.

zu lesen, d. h. er kam damit in mein Büro, ich durfte sie durchlesen, dann steckte er sie wieder ein und nahm sie mit, so daß ich also nur einige Minuten, wenn auch in aller Ruhe, sie studieren konnte. Das Material, das Quisling damals vorgetragen hat, ist meiner Erinnerung nach voll beweiskräftig gewesen. Er als einstiger norwegischer Kriegsminister mußte ja schließlich wissen, was man sowohl in Norwegen als auch in England vorhatte. Im Gegensatz zu seinen Landsleuten glaubte Quisling daran, daß Hitler siegen würde, und es war sehr wohl zu verstehen, daß er dieses Material Hitler zugänglich machte. Ich entsinne mich, daß es mich in meiner Ansicht völlig umstimmte und ich Hewel recht geben mußte. Dieses Material bewies einwandfrei, daß die Engländer bei passender Gelegenheit in Zusammenarbeit mit der norwegischen Regierung einen Stützpunkt schaffen wollten, um von der norwegischen Küste aus die Ostsee abzuriegeln und Deutschland an dem weiteren Bezug der Erze von Narvik zu hindern. Allerdings ging aus dem Material nicht hervor, wann dieser Schlag erfolgen sollte. Es war aber klar, daß er früher oder später kommen würde. Es ist selbstverständlich, daß ein Nachrichtendienst, der auf einer so sorgfältigen Unterrichtung wie der durch den ehemaligen Kriegsminister des fremden Landes basiert, es nicht schwer hatte, die Dinge so zu beobachten, daß ein rechtzeitiges Eingreifen möglich war, um das Prävenire zu spielen.

Daher war ich nicht überrascht, als viele Monate später, nämlich kurz vor dem tatsächlichen Einfall in Norwegen, Hewel mir erneut Material zur Kenntnis brachte, diesmal mit Zustimmung Ribbentrops, in dem erneut von englischen Einfallsabsichten gesprochen wurde. Das Material stammte diesmal von Canaris und wurde uns zur Begutachtung gegeben. Das fand ich an und für sich überflüssig, nachdem ich das Material studiert hatte, da es ganz einwandfrei war. Es dokumentierte die englischen Landungsabsichten so eindeutig, daß es nur eins gab: entweder war das gesamte Material echt, oder es war falsch! Als solches war es aber völlig schlüssig und bewies eindeutig, daß die von Quisling vorausgesagte Invasion der Engländer unmittelbar bevorstand.

Die erwähnten Berichte Quislings hatten im übrigen einen verhängnisvollen Einfluß auf die Entscheidungen Hitlers. Sie warfen nämlich das Problem der Neutralität der kleinen, an Deutschlands Grenzen gelegenen Staaten, auf. Denn wenn die Engländer die Neutralität der skandinavischen Staaten nicht achteten, was lag näher, als anzunehmen, daß auch die Neutralität Belgiens und Hollands in gleicher Weise gefährdet sein würden, falls dies im Interesse der Westmächte liegen sollte? In der Tat ist durch diese Berichte Hitlers Auf-

merksamkeit auf die angebliche Gefährdung Belgiens und Hollands gerichtet worden, wobei ich es dahingestellt sein lasse, wie weit dies nicht auch durch andere Ereignisse hätte geschehen können. Aber man wird verstehen, daß, nachdem einmal der überzeugende Beweis für eine bevorstehende Neutralitätsverletzung der Engländer in Skandinavien vorlag, sich der Gedanke aufdrängen mußte, eine entsprechende Aktion könne auch in Holland oder Belgien erfolgen. Jedenfalls hätte Hitler so gedacht.

Mir ist dies deshalb in Erinnerung, weil ich genau wie im Falle Norwegens auch im Falle Hollands und Belgiens um ein Gutachten ersucht worden bin, ob die Engländer in Holland zu landen oder die Neutralität Belgiens und Hollands auf andere Weise zu verletzen beabsichtigten. Anlaß zu dieser Fragestellung gab die Tatsache, daß englische Flugzeuge wiederholt bei ihren Einflügen nach Deutschland über holländisches und belgisches Gebiet einflogen, ohne daß die Niederländer mehr als einen platonischen Protest in London einlegten.

Ich habe entsprechend dem mir vorgelegten Material damals ein Gutachten verfaßt, in welchem ich darauf hinwies, daß irgendwelche Anzeichen für eine größere Aktion der Engländer in diesen beiden Ländern nicht vorlägen. Weiter versuchte ich, nach Möglichkeit den Neutralitätswillen der holländischen Königin und des Königs von Belgien zu unterstreichen. Das hatte später unter anderem einen Befehl Hitlers zur Folge, in dem er eine sorgfältige Schonung der holländischen und belgischen Königsfamilien und auch der Bevölkerung der beiden Länder anbefahl. In der Sache selbst entschied er sich jedoch anders. Nach den Mitteilungen, die mir Hewel darüber machte, erklärte Hitler: Der Bericht schildere die Lage zweifellos richtig, aber es sei lächerlich, sich einzubilden, daß es auf die Haltung der Holländer und Belgier ankäme. Wenn Not am Mann sei, würden sich die Engländer und Franzosen den Teufel um die belgische und die holländische Neutralität kümmern.

Daß daher der Verlauf des Norwegenunternehmens und der Einsatzpunkt des Westfeldzuges für mich keine Überraschungen bedeuteten, ist wohl ohne weiteres zu begreifen.

Diese Gelegenheit muß ich benutzen, um auch einige Worte über die Einstellung Weizsäckers und seines Kreises zu sagen. Ich hatte ursprünglich erwartet, daß ich bei meiner Arbeit im Auswärtigen Amt Verständnis, Hilfe und Förderung bei Weizsäcker finden würde, da Weizsäcker wissen mußte, daß ich seit vielen Jahren der Vertraute Bernhard Wilhelm v. Bülows, seines Vorgängers, gewesen war und ich niemals und bei keiner Gelegenheit dieses Vertrauen mißbraucht hatte. Die wenigen Unterredungen, die ich mit Weizsäcker hatte, zeig-

ten mir jedoch, daß ich alle derartigen Hoffnungen begraben mußte. Ob er mir nicht traute, was ich nicht begriff, oder ob er tatsächlich ein so schlechtes Urteil hatte, daß er völlig abwegige Ansichten über die Lage äußerte, muß ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls kam ich zu der Anschauung, daß er der Lage in keiner Weise gewachsen war und sich in eine fixe Idee festgerannt hatte, wie ja auch Weizsäcker und sein Kreis von einer unbegreiflichen Englandfreundlichkeit waren. Weizsäcker und die hinter ihm stehenden Persönlichkeiten* – wobei ich annehme, daß dies ursprünglich auch Beck war – huldigten der Anschauung, daß zwar für die Angelsachsen mit Hitler keine Verständigung möglich sein würde, daß sie, die konservativen, christlichen und gemäßigten Kreise, aber auf eine solche Verständigung rechnen könnten!

Was für ein tragischer Irrtum!

Begriff denn niemand in Berlin, daß es für die Angelsachsen vollkommen gleichgültig war, wer in Deutchsland regierte? Daß die einfache Tatsache, daß Deutschland zur größten Macht des Kontinents aufgestiegen war, für Angelsachsen und Franzosen ausreichen mußte, ihnen auf Grund ihrer vorgefaßten Konzeption den Kampf aufzuzwingen**?

Umgekehrt verstand auch niemand, daß die Opposition in Deutschland den Frieden nur hätte haben können, wenn sie auf einen großen Teil, ja wenn nicht auf alles, was Hitler erzielt hatte, verzichette, und daß auch dann eine Wiedererrichtung des gesamten Versailler Systems zu erwarten war. Das zu akzeptieren waren jedoch Beck, Goerdeler und die vielen anderen Oppositionellen nicht bereit! Sie glaubten nach einem Sturz des Hitler-Regimes diesen Demütigungen entgehen zu können. Gerade das entzog ihnen aber bei den in England maßgebenden Kreisen den Kredit. Ich war schon damals davon überzeugt, daß erst nach einem langen und blutigen Krieg auch in den Westländern die Einsicht gewonnen werden würde, man müsse Deutschland ebenfalls Gleichberechtigung, Freiheit und Lebensraum gewähren, daß

* Es handelt sich hierbei um eine Reihe von Marineoffizieren und früheren Marineoffizieren, insbesondere auch Canaris, sowie natürlicherweise um die Herren des Ministerbüros.

** Die vorgefaßte Konzeption der Engländer und Amerikaner finde ich insbesondere in dem Buch von Sir Halford J. Mackinder, „Democratic Ideals and Reality", London 1919, vertreten. Seine Lehre vom Herzland sowie die des Admirals Mahan haben zu dem völligen Mißverständnis der Politik der Kontinentalmächte geführt, ohne die man die englische und die amerikanische Politik in diesem Jahrhundert nicht verstehen kann. Es sind insbesondere diese Gedanken gewesen, auf Grund derer die Angelsachsen im Interesse ihrer Sicherheit Deutschland zerschlagen zu müssen glaubten. Da man keine Hegemonialmacht dulden könne, ohne sich selbst zu gefährden.

aber bis dahin die Aussichten jeder Verständigung und jedes Friedensfühlers, für wen auch immer, ohne Erfolg sein würden. Ich entsinne mich, daß ich das verschiedentlich Weizsäcker gesagt habe; verstanden hat er mich aber nicht. Er sah in meinen Anschauungen lediglich den bösen Willen, koste es, was es wolle, den Krieg bis zur Neige auszukosten, und nicht die bittere Erkenntnis der nackten Wahrheit.

Die Ereignisse in Norwegen und der Beginn des Westfeldzuges hatten den Sturz der bisherigen Regierung Chamberlain zur Folge. Chamberlain blieb zwar noch formell im Kabinett, aber die Rolle des Ersten übernahm von da ab der Mann, der für die englische Kriegspolitik in erster Linie verantwortlich war, Winston Churchill, bis dahin Erster Lord der Admiralität, d. h. also, Marineminister.

Selbstverständlich machte dieser Wechsel auch auf Hitler und Ribbentrop einen beträchtlichen Eindruck. Obwohl alles Interesse auf die kriegerischen Ereignisse gerichtet war, erhielt ich den Auftrag, einen eingehenden Bericht über den Vorgang zu verfassen, der mir mit entsprechenden Rückäußerungen sowohl von Ribbentrop wie auch von Hitler wieder vorgelegt worden ist. Ich war und bin der Ansicht, daß Churchill damals mit einem ungeheuren Geschick, das er sehr oft in schwierigen Lagen entfaltet hat, den von ihm zu verantwortenden Mißerfolg in Norwegen, der sehr leicht zu seiner Ausbootung hätte führen können, in einen Angriff gegen Chamberlain umgemünzt hat, um auf diese Weise dieser letzten vielleicht noch deutschfreundlichen Gruppe zuvorzukommen. Das waren alte Feindschaften, die hier ausgetragen wurden, denen sich der schwerkranke und im Innern auch wohl gebrochene Chamberlain nicht mehr gewachsen gezeigt hat.

Mit Churchill übernahm die stärkste politische Figur in England die Leitung des Krieges. Daher war es mir von vornherein klar, daß von nun an die Aussichten auf eine Verständigung mit England gleich Null sein würden. Ich hatte Churchills Tätigkeit in England 5½ Jahre hindurch auf das genaueste beobachten können, hatte ihn und seine Familie auch persönlich kennengelernt und kannte so viele Persönlichkeiten aus seinem Kreise, daß es mir völlig eindeutig erschien: dieser Mann würde mit Hitler keinen Frieden schließen. Mit anderen Persönlichkeiten in Deutschland würde er erst dann reden, wenn dieses am Boden lag. Ich sah also, da mir ja die Absichten Hitlers in bezug auf England bekannt waren, in der Premierministerschaft Churchills das Zeichen, daß nunmehr der Kampf bis aufs Messer bevorstünde, den mir auch Sir Horace Wilson prophezeit hatte. Mit aller Sorgfalt habe ich mich daher bemüht, in meiner Notiz klarzulegen, was Churchill für Hitler und seine Politik bedeutete.

Hitler nahm diese Dinge verhältnismäßig ruhig auf, ja, er erklärte

sich sogar befriedigt darüber, daß Churchill nunmehr in das volle Rampenlicht der Öffentlichkeit getreten sei. „Es ist vielleicht gut so", erklärte er, „daß der Mann, der für den Krieg der Engländer gegen mich verantwortlich ist, nunmehr offiziell auch die volle Verantwortung für den Krieg trägt. Um so mehr hoffe ich, daß es eines Tages einmal möglich sein wird, sich mit diesem Mann zu verständigen. Wenn uns das gelingt, dann werden wir in ihm einen wirklich guten und zuverlässigen Freund haben."

Hitler gab sich also auch hier trotz aller Warnungen der Täuschung hin, es könnte für ihn möglich sein, sich mit Churchill zu verständigen. Allerdings hatte er auch gewisse Zweifel. „Bis es dazu kommt", so erklärte er weiter, „wird es wohl noch gute Weile haben und vielleicht auch einen harten Kampf kosten. Immerhin müssen wir der Welt klarmachen, daß Churchill der Verantwortliche ist. Trotzdem darf nichts geschehen, was diesen Mann beleidigt . . ."

So kam es zu der merkwürdigen Propagandaanweisung, daß sich die deutsche Propaganda gegen Churchill als den Hauptverantwortlichen zu richten habe, der am Ausbruch des Krieges die Hauptschuld habe, während es auf der anderen Seite verboten war, Churchill persönlich anzugreifen oder zu beschimpfen. Diese Weisung bestand tatsächlich eine lange Zeit, bis Hitler selbst sie eines Tages umstieß.

Doch dieser politische Schatten blieb vorderhand ohne jeden Einfluß auf die militärische Entwicklung. Zunächst gab es einen beispiellosen Triumph der deutschen Waffen in Frankreich. Niemand, der einen tieferen Einblick in die Vorgänge gehabt hat, kann abstreiten, daß Hitlers persönliches Eingreifen und seine oft geniale Konzeption der militärischen und psychologischen Lage des Gegners einen großen Anteil an dem erzielten militärischen Erfolg hatte! Umgekehrt besteht aber kein Zweifel daran, daß die beim Frankreichfeldzug gemachten Fehler ebenfalls auf Hitlers Konto zu schreiben sind.

Das erstaunlichste Ereignis dieser Art ist der berühmt gewordene Eingriff Hitlers in die Operation der auf Dünkirchen vorstoßenden Panzerarmeen Guderians, denen er unter lächerlichen Vorwänden eine Atempause befahl, während in Wirklichkeit sein Ziel dahinging, eine Vernichtung des englischen Feldheeres zu vermeiden*.

---

* S. hierzu insbesondere das Buch von Liddell Hart, „The other Side of the Hill", London 1948, auf deutsch unter dem Titel „Jetzt dürfen sie reden" erschienen. Liddell Hart schildert sehr eindrucksvoll seine Vernehmungen der verschiedenen an der Dünkirchen-Operation beteiligten Herren. Jeder von ihnen gibt einen anderen Grund an, den ihm Hitler für sein Anhalten der Panzerarmeen genannt hat. Hitler hat also offenbar jedem der Generale etwas anderes gesagt, weil er den politischen Grund nicht sagen wollte. Über das Eingreifen Hitlers s. u. a. auch Walter Görlitz, „Der zweite Weltkrieg", Steingrüben-Verlag, Stuttgart 1951, Seite 131, sowie insbesondere auch die vorzügliche Darstellung bei Chester Wil-

Ich entsinne mich noch, wie fassungslos mich die diesbezüglichen Mitteilungen Hewels damals machten. „Der Führer hat", so erklärte er mir triumphierend, „persönlich eingegriffen, um die Engländer bei Dünkirchen entkommen zu lassen." Er war der Überzeugung, daß diese „ritterliche" Haltung sich politisch bezahlt machen würde, daß Churchill, nachdem man ihm die letzte Niederlage erspart hatte, bereit sein würde, sich mit Hitler zu verständigen. „Stellen Sie sich vor", rief Hewel aus, „was es bedeutet hätte, wenn wir die gesamten englischen Feldarmeen vernichtet hätten. Wir hätten, davon ist der Führer hundertprozentig überzeugt, damit die Engländer gezwungen, bis zum letzten Mann zu kämpfen."

Ich war der gegenteiligen Ansicht und versuchte, Hewel davon zu überzeugen. „Nur eine völlige Niederlage der Engländer", so erwiderte ich ihm, „kann eine Verständigungsregierung ans Ruder bringen, während von dieser chevaleresken Geste keiner etwas halten wird. Das wird lediglich den Engländern und insbesondere Churchill gestatten, eine Epopöe aus der englischen Niederlage zu machen und von dem unsterblichen Ruhm der Evakuierung aus Dünkirchen zu sprechen. Das wird nur den Kampfesmut in England anstacheln und dazu entflammen, den Krieg weiter fortzusetzen."

Hewel war sehr nachdenklich, als ich ihm das sagte ...

Wenn man geschichtlich rückblickend ein Urteil über den damaligen Entschluß Hitlers, die Panzerarmeen vor Dünkirchen anzuhalten, zu gewinnen sucht – ein Entschluß, der, wie sich aus diesen Mitteilungen ergibt, auf vorgefaßte politische Anschauungen Hitlers zurückzuführen war –, so war er in der Tat von entscheidender Bedeutung. Das Entkommen der englischen Armee bei Dünkirchen und die dramatischen Umstände, bei denen es gelang, fast die gesamte Feldarmee, wenn auch unter Preisgabe sämtlicher Waffen zu retten, wurde als ein Heldenstück ohnegleichen in England bezeichnet und dient heute noch der englischen Propaganda dazu, die Haltung der englischen Armeen in einem leuchtenden Licht erscheinen zu lassen. Vielleicht ist es müßig, darüber zu spekulieren, was geschehen wäre, wenn Hitler diese 280 000 Engländer und 100 000 Franzosen gefangengenommen hätte. Aber ist es nicht gestattet zu fragen, ob denn nicht in diesem Fall der Sturz des Kabinetts Churchill vielleicht doch erfolgt und damals ein Friedensschluß für Hitler mit England möglich gewesen

---

mot, „Struggle for Europa", Collins 1952, Seite 19–21. Ich kann mich allerdings der Ansicht von Chester Wilmot nicht anschließen, wonach das lockende Ziel Paris Hitler davon abgehalten haben soll, die letzte Entscheidung zur Vernichtung der Engländer bei Dünkirchen zu fällen. Außerdem sei auf Giesler, „Ein anderer Hitler" verwiesen, der auf Seiten 414, 415–482/485 zu diesem Thema wichtige Mitteilungen macht.

wäre? Jedenfalls wäre wohl die Invasion des Jahres 1944 ohne die nach Hause gekehrten Engländer kaum möglich gewesen. Denn sie stellten die Blüte der englischen Armee und das Beste dar, was England in den Kampf werfen konnte! Daß diese Armee entkam, bedeutet also sehr wohl einen beispiellosen Triumph Churchills, wenn auch aus anderen Gründen, als dies gemeinhin angenommen wird.

So, wie die Dinge liefen, endete andererseits der Frankreichfeldzug mit der Vernichtung der französischen Feldarmee, der Kapitulation Frankreichs und der Einsetzung der Regierung Pétain-Laval.

Das französische Waffenstillstandsangebot war für Hitler eine beträchtliche Überraschung. Ein so schnelles Nachgeben der Franzosen hatte er nicht erwartet. Überblickt man heute die Bestimmungen des Waffenstillstands von Compiègne, so kann man nicht leugnen, daß Hitler großzügig war und daß, abgesehen von den monetären Bestimmungen, die Bedingungen überaus milde waren.

Wieder standen bei diesen Entschlüssen politische Erwägungen im Hintergrund. Ursprünglich hatte Hitler die Absicht, sich mit Frankreich zu verständigen und mit dem Land einen Verständigungsfrieden zu schließen. Er glaubte, dies müsse schon deshalb geschehen, um einen Frieden mit England zu bekommen. Jedenfalls war das die Begründung, die sowohl Ribbentrop als auch Hewel und Abetz mir wiederholt für die nicht immer logischen Entschlüsse Hitlers in Frankreich genannt haben. Er sah die ganze französische Regelung ursprünglich nur als eine vorübergehende an, da es ja nach seiner Ansicht doch bald zu einem Frieden mit den Engländern kommen müsse. Als das dann später nicht der Fall war und sich immer deutlicher herausstellte, daß die erhofften Verständigungsmöglichkeiten mit den Engländern sich als illusorisch erwiesen, ließ Hitler seine Politik in Frankreich fallen. Während er noch im Juni von der deutsch-französischen Verständigung gesprochen hatte, war er Ende 1940 in Montoire bereits davon überzeugt, daß es eine Verständigung mit Frankreich nicht geben könne. Seine gesamte Politik, so erklärte er, habe nur das Ziel verfolgt, Frankreich seinen Zwecken dienstbar zu machen. Ja, er tat in den internen Besprechungen sogar so, als ob er nie daran gedacht habe, sich mit den Franzosen zu verständigen und Frankreich für die deutsche Sache zu gewinnen.

In einem späteren Stadium des Krieges, nämlich nach Stalingrad, war dies erst recht der Fall. Die Lage zwang ihn nach seiner Ansicht dazu, weitgehende Zwangsrekrutierungen von Arbeitern und ähnliches zu verfügen, nachdem er seine Armeen im Osten Europas hatte. Erst dann setzte wegen des französischen Widerstandes hiergegen und der von den Engländern gesteuerten Widerstandsbewegung sein Haß

gegen Frankreich wieder ein. Seine späteren Befehle haben zweifellos ihr gerütteltes Maß dazu beigetragen, um die psychologische Situation im besetzten französischen Gebiet völlig umzukehren und das französische Volk erst das zu lehren, was es ursprünglich nicht hatte – den Haß gegen die Deutschen.

Daß ich meine Behauptung nicht aufs Geratewohl mache, sondern diese meine Anschauung auf bezeugte Vorkommnisse gründen kann, möchte ich besonders betonen. Das bezeichnendste Ereignis dieser Art, das ich erlebt habe, war der grundsätzliche Befehl Hitlers über die Behandlung der französischen und englischen Kriegsgefangenen, der nach Abschluß des Frankreichfeldzuges erging. Dieser Befehl wurde erlassen, kurz nachdem Abetz zum Botschafter in Frankreich ernannt worden war. Er kam wie folgt zustande:

Abetz war nach Fuschl befohlen worden und sollte von Ribbentrop Hitler vorgestellt werden. Ich hatte vorher einen für diese Frage belanglosen Pressebericht vorzutragen gehabt, so daß ich, Ribbentrop begleitend, Abetz vor der Tür des Fuschlturms traf. Abetz war sehr erregt. Er hatte den Entwurf eines Befehls in der Hand, den Goebbels für die Behandlung der französischen Kriegsgefangenen Hitler vorgelegt hatte. Dieser besagte nicht mehr und nicht weniger, als daß der Versuch gemacht werden müsse, die in deutscher Hand befindlichen Kriegsgefangenen nach Möglichkeit physisch so zu schwächen und herunterkommen zu lassen, daß sie Frankreich nicht wiedersehen würden. Goebbels führte in dem Entwurf aus, daß das Schicksal uns die gesamte Manneskraft Frankreichs in die Hände gegeben habe, daß praktisch jeder französische Mann zwischen 18 und 55 Jahren sich in deutscher Hand befände. Das sei die „von Gott gegebene Gelegenheit", Frankreich durch Vernichtung seiner Manneskraft so zu schwächen, daß es sich nie wieder waffentragend gegen Deutschland erheben könne. Abetz war mit Recht empört. Aber auch ich hielt es für nötig einzugreifen, da sich die Goebbelssche Weisung nicht nur auf die Franzosen beschränkte, sondern ganz allgemein die Behandlung der Kriegsgefangenen im Westen betraf.

Ich nahm daher das Papier, ging auf Ribbentrop zu und erklärte ihm etwa dem Sinne nach, daß Goebbels' Entwurf jede Hoffnung des Führers auf eine Verständigung mit England ein für allemal zunichte machen würde. Es sei klar vorauszusehen, daß eine derartige Behandlung der französischen Kriegsgefangenen nicht geheim bleiben könne, sondern den Kampfeswillen des Westens bis zum letzten anstacheln würde. Zugleich würde damit ein Haß geschaffen, den Hitler nie würde überwinden können. Wenn er die Absicht habe, an der Verständigungspolitik mit den Engländern festzuhalten, so müsse alles

geschehen, um zu verhindern, daß diese Goebbelsschen Gedankengänge von Hitler akzeptiert würden. Ribbentrop stimmte mir zu und diktierte sofort einen Gegenentwurf, in dem das OKW auf das schärfste angewiesen wurde, aus politischen Gründen eine gute Behandlung der im Westen gemachten Kriegsgefangenen sicherzustellen. Ja, es fand sich in diesem Vorschlag sogar eine Erklärung, wonach es verboten sein sollte, englische oder französische Kriegsgefangene in das KZ einzuweisen.

Ribbentrop und Abetz gingen mit dieser Weisung zu Hitler und kamen am späten Abend wieder. Wir hatten mit unserer Intervention einen vollen Erfolg. Hitler hatte den Goebbelsschen Entwurf wütend abgelehnt und sofort in Ribbentrops und Abetz' Gegenwart Keitel die von uns ausgearbeitete Weisung übergeben. Abetz berichtete mir, daß Hitler bei dieser Gelegenheit dem Militär das „alleranständigste Betragen" in Frankreich anbefohlen habe, „da nichts den Völkerhaß so sehr zu vertiefen pflege als Ausschreitungen einer Besatzungsmacht".

Das war die ursprüngliche Politik Hitlers in Frankreich.

Die genannte Weisung hat mir übrigens jahrelang als Grundlage für die Verteidigung der englischen Kriegsgefangenen gedient. Auf Grund dieser Weisung ist es mir bis in die letzten Tage des Krieges hinein möglich gewesen, eine Vorzugsbehandlung der Engländer und später auch der hinzukommenden Amerikaner durchzusetzen. Daß die von oben gegebenen Weisungen nicht überall eingehalten worden sind, ist ein Kapitel für sich. Wo immer wir Mißstände aufdeckten, hat das Auswärtige Amt jedenfalls interveniert, da die von uns gegebenen Richtlinien für die Gefangenenbehandlung auch von der zuständigen Abteilung des OKW im vollen Umfang übernommen wurden.

Bei diesen Vorgängen handelte es sich selbstverständlich nur um eine Nebenlinie meiner Tätigkeit. Meine Hauptaufgabe während der ganzen Zeit des Krieges blieb die Beurteilung der einlaufenden Englandnachrichten. Daß diese Aufgabe mich mit allen aktuellen Englandfragen laufend in Berührung gebracht hat, versteht sich von selbst. Ich habe daher auch Gelegenheit gehabt, die militärische Beurteilung der englischen Lage wie überhaupt das Problem der militärischen Entschlüsse Hitlers gegen die Engländer kennenzulernen.

Zur Erläuterung der historischen Frage, warum Hitler den Krieg gegen die Engländer verloren hat, möchte ich einiges aus den mir zur Kenntnis gebrachten Tatsachen wiedergeben, wobei ich mir bewußt bin, daß ich die Darstellungen von berufener militärischer Seite nur nach den politischen Gesichtspunkten zu ergänzen in der Lage bin. Ehe ich von diesen Dingen erzähle, möchte ich kurz ein wenig be-

kanntes Zwischenspiel rein politischer Art schildern, das sich unmittelbar nach Abschluß des Frankreichfeldzuges abgespielt hat, als Hitler seine berühmte Reichstagsrede vom 19. Juli 1940 vorbereitete und in diesem Zusammenhang erneut ein Friedensangebot an die Engländer richtete.

V. Kapitel

Hitler und das englische Problem

Etwa 14 Tage vor Beendigung des Frankreichfeldzuges lief im Auswärtigen Amt und zugleich über eine Reihe von geheimen Dienststellen ein Bericht über eine Fühlungnahme mit englischen Agenten ein, der – aus welchen Gründen, vermag ich nicht mehr zu sagen – bei Hitler und Ribbentrop den Eindruck erweckte, als ob Gespräche mit den Engländern doch noch möglich wären. Wenn ich mich nicht irre, war etwa folgendes passiert:

Ein englischer Agent, der offenbar im Auftrag des englischen Generalkonsuls in Genf handelte, war sowohl an den deutschen Generalkonsul Krauel in Zürich wie auch an den Beauftragten von Canaris herangetreten und hatte diese aufgefordert, ein Gespräch über Friedensmöglichkeiten zu beginnen. Auf diesen Anstoß hatte Bern die Weisung erhalten, über den Nuntius in Bern an die Engländer heranzutreten, was dann auch geschah*. Ribbentrop berief mich daher in sein Feldquartier im Westerwald. Er bezeichnete dabei meine Reise als äußerst dringlich, so daß ich das nächstbeste Flugzeug, einen Junkers-Frachter, nehmen mußte, um innerhalb weniger Stunden bei ihm zu sein. Gleichzeitig mit mir war Professor Friedrich Berber geholt worden, den ich auf diese Weise zum ersten Male näher kennenlernte. Als wir endlich am Abend im Sonderzug eintrafen, nahm mich Ribbentrop sogleich zu Seite, zog die erwähnten beiden Berichte aus der Tasche und fragte mich, was ich von ihnen hielte. Angesichts der Tatsache, daß der Frankreich-Feldzug gewonnen war und die Einnahme von Paris unmittelbar bevorstünde, lege Hitler den größten Wert darauf zu wissen, was von derartigen Berichten zu halten sei.

Nachdem ich die Telegramme – die meiner Meinung nach sachlich inhaltlos waren, da sie lediglich besagten, ein Agent habe den Wunsch gehabt, mit anderen Agenten zu sprechen, während nicht das mindeste über eine Ermächtigung der englischen Regierung bezüglich Friedensbedingungen und ähnlichem in den Telegrammen enthalten

* Chester Wilmot, a.a.O., schreibt auf Seite 24: Als eines dieser Angebote London durch Vermittlung des päpstlichen Nuntius in Bern erreichte, fand die britische Antwort spontanen Ausdruck in der Note, die Churchill an den Außenminister Lord Halifax schickte. Sie lautete: „Ich hoffe, daß dem Nuntius klargemacht wird, daß wir keinerlei Anfragen wegen Friedensbedingungen mit Hitler zu stellen wünschen, und daß es allen unseren Agenten verboten ist, irgendeine derartige Anregung zu machen." Wilmot fährt dann fort: Die Frage, ob der Krieg nach dem Fall Frankreichs fortgesetzt werden solle, ist vom britischen Kriegskabinett niemals formell auch nur erörtert worden.

war – gelesen hatte, sagte ich Ribbentrop, daß ich starken Zweifel hegte, ob es sich hierbei um eine wirklich ernst zu nehmende Angelegenheit handle. Meiner Überzeugung nach hätten Hunderte von Agenten den gleichen Auftrag, sich mit deutschen Stellen in Verbindung zu setzen, um herauszubekommen, wie man sich deutscherseits den Frieden denke, wobei das selbstverständlich lediglich informatorischen Wert für die britische Regierung haben würde. Echte Friedensfühler müßten meiner Meinung nach ganz anders aussehen.

Ribbentrop stellte hierauf die Frage, ob ich es denn nicht für möglich hielte, echte Friedensfühler zu „provozieren", und ob es denn keine Methode gäbe, dies zu tun? Ich erwiderte ihm, daß ich das durchaus für möglich hielte, daß man aber zu diesem Zweck erst einmal ein vollständiges Programm der Punkte haben müßte, unter denen Hitler bereit sei, den Frieden wiederherzustellen. Zweifellos gäbe es doch für die Engländer eine Reihe unabdingbarer Punkte, ohne deren Zugeständnis sie nicht einmal Verhandlungen aufnehmen würden.

Daraufhin wollte Ribbentrop wissen, was für Punkte dies seien. Da ich mir diese Frage schon öfters gestellt hatte, blieb ich ihm die Antwort nicht schuldig und erwiderte ihm:

1. dürfte meines Erachtens ein Frieden für die Engländer nur dann möglich sein, wenn Deutschland ausdrücklich auf territoriale Änderungen im Westen, d. h. also ausdrücklich auch noch einmal auf Elsaß-Lothringen, verzichte;

2. wenn wir keinerlei Kriegsentschädigung von England, Frankreich, Belgien, Holland und Norwegen verlangten;

3. wenn wir eine Friedensgarantie gäben in der Form, daß wir entweder uns bereit erklärten, wieder in den Völkerbund einzutreten oder ein Friedensersatzsystem auf Grund eines Ausbaus des Kellogg-Paktes anzunehmen (was ihm sofort den Einwurf entlockte: So etwas akzeptiert der Führer nie!);

4. wenn wir unsere territorialen Erwerbungen im Osten auf die Wiederherstellung der Grenzen von 1914 beschränkten;

5. wenn wir zusagten, die Unabhängigkeit Polens und der Tschechoslowakei unter internationaler Garantie wiederherzustellen.

Dagegen könnten wir, so meinte ich, andererseits verlangen, daß wir unsere Kolonien wieder erhielten und daß England einen Nichtangriffspakt mit uns abschließe, vielleicht in der Form, daß aus der englisch-französischen Entente eine deutsch-englisch-französische würde. Das letztere würde selbstverständlich bedingen, daß wir auf unsere Bindung an Rußland verzichteten.

Dieses Stichwort benutzte Ribbentrop, um mir sehr lebhaft und

leidenschaftlich auseinanderzusetzen, daß der Führer sein Bündnis nie aufgeben, daß selbstverständlich das Ganze nur unter Einschaltung Rußlands möglich sein würde und daß die russischen Erwerbungen selbstverständlich von den Westmächten ebenfalls sanktioniert werden müßten. Auf meinen Einwurf, daß ich es für sehr schwierig hielte, die russische Frage gleichzeitig mit der westeuropäischen zu lösen, erwiderte mir Ribbentrop, ich vergäße darüber hinaus doch noch etwas anderes, nämlich das Versprechen des Führers an Mussolini, die italienischen Forderungen zu unterstützen. Da er hier sein Wort gegeben habe, werde er auch hiervon nicht abgehen.

Daraufhin erklärte ich ihm, ich hielte es für bedauerlich, daß die Italiener in den Krieg eingetreten seien; sehr viel besser wäre es gewesen, wenn sie neutral geblieben wären, da man dann ohne weiteres einen Vermittler nach der westlichen Seite haben würde. Nunmehr sei es wohl schwierig, einen solchen zu finden, da keine der verbliebenen Mächte hierfür in Frage komme. Dagegen hielte ich es nicht für aussichtslos, daß der Schweizer Burckhardt einen derartigen Auftrag übernehmen könnte.

Zu meiner Überraschung pflichtete mir Ribbentrop durchaus bei. Er schimpfte in heftigen Worten über die Niedertracht Cianos, die Unzuverlässigkeit Mussolinis und die Leichenfledderei, die in dem ganzen italienischen Verhalten liege. Die Italiener, so erklärte er, hätten uns einen großen Dienst erweisen können, wenn sie, als die Sache kitzlig wurde, bindend erklärt hätten, daß sie sich auf unsere Seite stellten. Vielleicht wäre dann der Krieg überhaupt nicht gekommen. Aber jetzt machten sie uns die Angelegenheit, den Krieg zu liquidieren, durch ihren unnötigen und überflüssigen Eintritt und ihre Forderungen übermäßig schwer.

Ich schlug Ribbentrop daher vor, daß man ferner noch eine Formel für die Regelung der italienischen Ansprüche finden müsse, etwa in der Form, daß wir lediglich bereit sein würden, Frieden zu schließen, wenn auch die Voraussetzung einer Befriedigung der italienischen Wünsche durch die West-Alliierten erfüllt werde.

Ribbentrop bat mich daraufhin, die gesamten besprochenen Punkte in einer kurzen Denkschrift zusammenzufassen und diese am nächsten Abend zu überbringen, da er inzwischen dringende andere Verpflichtungen zu erfüllen habe. Das ganze Memorandum solle als Unterlage für Friedensgespräche deutscher Agenten mit englischen Agenten dienen.

Nachdem ich diesen Schriftsatz einer der Sekretärinnen Ribbentrops noch im Sonderzug diktiert hatte und in mein Quartier zurückgekehrt war, traf ich hier Professor Berber, der mich lächelnd erwartete und

fragte: „Nun, hat man Sie auch mit dem Friedensfühler befaßt?“ Auf meine erstaunte Frage, wer denn alles mit ihm zu tun hätte, erwiderte mir Berber: „Ja, kennen Sie denn nicht Ribbentrops Methode, der bei solchen Gelegenheiten Hinz und Kunz zu befragen pflegt und sich niemals damit zufrieden gibt, daß nur ein Berater sein Votum abgibt? Außer uns beiden werden noch Herr Gauß und Herr Abetz mit der gleichen Aufgabe befaßt, und wenn ich mich nicht irre, besteht die Absicht, noch eine weitere Reihe von Sachverständigen heranzuziehen ...“ Auf meine Frage, warum denn Ribbentrop nicht die Herren zu einer Konferenz zusammenrufe, versprach mir Berber, einen entsprechenden Vorschlag zu machen.

Tatsächlich gelang es ihm, von Ribbentrop die Zustimmung zur Bildung eines Redaktionskomitees für diese Weisung zu erhalten, so daß die Frage der Bedingungen, unter denen Hitler bereit gewesen wäre, ein Friedensangebot zu machen, von einer Sachverständigen-Kommission, die sich aus den genannten Herren zusammensetzte, in den nächsten Tagen besprochen wurde. Allerdings wurden Voraussetzungen und Absicht der ursprünglichen Weisungen sehr bald in etwas ganz anderes verkehrt. Ribbentrop wurde zu Hitler befohlen und hatte Gelegenheit, die gleiche Frage, die er mit mir diskutiert hatte, dort auch mit ihm zu besprechen.

Hitler entschied jedoch anders, als Ribbentrop erwartet hatte. Er erklärte ihm nunmehr, das Verhandeln durch kleine Agenten habe keinen Zweck. Daher werde er in einer größeren Rede den Engländern den Frieden anbieten. Er beauftragte also Ribbentrop, ihm einen entsprechenden Entwurf für eine Reichstagsrede auszuarbeiten und ihm diesen möglichst bald zu bringen. Was die einzelnen besprochenen Punkte betraf, so erklärte er sich bemerkenswerterweise im wesentlichen mit den von mir vorgetragenen Gedankengängen, die Ribbentrop offenbar bei seinem Vortrag übernommen hatte, voll einverstanden und behielt sich nur vor, die letzte Redaktion selbst vorzunehmen.

Ribbentrop fand, daß er endlich nach den langen Monaten des Abseitsstehens und des Kampfes um die Propagandastellung mit Goebbels wieder eines einem Reichsaußenminister würdigen Auftrages für wert befunden worden sei. Er sah darin einen ganz besonderen Vertrauensbeweis Hitlers und betrieb nun die Angelegenheit mit einem Übereifer, der, das darf ich wohl für alle Beteiligten offen sagen, von den Mitgliedern des sogenannten Redaktionskomitees mit Zorn, Ärger, Verdruß und auch Widerwillen empfunden wurde.

Mit einer Zähigkeit, die ich erst bewunderte, später aber hassen lernte, saß so Herr von Ribbentrop vom frühen Morgen bis zum spä-

ten Abend mit uns zusammen und plagte sich mit der Kunst des Formulierens herum, so daß jeder von uns froh war, wenn er sich unter Vorwänden diesen Redaktionssitzungen entziehen konnte. Schließlich war aber doch nach ungefähr acht Tagen ein etwa achtzehn Seiten umfassendes Manuskript als Rohentwurf für eine außenpolitische Erklärung, die der Führer im Reichstag bezüglich eines Friedensschlusses mit den Weststaaten halten wollte, tatsächlich fertiggestellt. Nachdem das Dokument fertig war, kamen Ribbentrop jedoch wieder neue Bedenken, so daß es meiner Erinnerung nach volle zehn Tage gedauert hat, bevor er endlich mit dem fertigen Entwurf zu Hitler ging.

Erst Wochen nachher berichtete mir Hewel, was sich dabei abgespielt hat, und erst zwei Jahre später, kurz nach der Niederlage bei Stalingrad, hat mir Ribbentrop selbst erzählt, was sich damals im Adlernest im Westerwald zutrug. Nach diesen beiden Darstellungen war etwa folgendes geschehen:

Ribbentrop kam zu Hitler und erklärte ihm: „Mein Führer, ich habe Ihren Weisungen entsprechend den Entwurf für Ihre Erklärung über den geplanten Frieden mit den Westmächten mit meinen Sachverständigen ausgearbeitet und bitte, Ihnen diesen nunmehr übergeben zu dürfen." Hitler ließ sich daraufhin das Manuskript geben und las es sehr sorgfältig Zeile für Zeile durch. Daraufhin sprang er aus dem Sessel auf, maß Herrn von Ribbentrop, der sich ebenfalls erhoben hatte, mit durchbohrendem Blick und herrschte ihn an: „Ja, Herr von Ribbentrop, haben Sie denn völlig vergessen, daß wir den Krieg gewonnen und nicht verloren haben?" Ribbentrop geriet daraufhin in Verlegenheit und erklärte: „Mein Führer, ich habe nur das durchgeführt, was Sie mir befohlen haben. Hewel ist Zeuge, daß ich nichts anderes als das getan habe." Hitler drehte sich um, ging schweigend mehrere Male im Zimmer auf und ab und sagte: „Das ist ja alles ganz falsch, was Sie da machen. Auf dieses Angebot packen die Engländer sofort zu! Das will ich aber gar nicht. Hören Sie, ich habe ganz andere Pläne:

Ich habe mich entschlossen, gegen Rußland zu marschieren. Ich bin entschlossen, der bolschewistischen Drohung ein für allemal ein Ende zu machen und uns in Europa die Kolonien zu sichern, die allein eine Garantie für unsere Zukunft sein können. Das ist der Sinn meines Lebens, dafür habe ich gekämpft, dafür allein habe ich die Opfer auf mich genommen und das ist meine Aufgabe! Überlegen Sie sich doch nur einmal, wenn ich jetzt mit den Engländern Frieden schließe, dann ist es doch selbstverständlich, daß sie in dem Augenblick, in dem ich gegen Rußland antrete, mir wieder in den Rücken fallen. Ich muß daher Rußland schlagen, solange England am Boden liegt. Nur wenn

ich Rußland geschlagen habe, werden die Engländer bereit sein, mit mir Frieden zu schließen und meine Eroberungen anzuerkennen. Es ist daher völlig sinnlos, wenn mir vorgeschlagen wird, daß ich den Engländern jetzt ein substanziertes und bis ins einzelne ausgearbeitetes Friedensangebot machen soll und noch dazu eines, das sie selbstverständlich nur mit Kußhand annehmen können. Ihr Vorschlag entspricht daher in keiner Weise meinen Intentionen."

Ribbentrop hat mir versichert, daß für die Entscheidung Hitlers, gegen Rußland vorzugehen, damals, Ende Juni 1940 der Einmarsch der Russen in das Baltikum und in Bessarabien nicht ausschlaggebend gewesen sei. Die Sowjets besetzten damals bekanntlich plötzlich die baltischen Staaten, Lettland, Litauen und Estland und das Rumänien gehörende Gebiet der Bukowina, und es kam deswegen zu einem Notenaustausch mit den Russen, in welchem Hitler sehr lebhaft gegen die Besetzung einiger dieser Gebiete protestierte. Als die Russen gar in einer Unterredung zwischen Molotow und Schulenburg erklärten, daß sie nicht nur Bessarabien, sondern auch die Bukowina haben wollten, gab Hitler zwar nach. Der Botschafter in Moskau, Graf von der Schulenburg, wurde aber angewiesen, Moskau mitzuteilen, daß weitere Ansprüche der Russen gegen Rumänien und Ungarn deutscherseits nicht anerkannt würden. Deutschland garantiere von nun ab die Integrität Rumäniens und Ungarns.

Hitler hat in diesem russischen Vordringen eine Bedrohung der rumänischen Ölquellen gesehen, die er als lebenswichtig für Deutschland ansah. Trotzdem aber hat er der Ansicht gehuldigt, daß diese Forderungen Stalins lediglich der im Protokoll vereinbarten Linie entsprächen, man also Rußland keine Vorwürfe machen könne, wenn es sich nähme, was ihm zukomme.

Dagegen führte Ribbentrop die Entscheidung des Führers bezüglich Rußland auf Vorträge des Gauleiters Koch aus Ostpreußen und des Obergruppenführers Lorenz zurück. Ursprünglich, so erklärte Ribbentrop mir, habe er an eine vorübergehende Laune Hitlers geglaubt. Insbesondere hätte sich Lorenz dadurch lächerlich gemacht, daß er dem Führer erzählte, die russischen Generalstabsoffiziere, die er getroffen habe, hätten nicht einmal richtig die Karte lesen können. (Obergruppenführer Lorenz hatte berichtet, daß sein Gegenüber, ein russischer General, die Karte auf dem Kopf gehalten habe und daß ihm erst sein Generalstabschef habe sagen müssen, wie man eine Karte richtig lese!) Der Gauleiter Koch hätte Agentennachrichten vorgetragen, wonach das russische Offizierskorps sich in Zersetzung befände und ein Anschlag auf Stalin geplant sei.

Ribbentrop fuhr fort: „Wenn nur nicht immer wieder sämtliche

Köche in dem außenpolitischen Brei herumstochern wollten. Alle reden sie dem Führer immer nur nach dem Munde, und mir wird es dann überlassen, ihm die unangenehmen Wahrheiten zu sagen." Aus allen diesen Gründen habe er, Ribbentrop, geglaubt, Hitler widersprechen zu müssen und habe ihn darauf hingewiesen, daß man das Ostproblem nicht anpacken dürfe, bevor das Westproblem endgültig gelöst sei. Im übrigen müsse er warnen vor Nachrichten, die Unbefugte ihm über die Zustände in Rußland vorlegten. Er, Ribbentrop, verfüge in seinem Auswärtigen Amt allein über die wirklich zuständigen Sachverständigen, und er wäre daher dankbar, wenn der Führer erst einmal diese hören wollte. Hitler habe das aber energisch abgelehnt. Er habe sich exaltiert und habe ihn schließlich angefahren, so daß er, Ribbentrop, es für klüger gehalten habe, das Gespräch nicht fortzusetzen.

Wenige Tage danach ereignete sich nun aber eine Szene zwischen Hitler und Ribbentrop, die noch heftiger war. Ohne zu bedenken, in welch übler Laune sich Hitler befand, nachdem er sich derartig mit seinem Außenminister über eine so wichtige Frage auseinandergesetzt hatte, fuhr Ribbentrop erneut ins Hauptquartier, um sich darüber zu beschweren, daß Keitel vorgeschlagen hatte, zur Ergänzung des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes das Deutsche Kreuz in Gold zu stiften. Diese Bezeichnung war mit dem einzigen außenpolitischen Orden, den das Dritte Reich verlieh und dessen Inhaber und oberster Ordensträger der jeweilige Außenminister war, zu verwechseln. Daß diese Bezeichnung sozusagen weggenommen wurde, ohne daß das Auswärtige Amt überhaupt auch nur gefragt worden war, hielt Ribbentrop für eine ausgemachte Unverschämtheit der Militärs. Er glaubte, bei Hitler Gehör mit seiner Beschwerde zu finden.

Hitler, der jedoch in überaus gereizter Stimmung war, nahm die „lächerliche und querulantenhafte Beschwerde Ribbentrops" (das waren seine eigenen Worte) sehr übel auf. Er erklärte ihm, er mische sich in eine der eigensten Angelegenheiten des Führers ein und habe überhaupt die Neigung, ihm zu widersprechen, wenn er Lieblingswünsche äußere. Er verstehe überhaupt nicht, wie er je dazu gekommen sei, ihn sich zum Berater auszuwählen.

Tatsache bleibt jedenfalls, daß dieser Vorgang das Verhältnis zwischen Außenminister und Führer auf das tiefste beeinflußte, denn er zerstörte das Vertrauensverhältnis zwischen Hitler und Ribbentrop und führte zu jener sonst unbegreiflichen, völligen inneren Unsicherheit Ribbentrops während des ganzen Krieges, die ihn daran hinderte, in dubiosen Fragen zu einer klaren Entscheidung zu kommen. Daß er gleichzeitig nach außen hin, vielleicht gerade im Bewußtsein dieser Schwäche, um so mehr auftrumpfte.

Ribbentrop zog aus diesem Ereignis den einzig möglichen Schluß. Er reichte zum ersten Mal in diesem Krieg Hitler sein Rücktrittsgesuch ein und bat, ihn entweder zu entlassen oder aber ihm ein Frontkommando zu übertragen.

Hitler jedoch reagierte völlig unerwartet. Er ließ zunächst drei Tage lang nichts von sich hören und teilte ihm dann durch Hewel mit, er verbäte sich jedes Rücktrittsgesuch. Ob jemand zurückträte, bestimme er: Er würde es ihn wissen lassen, wenn er das Rücktrittsgesuch annähme.

Seinen Sachverständigen und den Intimen seines Kreises hat Ribbentrop damals bemerkenswerterweise nichts über diesen Streit mit dem Führer mitgeteilt.

Was sich abgespielt hatte, wußten wir daher längere Zeit nicht. Uns wurde nur mitgeteilt, daß das Schriftstück zunächst einmal zu den Akten zu legen sei und daß wir nach Berlin zurückkehren würden, ohne daß eine Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der geplanten Friedensaktion gegeben wurde.

Wir kehrten also aus Frankreich nach Deutschland mit überaus gemischten Gefühlen zurück. Der Siegesjubel in Deutschland schien uns wenig verständlich. Für uns war der Krieg ohne Friedensschluß noch nicht gewonnen. Jedenfalls waren wir so bedrückt, daß dies in Berlin auffiel und sogar zu falschen Gerüchten in der Auslandspresse Anlaß gab.

Übrigens ist bemerkenswert, daß trotz dieses Zwischenfalles Ribbentrop von Hitler z. B. zur Regelung der französischen Fragen, bei denen allerdings Abetz weitgehend federführend war, ständig hinzugezogen wurde und daß auch die normale Arbeit zwischen Auswärtigem Amt und Führerstab weiterlief, als ob nichts geschehen sei, so daß die inneren Spannungen sich, jedenfalls zunächst, auf die Maschinerie nicht störend auswirkten.

Ja, nachdem Hitler nach Berlin zurückgekehrt war und ernsthaft seine Reichstagsrede vorbereitete, ließ er sich sogar das Manuskript des Entwurfes noch einmal kommen, das, wenn ich mich nicht irre, inzwischen von Gauß noch einmal neu redigiert und auf alle völkerrechtlichen Bedenken hin durchgesehen worden war. Hewel berichtete uns, daß Hitler unsere 18 Seiten in seine Rede einfügen werde, eine Mitteilung, die Ribbentrop mit verständlicher Befriedigung aufnahm.

Aber auch diesmal sollte es anders kommen, als wir uns gedacht hatten. Während all dieser unter dem Siegel des Geheimen sich vollziehenden Vorbereitungen für die Reichstagsrede erschien plötzlich der Unterstaatssekretär Luther bei mir und erklärte, Hitler habe an-

geordnet, daß außer seiner Rede ein Flugblatt angefertigt und dieses in Millionen von Exemplaren über England abgeworfen werden solle*. Ich möchte daher von der Rede eine entsprechende Kürzung anfertigen, um ein Flugblatt zu entwerfen. Selbstverständlich hafte ich mit meinem Kopf dafür, daß außer meiner Sekretärin, die ich besonders zu vereidigen hätte, niemand dieses Exemplar des Vorentwurfs der Rede zu sehen bekäme. Wie ängstlich der sonst sehr robuste Herr Luther bei dieser Gelegenheit war, zeigte sich, als ich ihm erwiderte, ob er denn vielleicht die Vorstellung habe, daß ich die Rede deutsch abwerfen lassen könne. Ich müßte sie doch übersetzen lassen. Ganz abgesehen davon müßte die Rede doch auch gedruckt werden. Wie denn das mit der Geheimhaltung bei den Druckern sein werde? Kurz und gut, so einfach, wie er sich das vorstelle, mir das Manuskript in die Hand zu drücken und mich im übrigen mit Erschießen zu bedrohen, sei die Angelegenheit wohl nicht. Daraufhin steckte Herr Luther das Manuskript wieder in seine Aktentasche und erklärte: „Ohne Befehl von oben, der alle diese Punkte kläre, behandele er die Angelegenheit jedenfalls nicht weiter." Nach zwei Tagen erschien Herr Luther wieder in meinem Büro und teilte mir mit, daß er inzwischen alle erforderlichen Vollmachten erhalten habe. Ich könne also die entsprechende Kürzung der Rede für das Flugblatt anfertigen und die Fertigstellung sichern. Inzwischen werde er mit der Luftwaffe verhandeln, damit die entsprechenden Bomberverbände zur Verfügung gestellt würden, um die Rede in dem Augenblick über England abzuwerfen, in dem Hitler sprach.

Unter Aufsicht der Gestapo wurde so ein Flugblatt von vielleicht 10 Schreibmaschinenseiten fertiggestellt und nach einer Übersetzung ins Englische in der Druckerei des „Völkischen Beobachters" gesetzt und in die Rotationsmaschinen gegeben. In dem Augenblick, in dem dies erfolgt war, rief mich jedoch Luther an, ich möchte sofort die ganze Aktion stoppen, da es „eine ganz große Panne" gegeben habe. Ich möchte sofort zu Hewel in die Reichskanzlei kommen, um zu sehen, was noch zu retten wäre.

Zunächst konnte ich mir überhaupt nicht erklären, was denn passiert sein könnte. Als ich zu Hewel in die Reichskanzlei kam, fand ich diesen völlig entmutigt auf einem Sofa sitzend und die Hände ringend vor. Auf meine Frage, was denn um Gottes willen geschehen sei, erklärte er mir lediglich, es sei alles aus. Er habe Hitler das Probeexemplar des Flugblattes gezeigt, und dieser habe es sich übersetzen

* Siehe die Kopie der Weisung Luthers an mich vom 8. Juli 1940.

lassen, um festzustellen, was denn in diesem für die Engländer bestimmten Flugblatt enthalten sei. Das waren selbstverständlich die Stellen aus unserer Denkschrift, die sich auf die Möglichkeiten eines Friedens bezogen, also das Friedensangebot, das Hitler an die Engländer zu machen beabsichtigte. Aber Hitler versetzte diese Tatsache in Weißglut.

Er habe ihm sozusagen das Flugblatt um die Ohren geschlagen und ihm erklärt, daß nur ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, dieses Flugblatt verfaßt haben könnte. „Ich, Hitler, spreche nur zum deutschen Volk und niemals zu den Engländern! Außerdem krieche ich dieser Bande nicht in den H...! Ich habe schon Hunderte von Malen gesagt, daß ich es mir verbitte, daß an meinen Reden herumgekürzt wird. Man gibt meine Reden ganz oder gar nicht. Wenn Sie ein Flugblatt machen wollen, dann werfen Sie meine ganze Rede ab, aber nicht einen von einem Idioten zusammengestutzten Text!"

Ich muß sagen, daß ich die Szene trotz des Ernstes als komisch empfand. Hewel behielt aber seine tragische Miene bei. „Ja", sagte er, „Hitler ist aber noch weiter gegangen. Er hat wieder erklärt, daß er sich von dem Idioten, dem Ribbentrop, der für so etwas verantwortlich sei, trennen würde und hat auch mir erklärt, daß ich offenbar für meine Aufgabe gänzlich unbrauchbar wäre. Sie ahnen ja nicht, was Sie alles mit Ihrem Flugblatt zerschlagen haben!"

Das war mir denn doch zuviel. Ich erklärte Hewel – es ist das einzige Mal, daß ich mich mit ihm gestritten habe –, derartige Bemerkungen verbäte ich mir, da ich lediglich die bis ins einzelne ausgeführten Weisungen des Unterstaatssekretärs Luther, die ich schriftlich vorweisen könne, ausgeführt habe und nichts sonst. Im übrigen zweifelte ich nicht daran, daß sowohl Ribbentrop wie Luther als auch er, Hewel, die ursprünglichen Intentionen richtig wiedergegeben hätten. Es läge hier ein Wandel der Auffassungen Hitlers vor, den ich jedenfalls nicht persönlich zu vertreten hätte.

In diesem Augenblick wurde Hewel erneut zum Führer befohlen. Als er nach wenigen Minuten wiederkam, berichtete er mir, Hitler habe den gesamten dataillierten Passus über das Friedensangebot an England gestrichen! Er werde in seiner Rede nur einige allgemeine Sätze bringen. Ich möchte also bei der Übersetzung der Rede dafür sorgen, daß von vornherein sämtliche Stellen mit dem Angebot an die Engländer fortblieben, die neue Fassung würde er mir noch übermitteln.

Und dabei blieb es denn in der Tat. Aus dem großen Friedensangebot, der Magna Charta für den Frieden Europas, die wir hatten

entwerfen sollen, blieben nur einige nichtssagende mehrdeutige Stellen übrig*.

Und wir mußten in der Tat die gesamte Rede Hitlers durch den Sprachendienst des Auswärtigen Amtes übersetzen und sie dann in vollem Umfang drucken lassen! Aus einem Flugblatt wurde ein Buch, eine ungefähr 32seitige Broschüre, was das Gewicht der abgeworfenen Flugblattmengen ungefähr verzwanzigfachte**. Als Göring das erfuhr bezeichnete er die Herren vom Auswärtigen Amt als Idioten. Er bemühte sich persönlich zu Hitler, um zu protestieren, wurde aber von Hewel abgehalten, die Angelegenheit des unglückseligen Flugblattes noch einmal vorzutragen. Der Erfolg war jedenfalls, daß eine ganze Güterhalle voller Flugblätter liegenblieb, da die zur Verfügung gestellten zwölf Bomber selbstverständlich nur einen winzigen Bruchteil, wenn ich nicht irre, ein Tausendstel der gedruckten Menge, tatsächlich über England abwerfen konnten. Der Rest, als geheime Kommandosache aufgehoben, verfaulte zwei Jahre lang im Schuppen, bis schließlich Speer eines Tages das Geheimnis dieser Papiermengen lüftete und sie einer anderen Verwendung zuführte. Daß die Engländer sich über dieses merkwürdige Flugblatt, das ihnen da in höchst unzureichender Anzahl in einigen Dörfern auf den Kopf fiel, nur lustig gemacht haben, ist selbstverständlich. Denn die großen englischen Zeitungen brachten bereits 24 Stunden vorher einen lesbaren Auszug aus der Rede Hitlers, so daß also der Sinn dieser komischen Flugblattaktion ihnen völlig verborgen blieb. Sie konnten ja nicht ahnen, daß um eines einzigen Satzes willen, den wir nicht einmal fett hatten drucken dürfen, ihnen dieser Papiersegen zugute kam.

Einer meiner zuverlässigsten Agenten berichtete mir hingegen, daß man auf amerikanische Veranlassung hin in England mit den Franzosen übereingekommen sei, nur unter folgenden Bedingungen Frieden zu schließen:

1. Hitler und das NS-Regime hätten zu verschwinden;
2. Deutschland habe erneut den Versailler Vertrag anzuerkennen;
3. die deutsche Wehrmacht würde aufgelöst und Deutschland jede weitere Bewaffnung verboten werden;

---

* Siehe hierfür die Rede Hitlers vom 19. Juli 1940. Von unserem ganzen Friedensappell waren nur folgende Worte stehen geblieben: „In dieser Stunde halte ich es für meine Pflicht vor meinem Gewissen, noch einmal an die Vernunft und den gesunden Menschenverstand in Großbritannien und auch anderswo zu appellieren. Ich glaube, ich bin in der Lage, diesen Appell zu machen, da ich nicht ein Besiegter bin, der um eine Gunst bettelt, sondern der Sieger, der im Namen der Vernunft spricht. Ich sehe keinen Grund, warum dieser Krieg fortgesetzt werden muß."

** Das Flugblatt ist damals in den englischen Tageszeitungen abgebildet worden und erregte allgemeine Heiterkeit, s. Chester Wilmot, a.a.O., Seite 28.

4. Deutschland werde 50 Jahre lang von alliierten Truppen besetzt werden, damit es nicht von neuem den Frieden der Welt brechen könnte.

Ich vermag nicht zu sagen, ob dieser Bericht, der an sich aus einer guten Quelle kam*, tatsächlich die wirkliche Reaktion auf das Ausbleiben einer Friedensgeste Hitlers gewesen ist. Daß es Kreise gegeben hat, die bereits damals derartige Ansichten geäußert haben, ist sicher.

Während Hitler so durch seine Entscheidungen die geringen diplomatischen Chancen, die es gegeben hätte, vielleicht doch zu einer Art von Frieden mit den Engländern zu kommen, verspielte, weil er anderen Plänen nachlief, verspielte er gleichzeitig die militärische Chance, England zum Nachgeben zu zwingen, wobei er wiederum von der einen Vorstellung, daß man die Engländer nicht besiegen dürfe, auf der anderen Seite jedoch, daß man alles für den russischen Feldzug aufsparen müsse, beherrscht war. Auch hier hatte ich die Möglichkeit, einen Einblick in die Vorgänge zu tun.

Die englische Propaganda hat die Tatsache, daß Hitler eine Invasion Englands unterließ, als einen Beweis für die Unbesiegbarkeit Englands hingestellt und hat seinen „gescheiterten" Invasionsversuch, wie sie es nannten, für ihre Zwecke zu verwenden versucht. Nichts aber ist weniger wahr als dies. Ich kann vielmehr einwandfrei bezeugen, daß Hitler die Invasion Englands niemals betrieben hat, sondern ihr, was die technische Seite anbelangt, äußerst skeptisch gegenüberstand und sie politisch für unerwünscht hielt. Weil er sie für politisch unerwünscht hielt, hat er sie schließlich nach drei Monaten auf unbestimmte Zeit vertagen, d. h. absagen lassen.

Die Einschaltung des Auswärtigen Amtes in dieses Problem begann unmittelbar nach der Einnahme von Paris. Und zwar, soweit mir erinnerlich ist, veranlaßt durch eine Besprechung, die Hitler mit der Generalität über die Invasionsvorbereitungen hatte. Rundstedt und eine weitere Reihe von Generalen waren es, die zur Invasion drängten, wobei sie ursprünglich sehr lebhaft von Göring und dem Luftwaffengeneralstab unterstützt worden waren. Die Haltung der Marine war hingegen konsequent ablehnend. Sie erklärte, sie könne eine deutsche Landungsflottille gegen ein Eingreifen der englischen Flotte niemals schützen. Nach den mir gemachten Mitteilungen hat Raeder diese Haltung ganz konsequent eingenommen und sich mit dieser Ansicht schließlich „durchgesetzt".

---

* Einer meiner Freunde hatte mit dem britischen Gesandten in Bern, Sir Clifford John Norton, gesprochen, der vorher Gehilfe Lord Vansittarts gewesen war. Er gehörte zum engsten Kreis der deutschfeindlichen Gruppe des Foreign Office.

Es ist bekannt, daß ein Operationsplan mit allen Details für die Landung ausgearbeitet worden ist, daß man Luftlandungen in England, besonders bei Dover, vorgesehen hat, daß die Flußkähne von Elbe, Rhein und Donau zusammengezogen und für das Übersetzen von Truppeneinheiten auf dem Kanal eingerichtet wurden, kurz, daß technisch die Vorbereitungen für die Invasion einen so großen Umfang eingenommen hatten, daß es kaum glaublich erscheint, daß diese Dinge gegen den Willen Hitlers ausgeführt wurden. Und doch muß ich dies aus verschiedenen Bemerkungen, die Hewel mir gegenüber gemacht hat, schließen. Hitler machte sich lustig über die Generale, spottete über ihren Mangel an Augenmaß und ihren Mangel an technischem Verständnis. Gelegentlich wurde er auch wütend und griff in einzelne Maßnahmen ein, die ihm sinnlos erschienen, bis schließlich das Ganze abgeblasen wurde. Letztlich haben jedoch meiner Ansicht nach nicht die militärischen Gesichtspunkte den Ausschlag gegeben, sondern rein politische.

Um das zu verstehen, muß ich hier wiederholen, daß Hitler nach meinen Beobachtungen von einer merkwürdigen Haßliebe England gegenüber beseelt war. Er bewunderte das Britische Weltreich und bezeichnete es mehrfach als das größte Wunderwerk, das je geschaffen wurde. Bei anderen Gelegenheiten sah er im Britischen Commonwealth die höchste Ausprägung germanischer Staatsweisheit und germanischen Führerwillens. Er war überzeugt, daß die Engländer durch und durch von germanischen Ehrbegriffen erfüllt seien und daß sie eines Tages doch seine Bundesgenossen werden würden. Die englische Gegnerschaft gegen Deutschland und gegen seine Person, ja, insbesondere auch gegen den Nationalsozialismus führte er, je länger der Krieg dauerte, um so mehr auf jüdische und amerikanische Machenschaften zurück, in jedem englischen Redner, der gegen ihn sprach, witterte er einen Juden.

Die Auseinandersetzungen über die Frage der Aussicht einer Invasion in England waren jedoch zumeist relativ sachlich gehalten. Ribbentrop oder das Auswärtige Amt wurden natürlich nicht aufgefordert, ein Gutachten über die militärisch-technische Seite zu geben. Das kam dem Amt nicht zu. Aber dafür wurden andere Fragen gestellt, aus denen klar ersichtlich war, wie Hitler dachte und wohin ihn seine eigentümliche Logik führte.

So fragte mich Ribbentrop bereits zu der Zeit, in der wir an dem Friedensangebot arbeiteten, ob ich glaubte, daß die Engländer weiterkämpfen würden, falls die Invasion in England glücken sollte. Ribbentrop stellte dabei die Invasion als eine selbstverständliche, unschwer zu bewältigende Angelegenheit hin. Ich widersprach sehr leb-

haft und erklärte ihm, daß meiner Ansicht nach die Engländer sich bis zum äußersten und bis zum letzten Mann wehren und daß wir eine „levée en masse" in England erleben würden, wie sie uns vorher noch nirgends begegnet sei. Ich wies auf die zahlreichen Berichte über den Barrikadenbau, die Verminung der Straßen und das Umstellen der Straßenschilder und andere Berichte hin, aus denen hervorging, daß die Engländer trotz des Verlustes aller schweren Waffen sich bis zum äußersten zur Wehr setzen würden. Auch schien es mir, daß Churchill sich selbst durch eine geglückte Invasion nicht zum Nachgeben zwingen lassen würde. Aus den Berichten meiner Gewährsleute ging hervor, daß im Falle des Gelingens einer deutschen Invasion in England Churchill die Regierung nach Kanada verlegen werde, wonach der Kampf von dort aus weitergeführt werden würde. Ich erklärte ihm auch, ich sei überzeugt, daß eine Invasion in England möglicherweise ein Eingreifen der Vereinigten Staaten zur Folge haben würde, so daß also eine Invasion nur ein Pyrrhussieg sein müßte und damit vielleicht den Einsatz der Opfer nicht wert sei. Ich betonte noch einmal, daß nur nach einem langjährigen Ermüdungskrieg ohne große entscheidende Schläge, bei ständiger Wiederholung der deutschen Verständigungsbereitschaft, England dazu gebracht werden könne, schließlich unsere Vorherrschaft auf dem Kontinent anzuerkennen und mit uns Frieden zu schließen.

Ribbentrop stellte mir in diesem Zusammenhang zum erstenmal die Frage, ob Churchill in England während des Krieges gestürzt werden könne. Das war die Frage, die Hitler offenbar am meisten interessierte und die er glaubte, auch von außen beeinflussen zu können. So erteilte er unter anderem erneut eine Propagandaweisung, wonach ständig darauf hinzuweisen war, daß Churchill an allem schuld sei und wonach alles Elend und alles Unglück in England ausschließlich auf die zum Krieg treibende Politik Churchills zurückgeführt werden müsse. Hitler glaubte, daß durch derartige Hinweise auf die Dauer die Stellung Churchills unterminiert werden würde. „Es kommt nur darauf an", so erklärte mir Ribbentrop wiederholt, „den Engländern plausibel zu machen, daß Churchill derjenige ist, der die Verantwortung für alles Blut und alle Tränen, die über die Welt gekommen sind, trägt. Dann wird sich das englische Volk gewiß eines Tages von ihm trennen."

Ich hatte meine Zweifel, ob es tatsächlich möglich sein würde, eine fremde Regierung durch Propaganda zu stürzen, noch dazu im Krieg, und wies auf die technischen Schwierigkeiten für die deutsche Propaganda in diesem Zusammenhang hin. Meine Argumentation hatte aber nur den Erfolg, daß Hitler um so schärfer darauf bestand,

daß diese Weisung eingehalten würde. Er glaubte bis zuletzt, daß es möglich sein würde, dem englischen Volk auf diese Weise klarzumachen, daß er ja eine Verständigung mit ihm wünsche. Es habe sich „nur" Churchills zu entledigen. Daß diese Art von Propaganda in England sehr stark gehört worden ist, dafür habe ich verschiedene Beweise gesehen. Ich glaube aber kaum, daß sie Churchill je ernstlich Schwierigkeiten bereitet hat, da diese Art von Behauptungen natürlich auch zurückschlug. Wenn man nachgewiesen hatte, daß Churchill an allem schuld war, dann war es erklärlicherweise dem englischen Volk auch nicht auszureden, daß er umgekehrt ebenso alle Erfolge für sich zu verbuchen hatte. Diese Propagandathese war also eine äußerst zweischneidige Angelegenheit. Sie hat bestimmt ihr gerütteltes Maß dazu beigetragen, um Churchill zu seiner Popularität zu verhelfen.

Auf die letzte Frage Ribbentrops, ob ich es denn überhaupt für möglich hielte, England durch militärische Maßnahmen zu einem politischen Nachgeben zu zwingen, konnte ich nicht umhin, dies theoretisch zu bejahen. Ich wies auf die geplanten Luftmaßnahmen hin und die geplante U-Bootblockade, die allerdings wohl erst nach einem Jahr wirksam würde anlaufen können.

Ribbentrop erwiderte mir unwirsch, daß der Führer das alles nicht gebrauchen könne. Er wünsche zu wissen, ob man sich mit den Engländern jetzt verständigen könne. Darauf erwiderte ich ihm, dies könnte erst ersichtlich sein, sobald der Führer seine Friedensrede gehalten habe. Erst danach werde sich herausstellen, ob England bereit sei, auf solche Angebote einzugehen.

Hewel hat mir sehr viel später bestätigt, daß Ribbentrop die von mir vorgetragenen, auf dem eingegangenen Nachrichtenmaterial beruhenden Gedankengänge an Hitler weitergegeben und daß dieser die Dinge teils verärgert, teils zustimmend entgegengenommen hat. So berichtete er mir, Hitler habe sich die Ansicht zu eigen gemacht, daß er die britische Regierung nicht zwingen dürfe, England zu verlassen, weil dies auch nach seiner Ansicht den Krieg mit Amerika und die endlose Fortsetzung des Kampfes mit dem Britischen Weltreich bedeuten würde: „Sie entwischen mir nur nach Kanada und setzen dort den Kampf bis in alle Ewigkeit fort. Und nach Kanada komme ich nie. Ich muß also sehen, daß die britische Regierung in England bleibt, und muß versuchen, sie dort auf die Knie zu zwingen. Im übrigen will ich England einen ehrenhaften Frieden gewähren. Ich will mich mit ihm verständigen, ich will es nicht besiegen. Ich will es zwingen, meine Freundschaft anzunehmen und das ganze jüdische Gesindel, das gegen mich hetzt, davonzujagen."

Auf der anderen Seite fürchtete Hitler, daß er sich zu nachgiebig und zu schwach zeigen könnte, und aus dieser zwiespältigen Haltung heraus hat er wohl auch unser berühmtes Angebot an die Engländer auf die wenigen Worte der Reichstagsrede zusammengestrichen. Diese wenigen Worte hielt er aber für so bedeutend, daß er geradezu danach fieberte, zu hören, welchen Eindruck seine Rede in England gemacht habe. Als tagelang wieder und wieder nur Absagen eintrafen, als klar wurde, daß die Churchillsche ablehnende Erwiderung tatsächlich der Stimmung des gesamten Landes entsprach, wurde er immer grimmiger und verfügte daher, daß England nicht nur durch die Invasion, sondern auch durch andere Maßnahmen, also durch den Luftkrieg und den U-Bootkrieg, auf die Knie zu zwingen sei. Da Göring in seiner üblichen Art diese Aufgabe für einfach erklärte, während die Kriegsmarine vor einem Versuch der Niederwerfung Englands durch einen U-Bootkrieg warnte und wahrheitsgemäß auf die Schwierigkeiten des Invasionsunternehmens hinwies, wurde Hitler offensichtlich in seiner Ansicht bestärkt, daß man das Invasionsunternehmen als sinnlos fallenlassen müsse.

Hitler führte also auch hier einen politischen Krieg und ließ sich keineswegs von rein militärischen Gesichtspunkten leiten. Er war auf diesem Gebiet ein echter Repräsentant der Tradition, die Kriege und Kriegführung stets unter politischen Aspekten gesehen wissen will. Die Anschauung, daß Hitler planlos und aus Laune die Invasion aufgegeben habe, ist also nicht richtig.

Man hat heute in weiten Kreisen die falsche Vorstellung, daß England den Luftkrieg vor der Invasion dank der Überlegenheit seiner Luftwaffe und der von der deutschen Luftwaffe gemachten Fehler gewann. Beide Anschauungen werden sich meiner Ansicht nach auf Grund des historischen Materials nicht halten lassen. Der Luftkrieg gegen England war in seiner ursprünglichen Konzeption keineswegs darauf gerichtet, durch das Massenbombardement von Städten Terror über das Land zu verbreiten und auf diese Weise England zum Nachgeben zu zwingen. Hitler und auch der deutsche Luftwaffengeneralstab hielten von Massenbombardements und der systematischen Zerstörung der Städte nichts. Der ursprüngliche Plan sah statt dessen vor, daß die Luftwaffe eine Art Blockade durchführen sollte. Diese bestand darin, daß alle wesentlichen Verkehrseinrichtungen in England zerstört würden; da England zu 40% seine Lebensmittel aus dem Ausland beziehen mußte, kam es darauf an, die englischen Häfen und Lebensmittellager sowie die Verkehrswege von und zu den Häfen systematisch zu zerstören. Die Häfen sollten unbenützbar gemacht, die Schiffe in ihnen zerstört und die Ausladeeinrichtungen un-

brauchbar gemacht werden. Die Docks mit ihren riesigen Warenmengen sollten vernichtet werden. Ein genauer Plan wurde ausgearbeitet, der systematisch die Zerstörung dieser Objekte vorsah, während eine Bombardierung der Wohnstätten der Zivilbevölkerung nicht vorgesehen war.

Selbstverständlich waren London und Liverpool, als die beiden größten Häfen Englands, Hauptziele der geplanten Luftangriffe, aber es galt als Verschwendung und sinnlos, Bomben auf zivile Häuser zu werfen. Nur die Dockanlagen und alles, was mit der Versorgung Englands zusammenhing, galt als legitimes und sinnvolles Ziel. Es ist daher nicht wahr, wenn die englische Propaganda davon gesprochen hat, die deutsche Luftoffensive habe das Ziel gehabt, London zu vernichten. Die sehr viel spätere Äußerung Hitlers, er werde die englischen Städte ausradieren, machte er im Zorn über die sinnlose Zerstörung deutscher Städte durch englische Luftangriffe. Das „Coventrieren" von Städten, von dem Goebbels in seiner Propaganda sprach, entsprach nicht den Intentionen der Luftwaffe, sondern war lediglich eine Propagandaphrase.

Auch die Zerstörung der Londoner City ist nicht planmäßig erfolgt, sie war weder beabsichtigt noch gewollt. Ich entsinne mich noch, die ursprüngliche Meldung gesehen zu haben, in der berichtet wurde, daß es nunmehr gelungen sei, Londoner Docks zu treffen und völlig zu zerstören, was aus den berichteten Riesenbränden geschlossen wurde. Als dann die Aufklärung feststellte, daß nicht die Docks, sondern die City brannte, und als dies Hitler berichtet wurde, war dieser wütend. Er war derartig empört über die Sinnlosigkeit der Zerstörung dieses „Heiligtums der Engländer", daß er zunächst an drastische Maßnahmen zur Bestrafung der Schuldigen dachte. Später entschloß er sich jedoch auf einen Anruf von Goebbels hin, der die Nachrichten über den Brand der City über den englischen Rundfunk gehört hatte und sich begeistert darüber äußerte, die Aktion als planmäßig und gewollt in den Heeresbericht mit aufzunehmen, um, wie er sich Hewel gegenüber ausdrückte, auch Dr. Goebbels einmal Munition für seine Propaganda zu liefern, „nicht aber, weil wir das gewollt hätten".

Nachdem diese verhängnisvolle Linie einmal eingeschlagen war, mußte die Propaganda natürlich weiter in diese Kerbe schlagen. Von jetzt ab spielte die in Wirklichkeit nie gewollte Vernichtung Londons in der Phantasie der Nichteingeweihten eine verhängnisvolle Rolle.

Bei dieser Gelegenheit muß überhaupt betont werden, daß das Einsetzen der innerdeutschen Propaganda gegen England ein gut Teil dazu beigetragen hat, den Sinn der deutschen Luftoffensive gegen

England zu verwirren. Selbstverständlich hat auch die Gegenpropaganda ihr gerütteltes Maß von Schuld an diesen Dingen, da die Engländer in der Aufputschung ihrer Zivilbevölkerung ein willkommenes Mittel der psychologischen Kriegführung sahen.

Hitler steuerte auch hier unsere Propaganda im wesentlichen selbst. Er war der Anschauung, daß man durch geschickte Radio- und Flugblattpropaganda die Moral des Gegners erschüttern könne, und ließ sich durch keinerlei Gegenargumente davon überzeugen, daß die Propaganda des Feindes nur dann defätistisch wirksam ist, wenn die Defäte bereits da ist, nicht aber vorher. Das war aber doch eben bei den Luftangriffen nicht der Fall. So erhielten wir von Hitler Weisung über Weisung, daß die Engländer mit jedem Mittel psychologisch zu terrorisieren seien und daß ihnen die Luftangriffe immer fürchterlicher geschildert werden müßten, um sie zum Einlenken zu veranlassen, bevor das Schlimmste eingetreten wäre – ein Mittel, dem ich überaus skeptisch gegenüberstand und das ich nicht für brauchbar hielt.

Selbstverständlich habe ich das damalige Ausmaß der deutschen Luftangriffe in England im Auge und hatte keinerlei Vorstellung von den Vernichtungsbombardements, die wir später in Deutschland durch die englische und amerikanische Luftwaffe erleben sollten. Aber ich wußte eben auch, daß die strategischen Ziele der deutschen Luftbombardements ganz andere waren als die einer Terrorisierung der Bevölkerung.

Es war mir aus einem Gespräch, das ich im Sonderzug Görings mit Generaloberst Jeschonek und Oberst B. Schmidt hatte, durchaus klar, daß die Abwurfmengen an Bomben, die damals der deutschen Luftwaffe zur Verfügung standen, zu einem derartigen Terrorbombardement ja auch gar nicht ausreichten.

Trotzdem hätte der deutsche Luftkrieg gegen England zu einem Erfolg führen können, wenn nicht wiederum Hitler eingegriffen hätte, der Sinn und Zweck der Maßnahmen der Luftwaffe mißverstand und im übrigen wohl auch in dieser Frage von der Vorstellung geleitet war, daß er die Engländer zum Nachgeben, aber nicht auf die Knie zwingen dürfe.

Die ständigen deutschen Luftangriffe auf die Häfen, Verkehrseinrichtungen und – Flugplätze (!) hatten eine zunächst als Nebenwirkung angesehene, aber von den Fachleuten richtig erkannte Folge. In diesem Kampf nutzte sich nämlich die englische Jagdabwehr in so hohem Maße ab, daß der Tag abzusehen war, an dem die Engländer keinerlei Jäger mehr besitzen würden. Aus den englischen Berichten über die „Battle of Britain" geht hervor, daß nach dem letzten der großen Luftangriffe auf England die einsatzfähigen englischen Kampf-

maschinen auf ein rundes Dutzend zusammengeschmolzen waren. Es war also klar, daß noch ein oder zwei weitere große deutsche Luftangriffe genügt haben würden, um die letzte englische Jagdmaschine vom Himmel zu verjagen.

Was das bedeutet hätte, kann nicht genügend unterstrichen werden: Es hätte nämlich die Folge gehabt, daß ganz England für die deutschen Luftangriffe offen dagelegen hätte. Es hätte keinerlei Verteidigung gegen irgendwelche Luftangriffe mehr gegeben. England würde in wenigen Wochen zur Kapitulation gezwungen gewesen sein! Denn die völlige Überlegenheit in der Luft über England hätte mit aller Wahrscheinlichkeit auch die Invasion gestattet und es erlaubt, die Blockade Englands zu einer hundertprozentigen zu machen. Das heißt: die Vernichtung der englischen Jagdluftwaffe wäre also mit der militärischen Niederlage gleichzusetzen gewesen.

Von der Luftwaffe wurde das voll und ganz erkannt, und ich kann mich der fieberhaften Spannung entsinnen, mit der die Fachleute das Immer-schwächer-Werden des englischen Jägerwiderstandes und das praktische Verschwinden der englischen Jagdfliegerwaffe beobachteten. Wir wußten, was das bedeutete.

Aber dieser Erfolg war auch mit ungeheuren Opfern an deutschem Material erkauft. Die gegen England eingesetzte Luftflotte hatte sich gleichzeitig praktisch aufgerieben. Göring und der Luftwaffengeneralstab waren jedoch nicht gewillt, nachzugeben. Sie forderten daher bei Hitler die Genehmigung an, die in Polen liegenden Luftflotten nach Flandern zu verlegen, um sie dort zum letzten Kampf gegen England einzusetzen.

Der technische Befehl für die Durchführung dieser Maßnahme, die den Sieg über England bedeutet hätte, war bereits vorbereitet – als Hitler eingriff.

Hitler verbat sich jede Einmischung in seine militärischen Dispositionen. Er brüllte Göring an und erklärte ihm, er verbäte es sich, daß ihm die für den Rußlandfeldzug bereitgestellten Luftstreitkräfte für ein sinnloses Unternehmen weggenommen würden. Niemand dürfe über die für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Luftstreitkräfte verfügen als er allein. Auf die Einwände Görings, daß doch diese Maßnahme notwendig sei, um den Sieg über die Engländer zu erringen, erklärte Hitler, er wisse das besser, er verbitte sich diese Einmischung in die politischen Entscheidungen, Göring habe offenbar noch immer nicht begriffen, daß er die Engländer nur kleinhalten, aber nicht niederringen wolle. Im übrigen halte er Görings Anschauungen für eine Illusion. Der Luftkrieg gegen England habe genug gekostet, er habe es jetzt satt, dafür noch Maschinen zu opfern.

Das war das Ende des Versuchs, England aus der Luft niederzuringen, aber auch das Ende aller Invasionsvorbereitungen*.

Göring war von da ab in Ungnade, und trotz aller Bestrebungen, sich immer wieder nach vorn zu spielen, verzieh ihm Hitler in einer völligen Verkennung der Umstände den englischen Mißerfolg nicht – während die Engländer umgekehrt aufatmeten. Sie hatten einen der größten Siege ihrer Geschichte errungen, die „Battle of Britain" war gewonnen! Wenn auch nicht aus den Gründen, die sie schilderten, sondern weil ihr Gegner aus vorgefaßten Meinungen heraus handelte und auch hier vor dem letzten Schritt, ihrer Besiegung, zurückschreckte, da ihm dies nicht als das politisch erstrebenswerte Ziel erschien.

Nach dem Mißlingen des Luftbombardements auf England setzte Hitler alle Hoffnungen auf eine Niederhaltung Englands durch den U-Boot-Krieg. Dieser wurde von der Marine ohne jede Einmischung von anderer Seite geführt. Admiral Raeder und Dönitz hatten alle Maßnahmen ungehindert und selbständig durchführen können. Hitler hat sich auch verhältnismäßig wenig in die gesamten mit der U-Boot-Kriegführung verbundenen Probleme eingemischt. Er hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, die allgemeinen Anweisungen für die erforderlichen U-Boot-Bauten und die Durchführung des U-Boot-Krieges zu geben. Im übrigen gestand er offen ein, daß er von der Seekriegführung nichts verstünde, was aber nicht hinderte, daß er bei Mißerfolgen sehr scharfe Kritik übte.

Auch über den Verlauf des U-Boot-Krieges wurde das England-Komitee laufend unterrichtet. Die Kriegsmarine stellte uns Verbindungsoffiziere, die, soweit ihnen das dienstlich möglich war, uns ein verhältnismäßig richtiges Bild von der wirklichen Lage gaben (das sich verständlicherweise von den in den Wehrmachtberichten gegebenen Tatsachen und von der Propagandalinie sehr weitgehend unterschied).

Bezeichnend für diesen Abschnitt des Krieges ist, daß Hitler auch hier stark improvisiert hat. Als der Krieg ausbrach, war er keineswegs darauf vorbereitet, einen U-Boot-Krieg gegen England zu führen. Dazu war die Zahl der vorhandenen U-Boote viel zu klein. Die Vorstellungen, die man gepflegt hatte, waren im wesentlichen romantischer Art. Man hatte an einen Kreuzerkrieg gedacht und gehofft, durch einen umfangreichen Kaperkrieg dem Feind zu schaden. Im

---

* Am 17. September 1940 wurde auf Befehl des Führers die Operation Seelöwe auf unbestimmte Zeit vertagt, da die Luftwaffe des Gegners noch immer unbesiegt sei. Dieser Auszug aus dem Tagebuch der Kriegsmarine gibt, wie man sieht, nicht alle Gründe für Hitlers Entscheidung wieder.

übrigen war die Flotte an Kampfkraft den Engländern in keiner Weise gewachsen. Großkampfschiffe gab es so gut wie überhaupt nicht, die wichtigsten von ihnen wurden erst im Krieg fertig, Kreuzer waren nur in unzureichender Anzahl vorhanden, und die Taschenpanzerkreuzer der Deutschlandklasse erwiesen sich sehr schnell als Nieten. Die tapfere Haltung der Marine und die geschickt geleitete Propaganda für die Marine täuschten allerdings das Publikum über diese Fakten hinweg. Niemand hatte den Mut, in der deutschen Öffentlichkeit wahrheitsgemäß festzustellen, daß Hitler auf einen Seekrieg mit den Engländern nicht vorbereitet war. Daß Admiral Raeder im persönlichen Gespräch mit Hitler diese Tatsache sehr nachdrücklich vorgebracht hat, war nur einem sehr kleinen Kreis bekannt, über den dieses Wissen kaum hinausging.

Umgekehrt scheint auch Hitler selbst ursprünglich keine klare Vorstellung davon gehabt zu haben, wie man England durch einen Seekrieg bezwingen könne. Die naive Ansicht, daß die englischen Inseln durch ein Abschneiden von allen Zufuhren, insbesondere von allen Lebensmittelzufuhren, innerhalb eines Zeitraumes von etwa eineinhalb Jahren blockademäßig zu bezwingen sein könnten, war ihm ursprünglich fremd. Später, als er forderte, man sollte die Engländer durch eine U-Boot-Blockade auf die Knie zwingen, waren die technischen Voraussetzungen hierfür nicht mehr gegeben. Zu der Unklarheit auf diesem Gebiet trug das Material bei, das von einem der Wehrmachtstäbe, nämlich vom Amt für Wirtschaft und Rüstung („Wirü"), ausgearbeitet und das hauptsächlich der Luftflotte zur Verfügung gestellt wurde, während die Marine ihre eigenen Beobachtungen anstellte. Da diese beiden Berechnungen nicht übereinstimmten, wurde eine dritte Instanz eingeschaltet, nämlich das Reichsernährungministerium, das nun seinerseits auf Grund seiner statistischen Erfahrungen ein drittes Memorandum verfaßte, das die Möglichkeit einer Aushungerung Englands behandelte. In den Materialien ergaben sich so große Divergenzen, daß nach Durchsicht aller drei Berichte ohne weiteres klar war, daß offenbar mit ganz verschiedenen zahlenmäßigen Unterlagen gearbeitet wurge. Der Krieg gegen England war also auch, was wirtschaftliche Erkenntnisse betrifft, schlecht vorbereitet.

Denn alle diese Kriegspläne berücksichtigten den einen Gesichtspunkt nicht, der eigentlich selbstverständlich war: daß der Gegner nach Erkenntnis der Blockadeabsichten doch selbstverständlich alles tun würde, um die Absichten der Feindseite zu durchkreuzen. Und gerade auf diesem Gebiet hatte ja England bereits im Krieg 1914/18 Erfahrungen sammeln können, so daß es unschwer war, abzuschätzen, was die Engländer zur Abwehr der Blockade alles tun würden.

Die Engländer bemühten sich, durch eine äußerst scharfe Zensur und Absperrung ihrer Insel von der Außenwelt ein völliges Dunkel über die Zustände in England zu breiten. Das ist ihnen in der Tat meisterhaft gelungen. Zu keinem Zeitpunkt ist es der deutschen Kriegsleitung bekannt gewesen, wie die englischen Rationssätze genau aussahen und wie infolgedessen der Ernährungszustand der englischen Bevölkerung einzuschätzen war. Als es uns nach mühseligen Gefangenenbefragungen auf Grund jahrelanger Beobachtungen der englischen Presse gelungen war, einen vollständigen Rationssatz im dritten Kriegsjahr für England aufzustellen, der, wie ich später feststellen konnte, tatsächlich ungefähr richtig war, erregte der Bericht hierüber die Empörung Hitlers. Er hielt so etwas einfach nicht für möglich, hatte er doch geglaubt, die Engländer seien kurz vor dem Verhungern. Daß die von uns errechneten Rationssätze das Gegenteil bewiesen, wollte er nicht wahrhaben, und ich habe z. B. wegen eines solchen Berichtes tagelang währende Auseinandersetzungen mit Ribbentrop und Hewel gehabt.

Der gegen England begonnene Blockadekrieg war also nicht nur, was das U-Boot-Bauprogramm und den eigentlichen U-Boot-Krieg anbetraf, sondern auch in jeder anderen Hinsicht improvisiert. Er erzielte daher sehr viel weniger Wirkung, als er nach einer sorgfältigen Planung und Vorbereitung hätte haben können. Es kann heutzutage nur als erstaunlich bezeichnet werden, mit welch geringen Mitteln die deutsche U-Boot-Flotte, die sich übrigens großartig schlug, ihre Wirkungen erzielte.

Wenn dieser Krieg gescheitert ist, so lag das allerdings nicht nur daran, daß die Engländer planmäßig, zäh, opferbereit und mit äußerster Überlegung den Plänen zur Aushungerung Englands zu begegnen wußten, sondern auch daran, daß sie es sehr gut verstanden, für die Abwehr der U-Boote neue Waffen einzusetzen. Es war das berühmte Radargerät, eine Art Kurzwellen-Echolot, das es Flugzeugen gestattete, U-Boote zu sichten, lange bevor diese selbst in der Lage waren, den feindlichen Aufklärer zu erkennen. Diese Erfindung war keineswegs neu. Auch die deutsche Luftwaffe hatte sie gehabt, aber Göring hatte die Entwicklung dieses Geräts als überflüssig abgelehnt (wie ihm überhaupt ein gerütteltes Maß an Verantwortung dafür zufällt, daß technische Errungenschaften, die sich späterhin im Verlaufe des Krieges als von größter Bedeutung erwiesen, verspätet oder erst dann entwickelt wurden, wenn der Gegner schon mit solchen Geräten aufgetreten war). Heereswaffenamt und Luftwaffenamt versagten hier in gleicher Weise. Derjenige, der allein diese Dinge erkannte und der ein Verständnis für die technische Entwicklung der Kriegswaffen hatte,

war Hitler selbst. Wie das sein Programm der Wunderwaffen-Entwicklung später gezeigt hat, hat er tatsächlich der Kriegführung neue Wege gewiesen und neue Waffen entwickelt, die allerdings Deutschland nicht mehr zugute kamen.

Als die ersten Berichte über die enormen U-Boot-Verluste infolge der neuen englischen Geheimwaffe eintrafen, herrschte bei allen beteiligten Stellen Konsternierung. Es dauerte Monate, bis man volle Klarheit darüber hatte, was denn die Engländer in den Stand setzte, immer mehr deutsche U-Boote auf den Meeresgrund zu schicken, so daß sie allmählich und sicher eine Überlegenheit in der U-Boot-Abwehr entwickelten.

Fachleute, die ich Gelegenheit hatte, nach dem Krieg zu sprechen, gaben mir eine Erklärung für die Tatsache, warum das Radargerät deutscherseits so spät entwickelt worden ist, die mir durchaus plausibel erscheint. Das war nämlich nichts anderes als der berühmte Befehl Hitlers, der es verbot, daß irgend jemand über sein Gebiet mehr wissen dürfte, als unbedingt notwendig sei, wonach also ein Austausch von Nachrichten zwischen den verschiedenen Abteilungen der Wehrmacht, d. h. also Luftflotte, Kriegsmarine und Heer, unterbunden wurde. Dieser Befehl schuf sozusagen wasserdichte Abteilungen. Was das Heer wußte, war der Marine unbekannt und umgekehrt. Und das gleiche galt für das Verhältnis von Luftwaffe, Marine und Heer. Dieser Mangel an Zusammenarbeit und das Fehlen eines zentralen technischen Planungsstabes waren es, die im U-Boot-Krieg die verhängnisvolle Rolle spielten. Die Engländer entwickelten ihr U-Boot-Abwehrgerät bereits zu einer Zeit, in der dieses Gerät der Luftwaffe voll bekannt war, ohne daß diese es sich erlauben durfte, ihre Kenntnisse an die Marine weiterzugeben.

Zu einem sehr viel späteren Zeitpunkt und als das Wunderwaffenprogramm durchgeführt worden war, hat die deutsche Marine U-Boote geschaffen, die wochen- und monatelang unter Wasser bleiben konnten und damit für Radargeräte kaum zu entdecken waren. Aber als diese neue Waffe zur Verfügung stand, war der Krieg bereits verloren. Die letzten derartigen U-Boote fielen den Russen in die Hände, und nur wenige kamen in den Besitz der West-Alliierten. Diese konnten nicht umhin anzuerkennen, daß Hitler in diesen U-Booten eine tödliche Waffe geschaffen hatte und daß sie froh sein mußten, ihrem Einsatz in größerer Menge entgangen zu sein.

Man kann also wohl feststellen, daß Hitler den Krieg gegen die Engländer verloren hat, weil er drei entscheidende Fehler gemacht hat. Diese Fehler sind zugleich ein Beweis dafür, daß Hitler den Krieg gegen England nicht geplant hat. Der völlige Mangel an Vor-

bereitungen auf dem Gebiet des Luftkampfes wie insbesondere auf dem der Seekriegführung lassen sich nur damit erklären, daß Hitler den englischen Krieg weder plante noch überhaupt in Rechnung stellte. Insbesondere waren alle Maßnahmen der Kriegsmarine so sehr auf eine Defensive und so wenig auf den Ernstfall eingestellt, daß gerade diese wichtigste Waffe im Kampf gegen eine Seemacht als gänzlich unvorbereitet angesprochen werden muß.

Die von Hitler gemachten Fehler waren:

1. das Anhalten der Panzerarmee vor Dünkirchen, was das Entkommen der englischen Invasionsarmee gestattete;

2. der Abbruch des Luftkampfes gegen England in dem Augenblick, als die englische Jagdwaffe praktisch vernichtet war;

3. das Verbot der Zusammenarbeit zwischen Luftwaffe und Marine auf dem Gebiet des U-Boot-Krieges, wobei das Verbot, das ich geschildert habe, es verhindert hat, daß die Marine rechtzeitig über die Möglichkeiten der U-Boot-Abwehr mit Hilfe von Radargeräten durch die Luftwaffe unterrichtet wurde.

Nur wenigen Beteiligten war es damals klar, daß infolgedessen die Engländer bei längerer Dauer des Krieges sich erholen würden und daß sie in einer unerhörten Wucht im Nachstoß dann gegen uns ausholen würden, wenn wir am meisten geschwächt waren. Das war etwa Mitte 1942, also lange vor Stalingrad, bereits sehr deutlich zu erkennen. Aber Hitler zog aus diesen militärischen Erkenntnissen eine andere Folgerung, als sie ein anderer gezogen hätte: er verbot jeden Versuch einer politischen Fühlungnahme mit dem Feind. „Ich verhandle nicht mit dem Feind, solange er siegt. Erst wenn ich selbst wieder gesiegt habe, bin ich bereit, mit ihm zu sprechen", so erklärte er bereits im Sommer 1942 seinem Außenminister, der damit auch jede theoretische Möglichkeit einer politischen Betätigung nach dem Westen hin verlor.

In diesem Zusammenhang ist es aber nun sehr wichtig festzustellen, daß auch auf anderen Gebieten Hitler von einer merkwürdigen, kaum erklärlichen Abneigung erfüllt war, entscheidende Schritte gegen die Engländer zu unternehmen. Es handelt sich hierbei zum Teil um Planungen, die vom technisch-militärischen Standpunkt aus sehr heftig umstritten werden. Ich denke dabei vor allen Dingen an die Art und Weise, wie Hitler den Afrika-Feldzug, den Plan zur Eroberung Gibraltars und den Plan zur Eroberung Maltas behandelt hat.

So erscheint es mir nicht richtig, wenn heutzutage von spanischer Seite behauptet wird, daß die Weigerung Francos nach der berühmten Unterredung mit Ribbentrop und Hitler bei Hendaye allein die

Ursache dafür gewesen sei, daß das Gibraltar-Unternehmen unterblieb. Nach den mir sowohl vom Außenminister als auch von Hewel gemachten Mitteilungen weiß ich vielmehr, daß Hitler unmittelbar nach der Unterredung mit Franco, in der dieser sich geweigert hatte, die deutschen Truppen durchmarschieren zu lassen, womit die Durchführung des Gibraltar-Unternehmens unmöglich wurde, wiederum den Gesichtspunkt in den Vordergrund schob, daß die Engländer dies sich auf keinen Fall gefallen lassen könnten. „Der Verlust von Gibraltar ist ein Schlag, den uns die Engländer nie verzeihen können", so erklärte er Hewel. Er wünsche alle Möglichkeiten zu einem Friedensschluß offenzuhalten. Es dürfe daher nichts unternommen werden, was ihren Kampfeswillen erregen oder steigern würde.

Im Falle Maltas hatte Hitler andere Gründe. Zu dem Zeitpunkt, an dem man Malta hätte nehmen können, unterließ es Hitler, weil er die Insel für unwesentlich hielt. Als das Unternehmen endlich geplant wurde, blies er es in letzter Minute ab, weil er befürchtete, daß die Italiener ihn im Stich lassen könnten. So unterblieb die entscheidende Sicherung des Nachschubs nach Afrika aus jenem denkwürdigen falschen Respekt vor den Engländern, der Hitler unbewußt immer wieder beeinflußte.

Am groteskesten war für unser Gefühl aber die Behandlung des Afrika-Feldzuges. Ich bin überzeugt, daß jemand, der den Willen gehabt hätte, die Engländer zu schlagen, den Afrika-Feldzug nicht verloren hätte. Für Hitler war der ganze Afrika-Feldzug aber lediglich ein Unternehmen zur moralischen Unterstützung der von ihm verachteten Italiener. Daß Goebbels die Erfolge Rommels so groß herausstellte, hat Hitler mehr als einmal als sehr ärgerlich empfunden. Jedenfalls ließ er sich aber nicht in seinen „großen Entscheidungen" von diesen Dingen beeinflussen. Der Afrika-Feldzug war ihm im Grunde genommen gleichgültig, und als er sich schließlich viel zu spät dazu entschloß, doch größere Truppenmengen nach Afrika zu werfen, war es bekanntlich zu spät. Die Katastrophe von Tunis war die Konsequenz einer fehlerhaften Politik, die zu spät einsah, daß Afrika eine eminente Bedeutung für England hatte.

Berichte, welche Folgen ein deutscher Sieg in Afrika, eine Eroberung Ägyptens und des Suez-Kanals haben würden, lehnte Hitler als lächerlich ab. Auf den Bericht eines Vertrauensmannes, der darauf hinwies, daß die Einnahme des Suez-Kanals und Ägyptens unter Umständen den Sturz des Kabinetts Churchill zur Folge haben könnte, erklärte er Hewel, daß dies Phantasien seien.

Am groteskesten wurde mir dies alles bewußt, als ein Ereignis die Welt erschütterte, das ebenso überraschend wie erstaunlich war: der

Flug Rudolf Heß' nach England! Ich selbst geriet in den (allerdings unbegründeten) Verdacht, in diese Angelegenheit verwickelt zu sein, da ich mit Albrecht Haushofer befreundet war und Heß von meiner Studienzeit her gut kannte. Ich kam daher zu der zweifelhaften Ehre einer Vernehmung über die Angelegenheit, unmittelbar nachdem sie bekanntgeworden war, die von niemand anderem als von Ribbentrop und – Himmler persönlich geführt wurde.

Wir befanden uns in Salzburg, bzw. Ribbentrop in Fuschl, als diese Nachricht eintraf. Bevor sie noch bekanntgeworden war und bevor ich selbst irgend etwas darüber erfahren hatte, wurde ich zu Ribbentrop bestellt. Er empfing mich im Schloß Fuschl im Salon und stellte mich bei dieser Gelegenheit Himmler vor, dem ich bis dahin noch nie in meinem Leben begegnet war. Ribbentrop hielt es für richtig, mich unvorbereitet zu vernehmen, denn er stellte mir sofort die Frage: „Was wissen Sie von der Flucht Rudolf Heß' nach England?"

Wahrheitsgemäß konnte ich auf diese merkwürdige Frage nur antworten, daß mir nichts darüber bekannt sei. Ich bäte, mir mitzuteilen, was sich abgespielt habe. Darauf schilderte Himmler in knappen Worten, daß sich Heß ein Flugzeug genommen habe und nach England geflogen sei. Er habe dem Führer einen Brief geschrieben, in dem er erklärte, er hoffe über den Herzog von Hamilton einen Frieden mit England vermitteln zu können. Die Briefe an den Herzog seien über Haushofer und Burckhardt nach England gegangen.

Ich erwiderte wahrheitsgemäß, daß ich Heß seit einem Jahr nicht mehr gesprochen und er mir bei unserer letzten Unterredung gesagt habe, Hitler werde die Engländer bis zum letzten Mann niedermachen und Frauen und Kinder über die Klinge springen lassen. Ich hätte mich gefragt, ob Heß noch bei Verstand gewesen sei, als er mir das sagte.

Das entsprach selbstverständlich in großen Zügen auch der Wahrheit – ich verschwieg allerdings, daß Heß, nachdem ich ihm sehr heftig widersprochen hatte, sich zuletzt wieder ruhig mit mir über eine belanglose Angelegenheit aus unserer Jugendzeit unterhalten hatte. Ribbentrop fragte mich daraufhin erstaunt, ob ich wirklich nichts wisse. Das sei doch bei meinen intimen Beziehungen ganz unmöglich. Da ergriff zu meinem Erstaunen Himmler meine Partei und verteidigte mich gegen meinen Chef. Himmler ging sogar so weit, daß er in einem sehr ruhigen, aber doch fast unfreundlich zu nennenden Tone zu Ribbentrop sagte: „Herr v. Ribbentrop, es steht außer Zweifel, daß Herr Dr. Hesse in diese Angelegenheit in keiner Weise verwickelt ist. Der Führer möchte ja durch die Vernehmung auch nur klarstellen, welche Aussichten der Friedensschritt von Heß hat."

Die absolute Verblüffung, die ich ganz zweifellos auf diese Erklärung hin zeigte, muß wohl auch Ribbentrop davon überzeugt haben, daß ich tatsächlich unbeteiligt war und die ganze Vorstellung für absurd hielt, was ihm offensichtlich sehr willkommen war. Nachdem sich das Gespräch eingangs in keineswegs freundlich zu nennenden Formen abgespielt hatte, glich es von da ab mehr einer freundlichen Konversation als einer ausgesprochenen Vernehmung. Ich bat daher Himmler, mir noch einmal sämtliche Details zu geben, der das freundlich und gleichmäßig tat, wie dieser Mann überhaupt damals auf mich eher einen etwas subalternen aber angenehmen Eindruck machte, während von seiner Härte und seiner Grausamkeit auch der schärfste Beobachter nichts hätte feststellen können.

Ich wiederholte, daß der Herzog von Hamilton, den ich zufälligerweise ebenfalls in London kennengelernt hätte, eine völlig bedeutungslose Persönlichkeit sei, da er politisch ohne Einfluß wäre. Sein gegenwärtiger Rang als Hauptmann der Luftwaffe zeige im übrigen, daß er auch nur ein untergeordnetes Kommando führe. Er habe meines Wissens keinerlei Beziehungen zur britischen Regierung, zum britischen Geheimdienst oder zu Churchill. Ich hielte es daher für völlig unwahrscheinlich, daß die Engländer einen derartig bedeutungslosen Mann und einen politisch unerfahrenen Mann dazu benutzten, einen Friedensfühler mit Deutschland in Gang zu setzen. Dazu hätten sie so viele andere Möglichkeiten, daß dies völlig ausgeschlossen wäre.

„Und", so fragte mich da Himmler, „wenn nun der Herzog von Hamilton doch in diesem Sinne an Heß geschrieben hat?"

„Dann", so erwiderte ich ihm, „sind die Briefe möglicherweise nicht vom Herzog von Hamilton, sondern Arbeiten eines Provokateurs, Arbeiten von Personen, die sich bemüht haben, aus mir allerdings unverständlichen Gründen, Heß nach England zu locken, vielleicht auch nur, um aus ihm Nachrichten über die weiteren Absichten Hitlers herauszuholen." Himmler trat daraufhin auf mich zu, blickte mich sehr ruhig an und sagte: „Was wollen Sie damit sagen? Meinen Sie, daß Heß etwas über die Absichten des Führers in bezug auf Rußland verraten könnte?" In diesem Augenblick intervenierte Ribbentrop und sagte: „Herr Dr. Hesse ist nur mein Englandreferent, er ist über die russischen Absichten nicht unterrichtet." Ich erklärte daraufhin lediglich, ich hielte es für ausgeschlossen, daß Heß Verrat begehen könne, aber ich könnte mir vorstellen, daß ein Idealist in der Absicht, die Engländer zu gewinnen, ihnen etwas von den russischen Absichten, wenn solche bestehen sollten, erzählen könnte. Aber das sei natürlich eine Spekulation . . .

Himmler fragte mich darauf, ob man also meine Meinung so zu-

sammenfassen könnte: ich hielte es für aussichtslos, daß durch den Flug von Heß ein Friede mit England zustande käme. Ich sollte mir diese Frage genau überlegen; das sei das einzige, was Hitler interessiere. Ich erwiderte: „Nein, ich halte es für ausgeschlossen!" Und war damit entlassen. Himmler und Ribbentrop fuhren darauf zu Hitler. Ribbentrop kam nach wenigen Stunden wieder; er nahm mich beiseite und, den Kopf schüttelnd, ging er einige Schritte mit mir vor dem Schloß Fuschl auf und ab: „Eine unverständliche Sache! Ich habe dem Führer berichtet, was Sie gesagt haben, und habe betont, daß ich Ihre Ansicht voll und ganz teile. Das ist ein Narrenstreich, wie wir ihn uns schlimmer nicht vorstellen können. Wenn der Führer nur nicht immer auf solche Narren hereinfallen wollte, die ihm vorgaukeln, daß es einen leichten Frieden mit den Engländern geben könnte. Stellen Sie sich vor, er hat es tatsächlich für möglich gehalten, daß Heß doch Erfolg haben könnte. Na, das ist jetzt alles anders, seien Sie froh, daß Sie mit der Angelegenheit nichts zu tun haben. Heß und sein Stab sind von jetzt an tote Leute."

VI. Kapitel

Die Westfrage während des Rußland-Feldzuges

Hitler verlor den Krieg gegen den Westen, weil er den Krieg gegen Rußland begann, bevor er die Engländer besiegt hatte. Er selbst sah die Dinge jedoch anders. Er war der Auffassung, daß die Niederwerfung Rußlands der Weg dazu sein würde, die Engländer zu einer Verständigung zu zwingen. Er hatte die Vorstellung, daß nach einer Niederlage der Sowjets die Engländer von selbst „angelaufen kommen würden, um ihn um Frieden zu bitten", den er dann großmütig zu gewähren gedachte.

Der tatsächliche Verlauf des russischen Unternehmens enttäuschte jedoch diese Hoffnungen. Andererseits hinderte der russische Feldzug Hitler daran, U-Boot-Krieg und Luftkrieg gegen die Engländer in dem Ausmaß zu führen, in dem das notwendig gewesen wäre, um sie niederzuringen.

Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, Ribbentrop unmittelbar nach seiner Unterredung mit Molotow zu sprechen. Er meinte damals, daß die Forderungen der Sowjets auf Zubilligung eines Einmarschrechts in Bulgarien und auf eine Inbesitznahme der Dardanellen Material wäre, das man den Engländern zur Kenntnis bringen müßte, um ihnen klarzumachen, daß die Sowjets ihre Interessen bedrohten und sie daher nachgeben sollten. Er erklärte mir aber gleichzeitig dabei, daß die russischen Forderungen in weiteren Verhandlungen geklärt würden. Ja, er sagte mir sogar, man werde nicht umhinkönnen, die Wünsche der Sowjets zu erfüllen, um sie bei der Stange zu halten, wenn die Engländer sich nicht endlich zum Nachgeben entschlössen und mit uns Frieden schließen wollten! Ribbentrop war eben gegen den Rußland-Krieg.

In der Tat ist mir aus späteren zahlreichen Gesprächen mit Hewel und anderen Persönlichkeiten klargeworden, daß auch Hitler der Entschluß zum Krieg gegen Rußland keineswegs leicht geworden ist.

Den endgültigen Ausschlag gaben die Ereignisse in Jugoslawien: Die Tatsache, daß die Regierung Zwetkowitsch und der Prinzregent Paul unmittelbar nachdem sie einen Freundschaftsvertrag mit Deutschland geschlossen hatten, der Jugoslawien in die Reihe der deutschen Verbündeten stellte und den Konfliktstoff mit Italien beseitigt hatte, gestürzt wurden und daß an ihre Stelle eine deutschfeindliche Regierung trat, die sämtliche Abkommen aufkündigte, gab Hitler den letzten Anstoß, den Krieg mit Rußland zu beginnen.

Obwohl die offizielle deutsche Propaganda die Engländer der Machinationen beschuldigt hat, die zum Sturz der Regierung Zwetkowitsch führten, war Hitler, wie ich aus Bemerkungen Ribbentrops weiß, fest überzeugt, daß es sich hier um eine Sowjet-Machenschaft handele, um ihn zu zwingen, den Krieg gegen Rußland hinauszuschieben, ja, nach Möglichkeit diesen Krieg noch im gleichen Jahr unmöglich zu machen. Denn es ist ja wohl klar, daß infolge des zweimonatigen deutschen Feldzuges in Jugoslawien der Zeitpunkt für den Beginn des russischen Feldzuges schließlich so weit hinausgeschoben wurde, daß es von vornherein zweifelhaft war, ob Rußland in einem Sommerfeldzug besiegt werden könne. Von Juni bis zum September standen ja praktisch nur vier Monate zur Verfügung, eine Zeitspanne, die von den militärischen Sachverständigen als unzureichend für die Niederwerfung Sowjet-Rußlands angesehen wurde. Hitler hat zweifellos geglaubt, daß dies in der Absicht der Sowjets gelegen hätte, die noch Zeit brauchten, um ihren großen Aufmarsch und ihre Rüstung zu vervollständigen. Es schien ihm daher völlig klar zu sein, daß die Russen das Ganze angelegt hatten, um eine Vertagung der Absicht, im Sommer 1941 mit dem Krieg zu beginnen, zu erzwingen. Gerade daraus schloß er aber auf die Unvermeidlichkeit der Auseinandersetzung.

Ribbentrops Haltung in diesen Dingen ist überaus schwankend gewesen. Aus den Besprechungen mit ihm und den Bestätigungen, die ich hierfür durch Hewel erhielt, geht einwandfrei hervor, daß er der schärfste Gegner eines Feldzuges gegen die Russen war*.

Am deutlichsten spricht für die These, daß Ribbentrop gegen den russischen Krieg war – wie er mir wiederholt während dieser Zeit und auch später versichert hat –, daß er den Versuch gemacht hat, Hitler den ganzen Plan auszureden. Das hat Hewel ebenfalls bezeugt. Es wird u. a. dadurch bewiesen, daß er den deutschen Botschafter in Moskau, den Grafen Werner v. d. Schulenburg, zusammen mit seinem Botschaftsrat, dem bekannten Wirtschaftssachverständigen Gustav Hilger, nach Berlin kommen ließ, um Hitler Vortrag über die militärischen, wirtschaftlichen und anderen Möglichkeiten Rußlands halten zu lassen. Dieser Vortrag Schulenburgs ist tatsächlich zustande gekommen. Er nahm – nach Ribbentrops Schilderung – einen dramatischen Verlauf. Hitler sprang im Verlauf der Unterredung auf, lief im Zimmer hin und her und ging schließlich, ohne sich zu verabschieden, nur mit einem wütenden Blick auf Ribbentrop, die Türe hinter sich zuschlagend, aus seinem Arbeitszimmer hinaus, so daß also Schulenburg und Ribbentrop verdutzt zurückblieben, ohne sich einen

* Er bestätigte dies ausdrücklich in seinem Buch: „Zwischen London und Moskau".

Vers aus der ganzen Angelegenheit machen zu können*. Später rief Hitler Ribbentrop an und erklärte ihm, er wolle von derartigen Idioten, wie seinen Botschaftern, nichts mehr wissen, da diese doch nichts verstünden. Schließlich sollte er wissen, daß er, Hitler, immer gegen alle Sachverständigen recht behalten habe.

Nach den weiteren Schilderungen, die mir Ribbentrop gegeben hat, hat Hitler von ihm verlangt, daß er sich Hitlers „besserer" Einsicht unterordne, was Ribbentrop dann schließlich auch tat.

Abgesehen von der Auseinandersetzung um das eigentliche Problem spielte aber auch das Verhalten Italiens in den Vorstadien des russischen Konflikts eine gewisse Rolle. Die Italiener waren bei Ausbruch des Krieges entgegen Hitlers Erwartungen neutral geblieben, eine Tatsache, die ganz zweifellos sehr wesentlich dazu beigetragen hat, daß es zu einer Ausweitung des Krieges im Westen gekommen ist. Nachdem der Frankreich-Feldzug aber so glatt und so glücklich verlaufen war, änderten die Italiener ihre Haltung und beteiligten sich in den letzten Tagen des Frankreich-Feldzuges plötzlich doch an dem Krieg gegen die Franzosen.

Dieses Eingreifen Mussolinis hat Hitlers und Ribbentrops Ärger in ganz besonderem Maße erregt. Sie waren der Auffassung, daß es sich um einen „Schurkenstreich" oder eine „ganz besonders erbärmliche Angelegenheit" handele, und Hitler gab wiederholt seiner Verachtung der Italiener im internen Kreise Ausdruck. Auch durchkreuzte natürlich der späte italienische Kriegseintritt, der weder von Hitler noch von Ribbentrop gewollt war (den vielmehr Ciano inszeniert hatte, weil er hoffte, auf diese Weise billig an der Beute beteiligt zu werden), Hitlers Absicht, die Italiener als neutrale Vermittler zur Beilegung des Konfliktes mit den Engländern einzusetzen.

„Es wäre", so erklärte mir Ribbentrop, „Mussolinis große Aufgabe gewesen, als Neutraler den Krieg zwischen den Deutschen und den Engländern beizulegen und den Frieden zu vermitteln." Und Hewel bestätigte, daß dies auch die Auffassung Hitlers war.**

---

* Nach einer Darstellung des Botschaftsrats Gustav Hilger, Schulenburgs Mitarbeiter, hat sich die Angelegenheit anders abgespielt. Nach dieser Darstellung übergab Ribbentrop in Gegenwart Schulenburgs Hitler am 28. April 1941 in Wien eine von Schulenburg und Hilger verfaßte Denkschrift, die vor einer Unterschätzung Sowjet-Rußlands warnte. In dem Gespräch zwischen Hitler, Schulenburg und Ribbentrop sei diese Frage jedoch nicht berührt worden. Hitler habe vor Verlassen des Zimmers dem Grafen v. d. Schulenburg pointiert gesagt: „Ich beabsichtige keinen Krieg gegen Rußland!" Schulenburg habe dies aber nicht geglaubt, sondern ihm, Hilger, nachher gesagt: „Der Kerl hat mich angelogen!" Beide Darstellungen können aber durchaus auf einen Nenner gebracht werden.

** Aus den Akten geht hervor, daß Hitler Mussolinis Kriegseintritt überschwenglich begrüßt hat. Aber konnte Hitler sich anders äußern? Das Ganze ist ein Beispiel dafür, wie Akten „lügen" können!

Hätten sich die Italiener mit dem Kriegseintritt gegen Frankreich und England begnügt, so daß allein der Krieg in Afrika zu führen gewesen wäre, so wäre dies bereits unbequem genug gewesen. Aber Ciano begnügte sich nicht damit. Er verstand es, seinen Schwiegervater Mussolini zu einem Angriff auf Albanien und Griechenland zu bewegen, der mit den kläglichsten Niederlagen der Italiener begann. Das Hineinziehen Griechenlands in den Krieg bedeutete in der Vorstellung Hitlers aber das Heraufbeschwören einer zusätzlichen großen Gefahr. Das war nämlich in seinen Augen die zweite und dritte Front, die unter allen Umständen zu vermeiden war! Hitler lebte ja durchaus in den Vorstellungen des ersten Weltkrieges und in den Erfahrungen, die man damals gesammelt hatte. Die mazedonische Front hatte seinerzeit in höchstem Maße zum Zusammenbruch der Donaumonarchie beigetragen.

Man kann also, wenn man so will, die unglückliche Politik Italiens auf dem Balkan als eine Vorbelastung des russischen Feldzuges betrachten. Jedenfalls war dies bei Hitler der Fall, den alle diese Verzögerungen seines Planes in Erregung und in wachsenden Zorn versetzten.

Vor Beginn des Rußlandkrieges zeigte sich zudem, auf welch schwachen Füßen Hitlers Bündnisse standen; es erwies sich nämlich nicht mehr und nicht minder, als daß auch das Bündnis mit Japan nur ein Scheinbündnis war.

Kurz vor Ausbruch des Rußlandkrieges besuchte der japanische Außenminister Matsuoka Berlin und entsprach damit einem seit langem von Hitler geäußerten Wunsch, sich auch persönlich mit den Leitern der japanischen Außenpolitik zu besprechen. In den Unterredungen Matsuokas mit Hitler und Ribbentrop haben beide nach den mir hierüber gemachten Mitteilungen alle Mittel der Beredsamkeit aufgewendet, um Matsuoka davon zu überzeugen, daß Japan an der Seite Deutschlands in den Krieg eintreten müßte.

Die Japaner sind einer klaren Beantwortung der Frage, warum sie auf dieses Ersuchen nicht reagiert haben, bis zum Kriegsende ausgewichen. Matsuoka nahm jedenfalls die deutschen Mitteilungen entgegen und ließ sich überall feiern, machte dann noch einen kurzen Besuch in Italien, wo er sich sehr eingehend mit Ciano besprach, und kehrte, offensichtlich mit italienischen Ratschlägen versehen, über Moskau nach Japan wieder zurück.

In Moskau schloß Matsuoka mit den Russen einen offenbar bereits seit einiger Zeit vorbereiteten Nichtangriffspakt ab, tat also genau das Gegenteil von dem, was man ihm deutscherseits so deutlich wie möglich nahegelegt hatte. Dieser Nichtangriffspakt, der offenbar auch

militärische Klauseln und Zusicherungen enthalten hat, die sehr weitreichender Natur waren, hat später im Verlauf des russischen Feldzuges eine wichtige Rolle gespielt.

Vom japanischen Standpunkt aus war Matsuokas Handeln selbstverständlich richtig. Wenn Ribbentrop ihm gegenüber von einem möglichen Konflikt mit Sowjet-Rußland gesprochen hat, so halte ich dies für eine durchaus plausible Erklärung dafür, warum Matsuoka auf die russische Anregung eingegangen ist, den Vertrag zu schließen. Da die Japaner gegen einen Angriff auf Sowjet-Rußland waren, war ihr Vertrag ein deutlicher Wink an die deutsche Adresse, den geplanten Feldzug bleiben zu lassen. Wenn andererseits Japan, wie es sehr wahrscheinlich ist, bereits damals die Absicht hatte, einen Krieg gegen die Amerikaner zu führen, dann mußte es sich den Rücken sichern. Daß Matsuoka, der hierzu alle Vollmachten von seinem Kabinett hatte, die Gelegenheit zur Neutralisierung der Russen in Moskau benutzt hat, war also nur verständlich. Nur war dies erklärlicherweise auch ein Beweis dafür, daß es eben mit dem japanisch-deutschen Militärbündnis nicht weit her war. Schließlich bestehen Militärbündnisse ja wohl nicht zu dem Zweck, daß der eine gegen einen Feind Krieg führt, während der andere mit ihm eine Art Rückversicherungsvertrag schließt.

Ich erlebte selbst die Reaktion Ribbentrops, als er die Nachricht über den Abschluß des Nichtangriffspaktes zwischen Japan und Sowjet-Rußland hörte. Ribbentrop sprang auf und war einfach empört. Er bezeichnete den Abschluß des Paktes als einen niederträchtigen Streich und als einen Beweis dafür, daß man den Japanern nicht trauen könne.

Hitlers Reaktion auf den japanischen „Verrat" war der Ribbentrops durchaus ähnlich, nur sah er die Dinge sachlicher und weniger vom persönlichen Standpunkt aus. Er hatte sofort den Verdacht, daß die Japaner seine Angriffsabsichten gegen Sowjet-Rußland in Moskau verraten und sich aus irgendwelchen dunklen Gründen an die Russen verkauft hätten. Er befürchtete also, daß durch einen Verrat seiner Absichten die militärischen Pläne gegen Sowjet-Rußland durchkreuzt worden seien. Militärisch zog er hieraus den verständlichen Schluß, daß er nunmehr keine Zeit zu verlieren habe und daß er, nachdem alle seine Pläne den Sowjets durch diese ungetreuen Alliierten verraten worden seien, erst recht zum baldigen Schlagen gezwungen sein würde.

Der Abschluß des russisch-japanischen Neutralitätsvertrags bestärkte Hitler also in seinem Entschluß, den Feldzug gegen Rußland so bald als möglich zu beginnen.

Daß trotz dieses unerwarteten Ereignisses die Beziehungen zu Japan bestehen blieben, war ein Wunder. Hitler und Ribbentrop überredeten sich gegenseitig, daß man gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, weil man andernfalls das Spiel den Engländern allzu leicht machen würde. Im übrigen gab Hitler sich nicht geschlagen. Er bestand darauf, daß Ribbentrop den Versuch machen müsse, die Japaner doch noch zum Losschlagen gegen Rußland zu bewegen, und es ist mir bekannt, daß ein großer Teil der Bemühungen Ribbentrops während des Krieges hierauf gerichtet war, wenn auch, wie die Geschichte zeigt, völlig ergebnislos.

Mir erschien damals dieses Ereignis jedenfalls wie ein warnender Paukenschlag des Schicksals. Alle Mächte schienen sich gegen Hitlers Rußlandplan verschworen zu haben, da ja die aufeinanderfolgenden unglücklichen Ereignisse, der überflüssige italienische Einfall in Albanien und Griechenland, der Sturz der deutschfreundlichen Regierung in Jugoslawien und der Streich Matsuokas in Moskau so deutliche diplomatische Fehlschläge in der Vorbereitung des Rußland-Feldzuges waren, daß schon ein ungewöhnliches Maß an Starrsinn dazu gehörte, um trotz aller dieser Fehlschläge den Waffengang im Osten zu beginnen.

Der deutsche Angriff in Rußland hätte also den Sowjets nicht überraschend kommen dürfen. Ob sie geglaubt hatten, daß alle diese diplomatischen Fehlschläge und die Verzögerung durch den Balkanfeldzug Hitler vom Schlagen abhalten würden? Es scheint, daß dies der Fall war.

Auch in diesem Falle waren die politischen Erwartungen, die Hitler bezüglich der Rückwirkung auf England gehegt hatte, falsch. Nach den Mitteilungen Ribbentrops hierüber hat Hitler gehofft, daß sein Einmarsch in Rußland den Sturz des Kabinetts Churchill zur Folge haben werde! Churchills berühmte Rede, in der er darauf hinwies, daß der Gefreite Hitler mit dem Rußland-Einfall den entscheidenden Fehler gemacht habe, der zu seinem Sturz führen werde, verwundete ihn um so tiefer. Daß das englische Parlament Churchills überaus geschickter Rede auch noch zujubelte, versetzte ihn in heftigen Zorn, und er hat diesen Gefühlen in einer sehr lebhaften Unterredung mit Ribbentrop starken Ausdruck gegeben. Ich selbst bekam die Nachwirkungen dieser Auseinandersetzung zu spüren, da Ribbentrop auf den Einfall gekommen war, zu glauben, unsere Propaganda gegen England sei daran schuld, daß Churchill auf den Rußland-Einmarsch hin nicht gestürzt worden wäre. Er hat mir in einer längeren Unterredung vorgehalten, daß wir hier kläglich versagt hätten, und darum seien auch die von Hitler gewünschten Ergebnisse nicht eingetreten.

Meine sehr energischen Entgegnungen, in denen ich ihm klarzumachen versuchte, wie wenig unsere Propaganda auszurichten vermöchte, wollte er nicht gelten lassen.

Der Rußland-Feldzug bedeutete auch eine einschneidende Änderung für die gesamte diplomatische Lage, in der sich das Deutsche Reich befand. Hitler war damals auf dem Höhepunkt seiner Macht. Europa lag ihm praktisch zu Füßen, England war ausgeschaltet, und alle Völker fürchteten, daß der nächste Schlag des Kriegsgewitters sie treffen würde. Hitler hatte tatsächlich das weitere Schicksal der Welt in seiner Hand. Im Freundeskreise rühmte er sich dessen ganz offen und enthüllte dabei seine Absichten. „Jetzt werde ich", so erklärte er nach dem Beziehen des neuen Hauptquartiers, der „Wolfsschanze" in Ostpreußen, „Europas Geschichte ein neues Gesicht geben. Ich werde die Gefahr des Bolschewismus ein für allemal beseitigen und Deutschland in Polen und der Ukraine das große Kolonialland geben, das die Deutschen dann in den nächsten 1000 Jahren besiedeln und germanisieren können. Damit werde ich dem deutschen Volk endgültig eine Aufgabe geben, die seiner würdig ist. Zugleich werde ich Europa einen 1000jährigen Frieden bescheren, denn wenn alle deutschen Energien auf die Erschließung dieser Gebiete gerichtet sind, dann wird es weder deutsch-französische noch deutsch-englische Konflikte mehr geben. Ich brauche dann die Kolonien nicht mehr, die mir die Engländer immer wieder auf dem Servierbrett angeboten haben, ja, ich kann es mir dann leisten, das englische Weltreich wirklich zu garantieren. Aber ich verstehe, daß das ein so revolutionärer Gedankengang ist, daß er nur mit Gewalt durchgesetzt werden kann. Aber wenn ich ihn einmal verwirklicht habe, dann werden die Engländer, Amerikaner und Franzosen mit mir Frieden schließen, denn sie werden dann sehen, daß ich von ihnen ja gar nichts will."

Wie man sieht, sind diese Vorstellungen durchaus den in „Mein Kampf" geäußerten Ansichten gleichzusetzen; sie waren also zwanzig Jahre hindurch bei Hitler lebendig geblieben und bilden das A und O zum Verständnis seiner Außenpolitik. Alles, was er getan hatte, war nur mehr für dieses eine Ziel geschehen, für den Großkampf im Osten, den er nun bewußt herbeizuführen gewillt war. Es ist daher verständlich, daß Hitler keiner weiteren Begründung für den Krieg gegen die Russen bedurfte.

Daß damit zugleich eine Verschärfung der Kriegführung verbunden war, wurde mir klar, als ich im letzten Augenblick vor der Abreise Hitlers und Ribbentrops in das ostpreußische Hauptquartier, die nachmals so berühmte Wolfsschanze, zur Mitreise befohlen wurde. Nachdem einige Tage vergangen waren, befahl Ribbentrop Abetz

und mich zu einem Privatgespräch, um das Thema der anti-englischen Propaganda zu behandeln. Er hatte bereits eine lebhafte Auseinandersetzung mit Abetz gehabt; allerdings ist mir nicht mehr in Erinnerung geblieben, worum es sich dabei gehandelt hat. Ich weiß nur noch, daß sowohl Abetz wie Ribbentrop in äußerst gereizter Stimmung waren, als das Gespräch abseits vom Zuge mitten in einem ostpreußischen Getreidefeld in der Nähe von Angerburg begann.

Auch diese Szene war, wie so viele andere, zunächst von einer unfreiwilligen Komik. Um völlig unbeobachtet zu sein und um es einem Unbefugten unmöglich zu machen, daß wir abgehört wurden, hatte Ribbentrop nämlich befohlen, daß ein Platz mitten in einem riesigen Getreidefeld freigemacht wurde, und hatte ringsherum in einem Abstand von einigen hundert Metern, also außer Hörweite, Polizeiwachen aufgestellt, die verhindern sollten, daß sich irgend jemand uns unbefugt näherte. Der Platz, der frei gemacht worden war, war nur viel zu klein, so daß man sich kaum bewegen konnte. Außerdem waren nur zwei Feldstühle mitgebracht worden, so daß abwechselnd immer einer von uns im Getreide stehen mußte. Kollegen, die uns aus der Entfernung beobachteten, erzählten mir später, daß es einen unglaublichen komischen Eindruck gemacht habe, zu sehen, wie da drei Personen im Halbdunkel, bis zur Brust im Getreide verborgen, wie wild miteinander gestikuliert hätten.

Das Gespräch begann bereits mit einer außerordentlich heftigen Auseinandersetzung zwischen Ribbentrop und Abetz über die Frage der Behandlung der französischen Zivilbevölkerung. Abetz wandte sich mit äußerster Schärfe gegen gewisse geplante polizeiliche Maßnahmen, insbesondere gegen die Erteilung größerer Polizeibefugnisse an den SD und damit an die Dienststellen Himmlers. Er betonte, daß die Ruhe in Frankreich im wesentlichen durch seine auf Verständigung ausgerichtete Politik gewährleistet werde, während der SD und die von ihm vorgeschlagenen Sicherheitsmaßnahmen mit Bestimmtheit eine Irritierung und wahrscheinlich sehr bald den Haß der französischen Bevölkerung hervorrufen würden.

Ribbentrop machte uns daraufhin Enthüllungen, die zeigten, daß ein völlig neuer Wind zu wehen begann. „Das alberne Mitgefühl mit dem Feind muß einmal aufhören! Wissen Sie denn nicht, was der Führer für Maßnahmen hier im Osten befohlen hat? Mit Humanitätsduselei kommen wir nicht weiter, sondern nur, wenn wir mit jedem Mittel brutal durchgreifen. Wir kämpfen ja schließlich gegen die Bolschewiken, den Abschaum des übelsten Verbrechergesindels in der Welt, die mit jedem Mittel gegen uns arbeiten. Glauben Sie, daß dieses Mörder- und Diebesgesindel uns oder unsere Soldaten schonen

wird? Und da wagen Sie es, Vorsichtsmaßnahmen, die gegen Frankreich geplant sind, als unwürdig zu bezeichnen? Sie haben offenbar Ihren Verstand verloren, Herr Abetz!"

Abetz setzte zu einer Entgegnung an, hielt es wohl aber doch für klüger, zu schweigen. Und so starrten sich Ribbentrop und Abetz einige Minuten voller Wut gegenseitig ins Gesicht, bis Abetz schließlich die Hacken zusammenschlug, sich verbeugte und zu Ribbentrop sagte: „Dann bitte ich um Enthebung von meinem Posten." Als dieser nicht sofort antwortete, schlug er abermals die Hacken zusammen und verließ den Kampfplatz, so daß Ribbentrop und ich allein zurückblieben.

Ich habe mich nach dieser Szene sehr unbehaglich gefühlt. Von dem Streitobjekt hatte ich bisher noch nichts gehört. Daher fühlte ich mich auch sachlich nicht in der Lage, irgendeine Bemerkung zu machen, und glaubte, daß Ribbentrop nun seine Wut an mir auslassen würde. Nachdem er minutenlang Abetz nachgestarrt hatte, drehte er sich jedoch um, setzte sich wieder wie ein müder und geschlagener Mann hin, forderte mich auf, mich ebenfalls zu setzen, und begann nach längerer Zeit weiteren Schweigens ein Gespräch über ein anderes Thema mit mir, nämlich über das Thema der Auslandspropaganda.

Und dann begann er plötzlich von seinen Sorgen zu sprechen, die er habe. Er wiederholte mir gegenüber, daß er gegen den Krieg mit Rußland gewesen sei, erzählte mir, was er alles an Denkschriften, Maßnahmen usw. hiergegen unternommen hatte, und fuhr dann fort: „Leider hat Hitler nicht auf mich gehört. Es gibt natürlich Leute, die glauben, daß, weil ich technisch die Weisungen des Führers zu vollziehen habe, ich für diese Dinge verantwortlich bin. Ich fürchte, der Führer täuscht sich. Ich möchte nur wissen, welcher Idiot ihm eingeredet hat, daß der Rußland-Feldzug in sieben bis zehn Wochen zu Ende sein wird. Ich halte das für völlig ausgeschlossen. Noch schlimmer ist es, daß er mir verboten hat, irgendwelche diplomatischen Aktionen zu unternehmen. Hitler hat mir gestern erklärt: ‚Herr von Ribbentrop, ich wünsche nicht, daß wir vor dem Sieg über die Russen irgendwelche Gespräche mit den Engländern oder anderen Westmächten führen. Erst nach dem Sieg über Rußland lasse ich wieder mit mir reden. Wenn es jemand wagt, vorher mit den Engländern zu sprechen, so lasse ich den Burschen erschießen. Sie stehen mir gerade dafür, daß jeder Fühler nach der englischen Seite unterbleibt. Die Engländer bilden sich ein, ich hätte einen Fehler gemacht. Nun gut, ich werde ihnen das Gegenteil beweisen, und dann werde ich schon dafür sorgen, daß sie auf allen vieren angekrochen kommen.‘

Wir müssen also", fuhr Ribbentrop fort, „unsere Bemühungen, mit

den Engländern in Kontakt zu kommen, einstellen. Sie können draußen weiter Agenten unterhalten, aber diese müssen sich strengstens darauf beschränken, zu hören und entgegenzunehmen. Daß irgend jemand zu erkennen gibt, wir seien zu irgendwelchen Gesprächen bereit, das kommt überhaupt nicht mehr in Frage!" Auf meinen Einwand, daß dies doch das Ende jeder Diplomatie bedeute und daß mit der Weisung, wonach jede Fühlungnahme zu unterbleiben habe, die Betätigung des gesamten Apparates des Auswärtigen Amtes auf ein Mindestmaß reduziert werde, gab er dies unumwunden zu. Aber er sagte: „Gott sei Dank ist uns ja immerhin noch eins geblieben: Wir können Propaganda treiben, Propaganda, die so gefaßt sein muß, daß der Gegner daraus erkennen soll, wie siegessicher wir sind, und die andererseits doch zu erkennen gibt, daß wir uns mit ihm jederzeit verständigen wollen. Halten Sie es für möglich, daß man so etwas machen kann?"

Diese Frage, die mich in starken Zweifel versetzte, beantwortete ich damit, daß ich sagte: „Ja, für möglich halte ich es wohl, aber für sehr, sehr schwierig." Ribbentrop stimmte mir daraufhin zu. „Deswegen wünsche ich auch, daß in Zukunft alle wichtigen Weisungen für die Auslandspropaganda, insbesondere für die Propaganda nach England, mir selbst vorgelegt werden. Ich werde dann die Genehmigung des Führers für die Weisungen im einzelnen einholen, denn Sie wissen ja, wie empfindlich er in diesem Punkt ist."

Als wir in der Dunkelheit dann wieder zum Zug zurückgingen, wobei Ribbentrop mich mit seinen Jagdabenteuern unterhielt – er war ja ein leidenschaftlicher Jäger und ein erstklassiger Schütze mit einem phänomenal sicheren Auge –, habe ich kaum zugehört. Ich bemühte mich lediglich, bei passender Gelegenheit ein gutes Wort für Abetz einzulegen, was Ribbentrop sehr „gnädig" aufnahm, er meinte: „Der Dickkopf wird schon klein beigeben."

Aber meine Bedenken waren keineswegs zerstreut, als wir schließlich den Zug wieder erreichten. Als ich einen meiner Freunde wiedertraf, der mich fragte, was denn die Unterredung für einen Sinn gehabt habe, erinnere ich mich, ihm geantwortet zu haben: „Von jetzt ab gibt es keine Außenpolitik mehr, sondern nur noch eine Außenpropaganda. Ob man damit das Spiel gewinnen kann, scheint mir allerdings zweifelhaft!"

Damals, als ich diese Ansicht äußerte, ahnte ich nicht, wie richtig ich die Lage beurteilt hatte. Ich glaubte, es handele sich um eine vorübergehende Laune Hitlers. Ich irrte mich hierin. Es hat tatsächlich von Beginn des Rußland-Feldzuges an keinerlei Außenpolitik mehr gegeben, da Hitler von da ab eine politische Betätigung des Außen-

ministers nur noch so weit zuließ, als diese dazu diente, bestimmte militärische Handlungen diplomatisch zu unterstützen. Jede Betätigung auf dem Hauptaufgabengebiet jedes Außenministers im Krieg, nämlich der Überprüfung der Möglichkeiten für die Wiederherstellung des Friedens, verbot er ihm jedoch. Alle weiteren Befehle, die Hitler erlassen hat, bedeuteten nur eine immer größere Einschränkung der Betätigungsmöglichkeiten für Ribbentrop und für das Auswärtige Amt.

Hitler stand von nun ab auf dem Standpunkt, daß Diplomatie nur möglich sei, nachdem der Sieg errungen sein werde.

Ich habe in diesen Weisungen eine überaus bedenkliche Entwicklung gesehen. Es schien mir klar zu sein, daß Hitler mit diesen Weisungen dem Feind die Welt überließ. Von jetzt ab regierte also Mars ausschließlich unsere Stunden. Wir wurden abhängig von jedem noch so lächerlichen und unbedeutenden militärischen Ereignis und wurden darauf beschränkt, hierzu die nicht immer wohltönende Propaganda-Begleitmusik zu liefern. Jedenfalls eine sehr merkwürdige Art der „totalen" Kriegführung.

Man wird verstehen, daß ich mich unter diesen Umständen um so mehr für die eigentlichen militärischen Ereignisse interessierte, da mir nunmehr klar war, daß tatsächlich alles vom Glück der Waffen abhängen würde ...

Ich kam zwar nur gelegentlich in Hitlers eigentliches Hauptquartier, die sogenannte Wolfsschanze, da wir selbst am Großen Schwenzait-See, in der sogenannten Jägerhöhe, untergebracht waren, aber ich entsinne mich noch jener bedrückenden und von Zweifeln erfüllten Spaziergänge mit Hewel und anderen in diesen dunklen masurischen Wäldern, die im Winter bei der Kälte, dem ewig heulenden Ostwind und der fast ständig herrschenden Dunkelheit den Eindruck machten, als ob sie verflucht wären. Der Eigensinn Hitlers, aber auch seine abgrundtiefe Verzweiflung, die mir Hewel immer wieder schilderte als er die ganze Größe der Katastrophe erkannte, in die er die deutsche Armee geführt hatte, sind mir lange Zeit lebendig im Gedächtnis geblieben.

Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß Hitler damals schließlich doch trotz allem den richtigen Entschluß gefaßt hat: einen Entschluß, der allerdings ebenfalls verhängnisvolle Folgen hatte, da Hitler später glaubte, an ihm festhalten zu müssen, als er längst nicht mehr den gegebenen Tatsachen entsprach.

Während die Generale ein Zurückgehen auf eine neue Frontlinie und das Aufgeben eines großen Teiles des russischen Gebietes vorschlugen, bestand Hitler darauf, daß die Armee sich in den Boden zu

krallen habe und sich lieber totschlagen lassen müsse, als daß sie weiter zurückgehe!

Ich muß zugestehen, daß dieser Entschluß die Reste der deutschen Armee vor der völligen Vernichtung bewahrt hat. So furchtbare Leiden auch dieses Festkrallen für den einzelnen mit sich brachte, so bedeutete es doch nicht den sicheren Tod, wie ihn ein längerer Rückmarsch über die weiten Schneeflächen bei 20 und 30° Kälte zur Folge gehabt hätte. Hier hatte Hitler also von Napoleon gelernt, nämlich, daß ein Rückzug durch die Schneewüsten Rußlands im Winter den sicheren Tod für den einfachen Mann bedeutete, während ein Ausharren an Ort und Stelle wenigstens die Chance eines Überlebens mit sich brachte.

Warum die Russen damals keinen großen Gegenangriff unternommen und warum sie trotz der Schwäche der deutschen Armee nach Einbruch des Winters 1941/42 nicht den Versuch gemacht haben, mit ihren vorzüglich ausgerüsteten, im Winterkampf erfahrenen sibirischen Truppen der restlichen deutschen Armee den Todesstoß zu versetzen, wird immer eines der Geheimnisse der Geschichte bleiben. Die Russen hatten ja, begünstigt durch den Vertrag mit Japan, den Vorteil, ihre gesamten sibirischen Divisionen aus Ostasien nach Europa werfen zu können, wo sie im entscheidenden Augenblick beim Kampf um Moskau eingetroffen waren. Auch war es ihnen gelungen, aus dem Raum östlich Moskaus, neue eigene Formationen zusammenzuraffen und auszurüsten, die sie den deutschen entgegenwerfen konnten. Sei es nun, daß sie sich trotz allem nicht stark genug gefühlt haben oder daß sie so ungeheuer von dem bisherigen Verlauf des Feldzuges beeindruckt waren, daß sie den Gegner überschätzten, sie nahmen die Chance, der deutschen Armee bereits im Jahre 1941/42 den Todesstoß zu versetzen, nicht wahr. Sie gaben damit Hitler Gelegenheit, noch einmal eine Armee auf die Beine zu stellen und damit den Kampf um volle drei Jahre zu verlängern.

Wie sehr die Russen sich damals als die Geschlagenen gefühlt haben, geht daraus hervor, daß kurz nach der ersten Niederlage bei Moskau Stalin zum ersten Mal Hitler ein Angebot zum Verhandeln machte, das über den König Boris von Bulgarien an ihn ging*. Aber Ribbentrop hat in der Unterredung unter vier Augen, die er mit Hitler hatte, offenbar dessen Standpunkt sehr schlecht vertreten. Aus den

* Der König Boris von Bulgarien ist bekanntlich 1941 und später 1943 mit Hitler persönlich zusammengetroffen. Hitler hielt große Stücke auf ihn, und Boris hat eine Reihe von Briefen an ihn geschrieben, von denen ich einige gelesen habe. Boris war ursprünglich dafür, Hitler für eine Verständigung mit Stalin zu gewinnen. Er stand dabei offenbar unter dem Einfluß der russischen Botschaft in Sofia, die dort bis 1944 blieb.

Andeutungen, die mir Ribbentrop nach dieser Unterredung über die Angelegenheit gemacht hat, ging nur die Tatsache als solche hervor. Hitler hat abgelehnt, jedenfalls weil er überzeugt war, daß er diese Prüfung überwinden und doch noch siegen würde.

In diesen dunklen Zeiten waren die Ereignisse in Afrika und Südostasien die einzigen Lichtblicke. Rommels vorübergehende, aber bald an mangelnder Unterstützung sich verflüchtigenden Erfolge gegen die Engländer in Afrika bildeten den einzigen Trost für Hitler in einer Periode, in der zum zweiten Mal ihm alles zu mißglücken begann.

Das für uns interessanteste Kapitel war in diesem Zusammenhang aber das plötzliche und überraschende Eingreifen der Japaner. Ich hatte vorher erwähnt, daß Hitler und Ribbentrop seit Beginn des Rußland-Feldzuges den Versuch gemacht haben, die Japaner zu überreden, gegen Rußland loszuschlagen. Japan – das immer wieder auswich – stand deshalb außerordentlich schlecht im Kurs.

Als die ersten Nachrichten über den japanischen Überfall auf Pearl Harbor Ribbentrop vorgelegt wurden, glaubte er, daß man einer ausgesprochenen Propagandalüge der Engländer zum Opfer gefallen wäre. Er ließ sich einen seiner Beamten kommen und hielt ihm einen Vortrag über die systematischen Fälschungen, die Reuter bereits verbreitet hatte. Auch Hitler hielt alle englischen Nachrichten über diesen Überfall einfach für „erstunken und erlogen", und zwar selbst dann noch, als immer weitere Einzelheiten bekannt wurden. Unabhängig voneinander zeigten Hitler und Ribbentrop ungefähr die gleiche Reaktion staunenden Unglaubens, als diese Nachrichten eintrafen. Erst als der japanische Botschafter Oshima leicht verlegen bei Ribbentrop erschien und die Tatsachen des Überfalls auf Pearl Harbor bestätigte, fanden die Nachrichten vollen Glauben und wurden dann von Hitler sowohl wie von Ribbentrop mit Begeisterung aufgenommen.

Spätere Nachprüfungen, die ich versucht habe vorzunehmen, ergaben, daß die Japaner die beabsichtigte Aktion in Pearl Harbor der Regierung Hitler tatsächlich nicht vorher mitgeteilt haben. Der japanische Botschafter Oshima war zwar einige Zeit, wenn ich nicht irre, etwa zehn Tage vor Pearl Harbor, bei Ribbentrop erschienen und hat im Auftrag des japanischen Kabinetts nachgefragt, wie sich Deutschland verhalten würde, wenn Japan in einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten gerate. Auf Weisung Hitlers habe dann Ribbentrop Oshima mitgeteilt, wir würden auf Japans Seite stehen, wenn es mit den USA zum Krieg käme. Zweifellos haben die Japaner wohl mit auf diese Zusage hin ihren Überfall auf Pearl Harbor durchgeführt. Hitler war aber nur unwissentlich der Anlaß hierfür gewesen.

Im Hauptquartier in Berlin herrschten daher Zweifel, worum es sich bei der ganzen Aktion gehandelt habe, und da Hitler zunächst keine Weisung bezüglich der Vereinigten Staaten gegeben hatte, wußte Ribbentrop nicht, was er tun sollte.

Ribbentrop bemühte sich deshalb sofort, nunmehr Klarheit zu gewinnen, wie sich das deutsche Verhältnis zu den Vereinigten Staaten gestalten müsse, ein Problem, das uns in vielen Sachverständigensitzungen die ganzen Monate hindurch beschäftigt hatte. Was mußte Deutschland nun Amerika gegenüber tun? War es denkbar, daß es sich in diesem Konflikt neutral verhielt? Ribbentrop war eigentlich dafür, schwankte aber in seiner Ansicht.

Um dies verständlich zu machen, muß ich zurückgreifen auf einige Ereignisse, die lange zurücklagen und die die ganze Zeit hindurch Hitler und Ribbentrop beschäftigt hatten, ohne daß sie zu einem Entschluß gekommen waren.

Wir hatten bereits in unserer Berichterstattung aus London pflichtgemäß auf die merkwürdige Rolle hingewiesen, die Roosevelt in allen deutschen Fragen gespielt hatte. Es war in London viel deutlicher als anderswo und ganz einwandfrei zu spüren gewesen, daß Roosevelt sich als der Gegenspieler Hitlers angesehen und alles getan hatte, um England gegen Hitler aufzuputschen. Das war uns nicht nur durch Dutzende von Vertrauensleuten berichtet worden, sondern wurde uns auch unverblümt in vielen diplomatischen Gesprächen sowohl von den Herren des Auswärtigen Amtes als auch von neutralen Kollegen gesagt. Ja, die Engländer hatten hierauf gepocht, indem sie erklärten: „Glauben Sie nicht, daß wir allein dastehen werden, wenn es zum Äußersten kommt! Die Vereinigten Staaten werden an unserer Seite stehen. Wir haben bindende Zusicherungen Roosevelts, daß er uns bis zum äußersten zu helfen bereit ist." Auch mir selbst haben sowohl der Pressechef des Premierministers George Steward wie Sir Horace Wilson, Professor Conwell-Evans und der Leiter der Presseabteilung des Foreign Office Rex Leeper dies so oft versichert, daß gar kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß die Kriegspartei in England das volle „Backing" von Roosevelt hatte. Es war also von vornherein klar, daß wir die Vereinigten Staaten als einen möglichen Gegner im Krieg ansehen mußten, und zwar schon zu einem Zeitpunkt, zu dem das amerikanische Volk ganz zweifellos nicht das mindeste von diesen Machenschaften seines Präsidenten wußte. Das Rededuell, das Hitler mit Roosevelt führte, war ja im übrigen auch für die Öffentlichkeit instruktiv genug. Niemand wußte aber, wie weitgehend die amerikanische Politik lange Jahre vor Ausbruch des eigentlichen Krieges bereits auf eine Unterstützung Englands im Kriegsfall festgelegt war.

In der Beurteilung der Vereinigten Staaten war bei Hitler und bei Ribbentrop kurz nach dem Frankreichsieg eine erhebliche Verschärfung eingetreten. Der Grund hierfür lag in den Dokumenten, die im polnischen Auswärtigen Amt und in La Charité (die gesamten Akten des Quai d'Orsay) gefunden worden waren. Diese Akten sind vom Botschafter von Moltke sehr sorgfältig durchgesehen worden. Ich weiß, daß eine fünfbändige Dokumentensammlung über die Haltung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammengestellt worden ist, die auch heute noch sensationell wirken würde, wenn die Alliierten den Mut hätten, sie zu veröffentlichen*.) Die Berichte der polnischen und französischen Botschafter in Washington zeigten mit einer Sorgfalt, ja, wie ein Zeitlupenfilm, jeden einzelnen Schritt, den Roosevelt unternommen hatte, um Hitler nicht nur einzukreisen, sondern auch, um zu verhindern, daß es zwischen ihm und den Westmächten zu einer Verständigung käme. Spätere Dokumente, insbesondere die von Ende 1938 und Anfang 1939, zeigen mit geradezu eindeutiger Offenheit, daß die amerikanische Diplomatie sich bemüht hatte, einen Krieg gegen Hitler zu entfesseln.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Interesse und auch mit welchem ungläubigen Staunen wir diese Dokumente gelesen haben. Sie besagten nicht weniger, als daß der große Gegenspieler, der überall Hitlers Pläne durchkreuzt hatte, der amerikanische Präsident Roosevelt war. Politisch gab es jedenfalls aus allem nur eine Schlußfolgerung: Roosevelt war auch gewillt, in den Krieg gegen Deutschland mit einzutreten.

In diesem Zusammenhang muß auch der Besuch des amerikanischen Unterstaatssekretärs Sumner Welles gesehen werden. Sumner Welles ist ganz zweifellos von Roosevelt 1940 nur deshalb nach Deutschland geschickt worden, um sich dort Material dafür zu verschaffen, das Roosevelt dazu dienen konnte, eine Verständigung Hitlers mit den Westmächten zu verhindern. Die genannten Dokumente zeigten ebenfalls die Rolle, die Sumner Welles früher bei der Einkreisung Deutschlands gespielt hatte, so einwandfrei, daß wir keinen Zweifel darüber haben konnten, daß dieser Mann nur mit den schlechtesten Absichten nach Berlin kam. Es ist also lächerlich, wenn er versucht hat, in seinen Erinnerungen zu behaupten, daß er hier irgendwelche Friedensfühler ausgestreckt habe.

Auch bei allen Maßnahmen der Seekriegführung hatte man deutscherseits in schonendster Weise auf den amerikanischen Komplex Rücksicht genommen, um Roosevelt den gewünschten Vorwand nicht zu liefern. So war denn auch die erste Reaktion Ribbentrops, nach-

* Siehe ferner: Polnische Dokumente zur Vorgeschichte des Weltkrieges, Berlin 1940.

dem er sicher war, daß die Meldungen über Pearl Harbour stimmten, nicht die, daß nunmehr die von Gott gewollte Gelegenheit gegeben sei, gegen die Amerikaner loszuschlagen, sondern die Frage, ob es möglich sein werde, trotz allen den Japanern gegebenen Versicherungen noch eine Neutralität zu bewahren.

Aber Hitler enthob uns dieser Sorge. Ohne Ribbentrop zu befragen, verfügte er auf Grund seiner Zusage an Oshima die Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten, weil er fand, daß seine Ehre als Verbündeter der Japaner ihn zu einem solchen Schritt zwänge. Ribbentrop war darüber schockiert.

Die Erfolge der Japaner in Südostasien stellten aber im Winter 1941/42 und im Frühjahr 1942 nur dem Schein nach Lichtpunkte dar. Sie belebten auch nur vorübergehend die Stimmung im Hauptquartier. Die Nachrichten von der Ostfront lauteten so niederdrükkend, daß eine Selbsttäuschung über die Lage in Rußland für niemanden möglich war. Eine Überprüfung der Lage, nachdem die Front zum Stillstand gekommen war, ergab ein erschreckendes Bild. Die deutsche Armee hatte über 900 000 Mann insgesamt an Toten, Verwundeten und Gefangenen seit Kriegsbeginn verloren, von denen der größte Teil dem russischen Winter zum Opfer fiel. Die motorisierte Ausrüstung war zu 70% verlorengegangen, die Panzerverluste waren noch größer; ebenso hatten die Artillerie und die Luftwaffe schwerste Verluste, die fast ausnahmslos durch Kälte und Vereisung entstanden waren. Dazu stellte es sich heraus, daß die Nachrichten über die russischen Verluste getrogen hatten. Es wurde deutlich, daß der Russe nur etwa ein Viertel seiner Armee verloren hatte, daß er aber in der Lage sein würde, im Frühjahr oder Sommer mit verdoppelter Stärke gegen uns wieder anzutreten. Nachrichten über neue russische Panzerfabriken und die Ergänzung der Artillerie ließen keinen Zweifel darüber, daß wir im neuen Kampfjahr den Russen sehr viel schwächer gegenüberstehen würden, als dies bei Ausbruch des Krieges der Fall gewesen war.

Als ich von den deutschen Verlusten erfuhr, entsann ich mich eines Gespräches, das ich vor Jahren mit meinem Onkel, dem Generalobersten Heye, nach meiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft geführt hatte. Ich hatte Heye damals die Frage gestellt, warum denn die letzte deutsche Offensive im Jahr 1918, für die er seinerzeit wesentlich mitverantwortlich gezeichnet hatte, fehlgeschlagen sei. Er hatte mir damals eine ebenso verblüffende wie einfache Antwort gegeben: Das Durchschnittsalter der Regimenter, die wir zum Angriff einzusetzen hatten, sei zu hoch gewesen. Heye hatte mir auseinandergesetzt, daß Angriffe mit modernen Armeen nur dann Erfolg ver-

sprächen, wenn das Durchschnittsalter der angreifenden Truppe nicht über 25 Jahre liegt. Bei höherem Alter fehle der Angriffsschwung oder, wie mein Onkel es ausdrückte, „im höheren Alter sterben eben selbst Soldaten sehr ungern".

Es war für mich daher nicht schwer, mir auszurechnen, daß der Verlust von 900 000 Mann nichts anderes als den Verlust der Blüte der deutschen Armee bedeutete. Nie wieder, das war mir klar, würde Hitler nach dieser Niederlage vor Moskau über eine ausreichende Anzahl von Angriffsdivisionen verfügen. Seine einzige Chance lag also auch von diesem Gesichtspunkt aus darin, daß Hitler künftig sich auf die Verteidigung beschränkte. Wie sollte aber ein Weltkrieg, der nun gegen die mit Riesenschritten aufholenden Angelsachsen und die Russen gleichzeitig geführt wurde, wenn er nur verteidigungsmäßig geführt werden mußte, mit einem Sieg enden? Mir erschien es von diesem Augenblick an klar, daß nur noch ein Remis und ein rechtzeitiger Friedensschluß unter Verzicht auf alle Eroberungen Deutschland retten konnten.

Ich fand aber mit diesen Gedanken kein Gehör. Ribbentrop wagte es zwar nicht, diesen Gedankengang völlig abzulehnen, erklärte mir aber, daß Hitler keinen Kompromiß kenne, daß er weder ein Nachgeben noch ein Zurückgehen zulassen würde und es daher aussichtslos sei, ihm derartige Gedankengänge vorzutragen. „Jedenfalls ist das", so erklärte er mir, „für den Augenblick der Fall." Es mag sein, daß er nach weiteren schweren Verlusten zu der Einsicht kommen wird, daß er nicht gegen die ganze Welt auf einmal Krieg führen kann. Jetzt aber sei es völlig ausgeschlossen, bei ihm derartige Gedanken überhaupt auch nur einmal anzudeuten.

Auch Hewel bestätigte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er schilderte mir, daß Hitler nach Wochen furchtbarer Depressionen, in denen er zum ersten Mal Selbstmordgedanken äußerte und an seiner Mission verzweifelt sei, seine Tatkraft wiedergewonnen habe. „Mich werden sie nicht unterkriegen", habe er erklärt. Er sei zum Äußersten entschlossen und gewillt, jedes, auch das letzte Mittel einzusetzen, um den Sieg zu erringen. „Er ist nicht mehr der alte, er ist ein finsterer und harter Mann geworden, der kein Opfer scheut, keine Milde und kein Verzeihen mehr kennt. Sie würden ihn nicht wiedererkennen, wenn Sie ihn näher kennen würden."

Hitler hat in diesem Winter gleichwohl ein Wunder an Organisation geleistet. Er hat die Armeen und den Ersatz der Bewaffnung wieder aus dem Boden gestampft und hat dazu tatsächlich jedes Mittel eingesetzt. Wenn man die Ursache für seine Verordnungen über die Requirierung von Fremdarbeitern, die Behandlung der Gefangenen,

ja, auch gewisse weitere Entschlüsse in der Judenfrage (die ursprünglich im Frühjahr 1941 nach Berichten über englische Luftangriffe ergingen!) psychologisch verstehen will, so muß man wissen, daß Hitler diese Entschlüsse offenbar damals unter dem Vorzeichen finsterer Entschlossenheit gefaßt hat. Er war der Auffassung, daß ihn „Gott" vor eine furchtbare Prüfung gestellt habe und er sich dieser Prüfung nur würdig zeigen konnte, wenn er härter und immer härter wurde, wenn er nicht nachgäbe und keinerlei Schwäche walten ließ. Die Möglichkeit der Niederlage vor dem Bolschewismus drohte zum ersten Mal mit erschreckender Deutlichkeit.

Diese Dinge muß man wissen, um verstehen zu können, warum durch diese Ereignisse die Stellung Ribbentrops und des Auswärtigen Amtes auf das äußerste geschwächt wurde.

Wenn Hitler vorher Vorstellungen eines Kompromißfriedens gegenüber wenigstens gelegentlich zugänglich gewesen war, so lehnte er dies nunmehr völlig ab. Er wollte den Sieg ganz haben oder gar nicht; er steigerte sich derartig in diese Vorstellung hinein, daß sehr bald jeder Kompromißler nur noch ein Defaitist und damit ein Verräter und Lump war.

Damit war der geringe Einfluß, den Ribbentrop vielleicht gehabt hatte, völlig verschwunden, da die einzige ihm mögliche Aufgabe eben nunmehr erst recht nur noch die Propaganda blieb.

In der Situation vor Stalingrad ereignete sich dazu etwas Verhängnisvolles: Churchill hielt eine Rede, in der er sich erneut über das Mißgeschick des Gefreiten Hitler, der es sich angemaßt habe, Feldherr zu spielen, lustig machte, und in der er ihm die sichere Niederlage in Rußland prophezeite. Churchills Triumphgeschrei war ohne Zweifel verfrüht, aber Hitler, der Churchills Reden immer mehr nur mit Zähneknirschen las, wurde durch diese Rede bis zur Weißglut gereizt; er, der Propagandist, der die Dinge nur unter dem Gesichtspunkt der Propaganda und der psychologischen Führung sah, glaubte, daß sein ganzes Prestige, sein ganzes Ansehen mit dem Halten Stalingrads verknüpft sei. Er schäumte vor Zorn und hielt in diesem Zorn nun ebenfalls eine Rede, in der er erklärte, daß er keinerlei Zurück kenne und daß er auch niemals aus Stalingrad hinausgehen werde – womit er glaubte, die moralische Verpflichtung übernommen zu haben, nun auch zu seinen Worten zu stehen.

Bevor er endgültig den Befehl, die Einschließung Stalingrads durch die Russen geschehen zu lassen, gab, erkundigte er sich bei Göring, ob er es für möglich halte, daß die Armee des Generalobersten Paulus aus der Luft verpflegt werden könne. Göring antwortete aus dem Handgelenk, ohne sich dessen auch nur zu vergewissern, ob dies tech-

nisch möglich wäre, und insbesondere, ohne seinen Generalstabschef Jeschonek zu fragen. Aus Großmäuligkeit und Geltungsbedürfnis, vor allem aber, um sich bei Hitler wieder in Gunst zu bringen, gab er leichtfertig eine bejahende Antwort, obwohl er hätte wissen müssen, daß das gestellte technische Problem schon allein deswegen nicht zu lösen war, weil in Deutschland inzwischen zum ersten Mal die alliierte Luftoffensive der Engländer und Amerikaner die schwersten Auswirkungen zeigte.

Diese Entwicklung auf dem Gebiet des Luftkrieges ist von maßgeblichen Stellen klar und eindeutig vorausgesehen worden. Ich entsinne mich der vielen Gespräche und Beratungen, an denen ich selbst teilnahm und bei denen uns die Ergebnisse der Arbeit des Generalstabs der Luftwaffe zur Kenntnis gebracht wurden. Nach den vorliegenden Berichten des Englandkomitees war von Mitte 1942 ab eine ständige Steigerung des englischen Lufteinsatzes gegen Deutschland zu erwarten, und es war auch gleichzeitig klar, daß die englische Luftoffensive immer tiefer nach Deutschland hineinreichen würde. Bereits im Frühjahr 1942 war es den Engländern gelungen, die deutsche Flugzeugproduktion durch praktische Vernichtung aller in Nord- und Westdeutschland gelegenen Flugzeugfabriken auf das entscheidendste zu treffen, da man es bei der Planung der Fabriken verabsäumt hatte, den wachsenden Aktionsradius der englischen Luftwaffe in Rechnung zu stellen.

Die ungeheuren Ausfälle an Nachschub machten sich selbstverständlich auf das unangenehmste bemerkbar. Die Luftwaffe war also bereits in einem außergewöhnlichen Maß geschwächt, als der Befehl kam, die Armee Paulus in Stalingrad aus der Luft zu verproviantieren.

So wurde Stalingrad auch zum Grab der deutschen Luftwaffe. Die furchtbaren Verluste, die die Luftflotte hier erlitt, hat sie nie wiedergutmachen können. Insbesondere hat der Ausfall an Lehrpersonal es unmöglich gemacht, in ausreichender Weise fliegerischen Nachwuchs auszubilden, so daß später, 1944, als Speer es verstanden hatte, durch eine sorgfältig geplante Organisation der Flugzeugproduktion wieder Riesenmengen von Flugzeugen herzustellen, es keine Mannschaften mehr gab, um die neuen Flugzeuge zu fliegen – weil die Fluglehrer in ihrer großen Masse bei Stalingrad geblieben waren.

Auch der Erfolg der englisch-amerikanischen Luftoffensive gegen Deutschland muß auf diesen Massentod der deutschen Luftwaffe vor Stalingrad zurückgeführt werden. Ohne die nicht wiedergutzumachenden Verluste im Osten würde eine ganz andere fliegerische Abwehr gegen die vereinten amerikanischen und englischen Kräfte mög-

lich gewesen sein. So aber wurden den englischen und amerikanischen Einflügen, die sich von 300 auf 600, 700 und schließlich auf über 3000 Maschinen pro Nacht steigerten, im allgemeinen kaum mehr als zwei Dutzend Nachtjäger entgegengestellt, so daß die wirklich wirksame Abwehr, die durch entsprechende Flugzeugstaffeln möglich gewesen wäre, daran scheiterte, daß es keine Mannschaften gab, um die vorhandenen Maschinen zu bemannen. Auch die Tatsache, daß dann später bei der Invasion nur etwa ca. 1400 Maschinen den 12 000 englischen und amerikanischen gegenüberstanden, ist auf das gleiche Schuldkonto zu schreiben. Stalingrad hat so eine sehr viel größere Auswirkung auch im Westen gehabt, als dies während des Krieges bekannt wurde.

Zu diesem Umstand kam die schwere Niederlage in Afrika hinzu, die auf die Landung der Alliierten in Westafrika zurückzuführen war. Auch diese Aktion, die an sich von keinerlei entscheidender Bedeutung für den Verlauf des Krieges hätte zu sein brauchen, ist von Hitler verkannt worden.

Die Vorbereitungen der Alliierten für die Landung sind so deutlich berichtet worden, daß kein Zweifel über das Bevorstehen dieses Ereignisses bestand. Hitler selbst wollte es aber nicht wahrhaben, daß der Feind in Afrika landen würde; er hatte vielmehr die Überzeugung, daß die bereits damals von Stalin geforderte zweite Front dadurch geschaffen werde, daß an der Nordküste Frankreichs Landungen stattfinden würden. Die merkwürdigen und scheinbar zwecklosen Landungsunternehmungen bei Dieppe und St. Nazaire waren von ihm dahin gedeutet worden, daß sie als Vorversuche hierfür angesehen werden müßten. Da die Landungen ganz zweifellos geglückt waren – in beiden Fällen war es den Engländern gelungen, an Land zu kommen und den allergrößten Teil der gelandeten Truppen wieder einzuschiffen –, war er überzeugt, daß dies Manöver waren, um den Ernstfall auszuprobieren. Hierzu trug nicht zuletzt die Tatsache bei, daß bei den Landungen der Operationsplan für die gesamten Unternehmungen mit allen Details in unsere Hände gefallen war, der die generalstabsmäßig exakte Ausarbeitung dieser Unternehmen bewies.

Berichte des Nachrichtendienstes, die besagten, daß eine größere Landung der Amerikaner und Engländer in Westafrika bevorstände, lehnte Hitler daher ab. Ich entsinne mich sehr wohl, daß z. B. auch mein Korrespondent aus Portugal, den an sich diese Dinge nicht das mindeste angingen, es ebenfalls für notwendig hielt, auf die bevorstehende Aktion in Afrika hinzuweisen. Ein entsprechender Bericht, den ich durch Ribbentrop vorlegen ließ, wurde von Hitler jedoch abgelehnt.

Hätte Hitler auf die Berichte gehört, so hätte er vielleicht die deutsche Armee aus Afrika rechtzeitig zurücknehmen können, nachdem die Niederlage von El Alamain bewiesen hatte, daß ohne Beherrschung der Nachschubwege ein erfolgreicher Widerstand gegen die immer stärker werdenden Angelsachsen in Afrika unmöglich war. Aber Hitler glaubte das damals nicht. Er hielt es für ausgeschlossen, daß die Gegner eine derartig „sinnlose" Operation, wie die Eroberung Afrikas vom Westen her, tatsächlich unternehmen könnten. Er war fest überzeugt, daß allein der Norden Frankreichs für irgendwelche Landungen in Frage käme. Die Beschleunigung und Verstärkung der Westwallarbeiten und die sinnlose Verschwendung ungeheurer Mengen von Materialien für riesige Festungsbauten an der französischen Küste waren das andere Ergebnis dieser grundsätzlichen Einstellung. Daß es niemals möglich sein würde, einen vollständigen Atlantikwall zu bauen, wollte Hitler nicht wahrhaben. Was die Technik nicht leisten konnte, das mußte die Propaganda ersetzen. So entstand in dieser Zeit das große Märchen vom Atlantikwall, der in Wirklichkeit nur aus einer Reihe einzelner gut befestigter Seefestungen bestand, während alle übrigen Küstenbefestigungen nicht erheblich genug waren, um ernstlich als Hindernis für eine geplante Großlandung gelten zu können.

Hitlers verfehlte Ansichten über diese Zusammenhänge im Westen, wegen der sich der Nachrichtendienst, die militärischen Stellen und die Informationsstellen des Auswärtigen Amtes die Finger wund schrieben, hatten so lediglich sein verspätetes Eingreifen zur Folge mit dem Ergebnis, daß die gesamte deutsche und italienische Armee in Afrika, über 400 000 Mann, in Gefangenschaft geriet – es wurde zum ersten wirklich großen und bedeutenden Triumph der angelsächsischen Waffen. Daß auch diese Niederlage unsere Überzeugung stärkte, wie unaufhaltsam wir uns einer Wende des Krieges immer mehr näherten, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.

Es war ja nun immerhin noch psychologisch verständlich, wenn Hitler nicht im Augenblick der Niederlage verhandeln wollte, sondern erst eine Besserung der militärischen Situation abzuwarten bestrebt war. Der gleiche Mangel an staatsmännischer Einsicht herrschte aber auch auf alliierter Seite. Ich lasse es dabei dahingestellt, auf welche Motive diese merkwürdige Geisteshaltung zurückzuführen war. Es scheint mir ziemlich sicher zu sein, daß allein Stalin nach seinem Sieg bei Stalingrad noch einmal den Versuch gemacht hat, sich mit Hitler zu verständigen, wie überhaupt Kriegführung und Politik bei den Russen stets Hand in Hand gingen, so daß also Erfolge oder Mißerfolge stets in irgendeiner Form eine Friedensgeneigtheit der

Russen zur Folge hatten. Es ist natürlich schwer zu beurteilen, wie weit diese Angebote ernst gemeint waren. Fest steht aber, daß der Canaris-Dienst nach Stalingrad zum ersten Male mit einer Nachricht über eine Friedensmöglichkeit mit Stalin im deutschen Hauptquartier erschienen ist. Canaris bat Ribbentrop, den ihm seriös erscheinenden Verhandlungsvorschlag Hitler vorzulegen.

Hitler machte ihm jedoch Vorhaltungen wegen des völligen Versagens des Auswärtigen Amtes auf sämtlichen Gebieten – und schloß, daß er von jetzt ab sich jede Friedensinitiative, ja jede Fühlungnahme mit dem Gegner in aller Form verbäte! Hatte er vorher das Entfalten irgendeiner Initiative verboten, so stellte er jetzt auch die Entgegennahme von Friedensfühlern unter Todesdrohung. „Solange ich nicht siege, verhandle ich nicht!" erklärte er Ribbentrop. „Ich verbiete es Ihnen daher, auch nur den Gedanken an Verhandlungen zu äußern."

Ribbentrop hatte vorher den Versuch gemacht, anzudeuten, daß wir unser Eroberungsprogramm in Europa zurückschrauben müßten, um es für den Gegner irgendwie akzeptabel zu machen. Das hatte Hitler aber nur in Weißglut versetzt und zu den genannten Äußerungen veranlaßt. „Glauben Sie mir doch", so versicherte er zum Schluß Ribbentrop, „wir werden noch siegen. Auch dieser Schlag ist für mich ein Zeichen, daß ich nur härter und härter werden muß und noch nicht die letzte aller Prüfungen überstanden habe. Wir müssen eben noch mehr und noch mehr arbeiten und auch das Allerletzte einsetzen, dann werden wir es schon schaffen."

Als ich vielleicht 48 Stunden nach dieser Szene mit Ribbentrop im fünfhundertjährigen Eichenwald von Steinort im Schneegestöber spazierenging, wobei er mir dies von seiner Unterredung mit Hitler berichtete, schloß er mit den Worten: „Jetzt können wir nur noch hoffen, daß wenigstens einer der Gegner vernünftig wird, denn die Engländer müssen es doch eigentlich einsehen, was für ein Wahnsinn es wäre, uns den Russen auszuliefern."

Einige Tage später forderte mich Ribbentrop erneut zu einem Spaziergang auf, der diesmal in die schneebedeckte Landschaft hinaus auf freies Land führte und bei dem wir nur von einem Sicherheitspolizisten mit Maschinenpistole begleitet waren, der sich jedoch in so weitem Abstand halten mußte, daß er den Einzelheiten des Gesprächs nicht folgen konnte.

„Es muß", so begann Ribbentrop diesmal die Unterhaltung, „doch irgendeine Möglichkeit geben, die Engländer und Amerikaner von dem Wahnsinn ihres Krieges gegen uns zu überzeugen. Begreifen sie denn gar nicht, daß die Vernichtung der deutschen Macht ausschließlich Stalin nützt und das Gleichgewicht der Mächte in Europa end-

gültig zerstört? Es muß doch möglich sein, ihnen klarzumachen, welche ungeheure Gefahr dies für ihre Weltstellung bedeutet. Schließlich besitzen die Sowjets doch bereits jetzt ein solches Rüstungspotential, daß sie in einigen Jahren die Engländer und Amerikaner überflügeln. Deutschland bedeutet gegenüber dieser Drohung doch einfach gar keine Gefahr. Kann man nicht auf irgendwelchen Wegen den Engländern und Amerikanern beibringen, daß ein Sieg der Sowjets das Gegenteil von dem ist, was sie sich wünschen können?"

Ich stellte daraufhin die Frage, ob er es für wünschenswert oder gar erlaubt halte, daß wir in unserer Propaganda einen baldigen Sieg der Russen prophezeien sollten, um der Gegenseite die Konsequenzen eines solchen Ereignisses klarzumachen.

Ribbentrop erwiderte darauf, er wolle wissen, ob ich glaube, ein derartiges Argument vermöge die Engländer und Amerikaner davon zu überzeugen, daß der Krieg nicht bis zu einem Sieg durchgefochten werden dürfe, sondern daß sie sich mit einem Remis begnügen müßten, um Frieden zu schließen.

Ich erwiderte, dies sei eine sehr schwierige Frage, die ich mir erst in Ruhe überlegen müsse. Ich glaubte aber nicht, daß das der Fall wäre. Ich hätte die Überzeugung, daß weder die Engländer noch die Amerikaner sich der letzten Konsequenz aus ihrem Krieg gegen Deutschland bewußt wären, daß aber die maßgeblichen Männer, d. h. also Roosevelt und Churchill, wie sich einwandfrei aus den aufgefundenen Berichten in Warschau und Paris ergäbe, einen Krieg bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands führen wollten. Es komme ihnen darauf an, die deutsche Drohung und die deutsche Machtposition in Europa ein für allemal zu beseitigen. Der Krieg gehe um die Erhaltung der Substanz des deutschen Volkes, d. h. um die Anerkennung dessen, daß das in einem Reich geeinte deutsche Volk ein Recht auf diese Einigkeit besäße. Gerade das aber scheine den Franzosen, Engländern und Amerikanern bedrohlich, so daß sie dies nur einem ohnmächtigen Deutschland zugestehen würden. Da das nationalsozialistische Regime Hitlers aber umgekehrt ein starkes und mächtiges Deutschland verkörpere, ginge ihr ganzes Ziel auf die Zerschlagung dieses Regimes aus. Ich hielte es also für völlig ausgeschlossen, daß angesichts dieser Kriegsziele die Alliierten, die nicht nur Hitler, sondern die natürliche Machtposition des deutschen Volkes als solches zerschlagen wollten, sich auf einen Kompromiß irgendwelcher Art einlassen würden. Das könnten selbst die deutschfreundlichen Parteien nunmehr, nachdem die ganze Kriegsmaschinerie erst einmal angelaufen sei, kaum durchsetzen. Umgekehrt könne ich mir auch nicht vorstellen, daß sich in Deutschland irgendwo jemand finden würde, der

im gegenwärtigen Stadium bereit sei, einen Frieden mit dem Westen zu akzeptieren, wenn dieser eine derartige Minderung der Macht des Vaterlandes mit sich bringen würde. Es gäbe daher meiner Ansicht nach nur die eine Hoffnung: Wenn die Alliierten sich nach dem Vergießen von Strömen von Blut müde gekämpft haben würden, dann werde vielleicht bei ihnen die Einsicht kommen, daß das Ziel der Zerschlagung Deutschlands nicht ihren Interessen diene.

Ribbentrop fragte mich daraufhin: „Sie meinen also, daß eine Verständigung mit den Engländern und Amerikanern erst möglich ist, wenn z. B. die Invasion abgeschlagen sein sollte, oder jedenfalls erst nach weiteren jahrelangen Kämpfen, und daß es nicht möglich ist, sie durch die Drohung eines russischen Sieges von ihrem Ziel abzubringen?"

Ich bestätigte darauf, daß dies in der Tat meine Ansicht wäre, da ich der Überzeugung sei, daß das russische Problem, insbesondere der Bolschewismus, weder in England noch in Amerika im geringsten verstanden würde. Bezeichnend dafür sei, daß es in England keine kommunistische Partei von Bedeutung, daher auch keine kommunistische Gefahr gäbe, während die Kommunisten sich in den Vereinigten Staaten wegen der theoretischen Sympathien einiger Planwirtschaftler für den Bolschewismus sogar besonderer Gunst erfreuten. Die Erfahrungen, die wir umgekehrt in Deutschland mit kommunistischen Aufständen und der bestialischen Abschlachtung der Oberschicht durch die Kommunisten gemacht hätten, seien weder in England noch in den Vereinigten Staaten auch nur verstanden worden, einfach aus dem Grund, weil es ähnliche Erscheinungen in diesen Ländern nicht gäbe. Es fehle daher auch jeder Ansatzpunkt zu einem Verständnis der russischen Gefahr. Alles, was wir in der Beziehung sagten, erschiene den Engländern und Amerikanern als „bogey" (künstliches Gespenst).

Ribbentrop wollte das jedoch nicht einsehen. Er erklärte mir, immer lauter sprechend und schließlich laut schreiend und mit seinem Spazierstock in den Schneewehen herumfetzend, dies sei eben ein Zeichen dafür, was er immer gewußt habe, daß die deutsche Propaganda kläglich versage und der Führer recht habe, wenn er meine, hier würden nicht die richtigen Leute eingesetzt. Jemand, der von der kommunistischen Gefahr voll überzeugt sei, müsse auch in der Lage sein, diese Überzeugung dem Gegner beizubringen.

Ich widersprach ihm. Ich sei der Ansicht, so betonte ich, und müsse dies wiederholen, daß es eine Verkennung sei, wenn man glaube, durch ständiges Wiederholen dieser Parole irgendeinen Eindruck im Ausland zu machen, da dafür die Auswirkung unserer Propaganda nicht ausreiche.

„Sie halten es also für völlig ausgeschlossen“, wiederholte Ribbentrop, „daß man dem Gegner auf irgendeine Weise beibringen kann, welche Gefahr ein Sieg der Bolschewiken bedeutet?“

„Ja“, erwiderte ich, worauf er abrupt das Gespräch abbrach und schweigend den langen Weg bis zum Schloß Steinort mit mir zurücklegte.

In der Tat zeigte dieses Gespräch vom März 1943 deutlich das Dilemma, in dem sich der Außenminister damals befand. Er konnte ja nicht offen oder durch diplomatische Kanäle den Westalliierten zu verstehen geben, daß ein Sieg der Bolschewiken zu erwarten wäre. Das hätte ja nur die Siegeszuversicht der Gegenseite bis zum äußersten gestärkt. Direkte Verhandlungen waren ihm – bei Todesstrafe! – untersagt. Gespräche von Agenten oder Mittelsmännern würden aber doch wohl nur ein Kopfschütteln auf der Gegenseite hervorgerufen haben. Irgendein anderes Propagandamittel, um den Gegner zu überzeugen, welche Gefahr ein russischer Enderfolg mit sich bringen würde, gab es auch nicht. Das einzige Mittel, das man also hätte probieren können, wäre der offene Versuch einer Verständigung mit den Sowjets gewesen. Gerade das aber hätte Hitlers Intentionen auf das schärfste widersprochen, da dieser auch nach der Niederlage von Stalingrad nicht bereit war, eine Verständigung mit den Sowjets zu suchen, obwohl das möglich gewesen wäre!

Interessanterweise ist festzustellen, daß etwas später Fühler Ribbentrops erfolgt sind, die ein derartiges deutsch-russisches Gespräch ins Auge gefaßt haben. Jedenfalls habe ich dies aus den Äußerungen geschlossen, die Kleist, der Rußlandbeauftragte Ribbentrops, mir gegenüber machte.

Zwischen Hitler und Ribbentrop ist die Frage einer Verständigung mit den Sowjets nach Stalingrad ebenfalls noch einmal auf das eingehendste erörtert worden, aber, wie das aus den mir wiedergegebenen Mitteilungen Ribbentrops und Hewels hervorgeht, mit einem völlig negativen Ergebnis. Hitler versteifte sich erst recht auf die Vorstellung, daß er nicht verhandeln dürfe, solange es ihm militärisch schlecht ginge, und lehnte insbesondere den Gedanken einer Verständigung mit den Sowjets noch einmal nachdrücklich ab. Er erklärte seiner Umgebung damals zum ersten Male: „Mit den Sowjets verhandeln wir nicht. Wir besiegen sie oder gehen selbst unter!“

Die außenpolitischen Folgerungen, die Hitler persönlich aus der Niederlage von Stalingrad zog, waren somit völlig negativ. Er verhärtete sich in seiner Auffassung, daß er nun erst recht bis zu einem Sieg über die Bolschewiken kämpfen müsse, und zog für sich selbst die Schlußfolgerung daraus, daß er die gemachten Fehler auf der

deutschen Seite ausmerzen müßte. Diese Fehler suchte er aber nicht bei sich selbst. Er war vielmehr der Überzeugung, daß die Generale seine Befehle nicht richtig ausführten. Daher entstand bei ihm der Wunsch, bis in die letzten Kampflinien hinein die Armee direkt unter seinem Kommando zu haben, so daß er schließlich den Befehl erließ, daß kein Bataillon an der Ostfront eine Bewegung ausführen dürfe, ohne daß er es persönlich hierzu ermächtigt habe.

Auf der anderen Seite – und nun begriff ich, warum Ribbentrop seine merkwürdigen Fragen an mich gestellt hatte – wurde im Inland die Propaganda nunmehr auf das Thema: „Alle Mann an Bord, es besteht die äußerste Gefahr, daß wir von den Bolschewisten überrannt werden", umgestellt. Ohne jede Rücksicht auf die Auswirkungen derartiger Parolen im Ausland konnte im Inland die bolschewistische Gefahr von nun an nicht groß genug an die Wand gemalt werden. Der Bevölkerung wurde geschildert, welche ungeheure Barbarei sie im Falle einer Niederlage zu erwarten hätte, und auf diese Weise eine neue psychologische Lage geschaffen, die, das läßt sich nicht abstreiten, tatsächlich über die entstandene Führungskrise hinweghalf. Der totale Krieg wurde auf allen Gebieten verkündet und in jeder Form propagiert, mit dem Erfolg, daß es Hitler noch einmal gelang, Volk und Armee im gleichen Schritt und Tritt hinter sich zu halten.

Es läßt sich also nicht leugnen, daß der Psychologe oder der Propagandist, der in Hitler steckte, nach Stalingrad seinen allergrößten Triumph gefeiert hat; in dem Augenblick, in dem die normale Reaktion eines gesunden und nicht von der Propaganda betäubten Volkes die Beseitigung der für eine solche Niederlage Schuldigen gefordert hätte, verstand es Hitler, die Krise dadurch zu überwinden, daß er mit neuen Propagandaparolen vom Sieg auf die drohende Niederlage umsattelte.

Trotzdem verschloß Hitler sich bereits damals nicht der Erkenntnis, daß es so nicht weitergehen könne. Und so kam er zu einer ganz neuen Konzeption der Kriegführung, die also wohl auch ihren Ursprung letzten Endes in der Niederlage von Stalingrad hatte. Hitler analysierte die Lage nämlich anders als alle übrigen. Er sagte sich und erklärte dies auch seinem Vertrauten Hewel im Gespräch, daß er seine Anfangserfolge nicht der Überlegenheit der Mannschaften und Hilfsquellen, sondern ausschließlich der technischen Ausrüstung zu verdanken gehabt hatte. Die Überlegenheit an Panzern und die Überlegenheit der Luftwaffe hätten ihm, so analysierte er sicher nicht zu Unrecht, die Überlegenheit über den Gegner gebracht. Das war aber nichts anderes als eine technische Überlegenheit, eine Überlegenheit der Waffenbeschaffenheit.

Was lag also näher, als den Ausgleich für alle Verluste und für die materielle Überlegenheit des Gegners darin zu suchen, daß man neue Überwaffen – Wunderwaffen – schuf?

Immer wieder waren Hitler während des Krieges neue Erfindungen und neue Waffen vorgelegt worden, die gegenüber den bisherigen eine Steigerung, ja eine Übersteigerung bedeuteten. Und so erklärte Hitler seinen technischen Beratern, daß es darauf ankomme, diese Wunderwaffen zu schaffen. „Wenn jeder Infanterist statt eines Gewehres eine Maschinenpistole oder ein Maschinengewehr hat, wenn ich die alte Feldartillerie durch Granatwerfer ersetzen kann, wenn ich die schwere Artillerie der alten Zeit durch die Raketen-Artillerie ersetze, wenn ich Düsenflugzeuge schaffe, die doppelt so schnell sind wie die der Gegner, U-Boote, die nicht aus der Luft entdeckt werden können, wenn ich England, statt es mit Flugzeugen anzugreifen, aus der Ferne mit Raketen bombardiere, dann kann ich den Krieg trotz allem gewinnen."

Jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß Hitler die Wiederherstellung seiner Position als Führer mit einer bedingungslos ergebenen Gefolgschaft nach Stalingrad mit einer geradezu vollendeten Meisterschaft nach innen zuwege gebracht hat. Während jeder andere unter diesen Schicksalsschlägen wahrscheinlich zusammengebrochen wäre, verstand er es noch einmal, alles zusammenzuhalten und die Katastrophe um anderthalb Jahre hinauszuschieben.

Wie weit es Ribbentrop damals gelungen ist, die Japaner über alle diese Anzeichen zu täuschen, vermag ich nicht ganz eindeutig zu sagen. Aus Andeutungen des japanischen Botschafters Oshima und seiner Umgebung, soweit diese aus überhörten Telefongesprächen, die uns das Forschungsamt lieferte, sich entnehmen ließen, würde ich schließen, daß die Japaner sich der wahren Lage Deutschlands nach Stalingrad sehr genau bewußt waren, um so mehr, als auch bei ihnen die ersten Anzeichen von Mißerfolgen deutlich wurden. Es ist sicher, daß die japanische Diplomatie seitdem bemüht geblieben ist, eine Verständigung zwischen Sowjet-Rußland und Deutschland herbeizuführen, da von da ab immer wieder, ich möchte sagen, fast jedes halbe Jahr, irgendwelche Fühler dieser Art vom japanischen Botschafter ausgestreckt wurden, wenn auch ohne jeden sichtbaren Erfolg.

Böse Folgen hatte die Niederlage von Stalingrad im Zusammenhang mit der Afrika-Niederlage in Italien. Die Tatsache, daß die Engländer und Amerikaner nach dem Sieg in Tunis in Sizilien landeten, hatte zusammen mit den Berichten über die Kriegslage in Rußland eine deutscherseits nicht vorausgesehene Folge in Italien. Der klare politische Sinn, der von jeher die Italiener ausgezeichnet hat,

sagte ihnen offenbar, daß der Krieg an der Seite Deutschlands nicht mehr zu gewinnen war, und erregte nicht nur in der breiten Masse des Volkes, sondern auch innerhalb der faschistischen Partei den Wunsch, Italien aus dem Dreierpakt ausscheiden zu lassen und Mussolini zu diesem Zweck zu stürzen. So kam es zu jener denkwürdigen Tagung des faschistischen Rates, in der Mussolini abgesetzt wurde, und schließlich zur Beseitigung des faschistischen Regimes überhaupt. Daß dies alles nur das Hinüberwechseln Italiens in das Lager der Westalliierten vorbereitete, wurde sehr bald in Deutschland bekannt.

Man kann einige der Maßnahmen, die im Verfolg der Überwindung der italienischen Krise hier erfolgt sind, aber auch als günstig für Hitler ansehen. Die vollständige Besetzung Frankreichs z. B. und die blitzartige Umstellung der deutschen Kräfte im Westen, die auf Grund der Vorkommnisse notwendig waren und erfolgreich durchgeführt wurden, bedeuteten nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der deutschen Position in Frankreich und eine Verbesserung der Abwehrmöglichkeiten für den Fall einer englisch-amerikanischen Invasion.

Daß die Abschaffung der Selbständigkeit Frankreichs zugleich das Ende der Abetzschen Verständigungspolitik mit den Franzosen bedeutete, liegt auf der Hand. Abetz bemühte sich trotzdem auf das allerlebhafteste, dieser Entwicklung gegenüber Widerstand zu leisten, fiel jedoch in Ungnade und mußte sich fast ein Jahr lang in Berlin in einer Art besserer Einzelhaft aufhalten. Als er wieder geholt wurde, war die psychologische Situation in Frankreich derart verfahren, daß er nicht mehr in der Lage war, die abwärts rollende Lawine aufzuhalten.

Es ist nur zu verständlich, daß die Engländer diese Gelegenheit ausgenutzt haben, um der deutschen Kriegführung in Frankreich jede mögliche Schwierigkeit zu machen. Sie benutzten hierzu vor allen Dingen die Organisierung der „résistance", d. h. des bewaffneten Widerstandes und Aufstandes gegen die deutsche Wehrmacht.

Seit Jahren hatte der englische Geheimdienst bereits in London in der sogenannten „Patriotic School" hierfür geeignete Persönlichkeiten zu Partisanenkämpfern ausbilden lassen. Die Engländer gingen hierbei mit äußerster Skrupellosigkeit vor. Um den gewünschten Erfolg der Sabotage zu erzielen, wurde den als Fallschirmspringern abzuwerfenden Agenten ein Kampfkodex beigebracht, der an Gewissenlosigkeit nicht zu übertreffen war. Die von den Engländern abgeworfenen Fallschirmspringer waren nichts anderes als dressierte Mörder, die gelehrt worden waren, daß jedes Mittel, Gift, Dolch, Pistole und jede Art von Sabotage, erlaubt war, um das gesetzte Ziel zu erreichen.

Irgendwelche Regeln, wie man sie in der normalen Kriegführung hat, gab es für diese Horden nicht mehr, die heimtückisch, als Zivilisten verkleidet, die französische Bevölkerung zum Widerstand gegen den eingedrungenen Feind aufstachelten und durch Gewalttaten jeder Art hierfür die Voraussetzungen schufen. Gegen diese organisierten, vom Himmel herabfallenden Mörderbanden konnte die Abwehr nur darin bestehen, daß man sie mit den schärfsten Mitteln bekämpfte. Die Erlasse Hitlers, wonach Fallschirmspringer, die in Zivil absprangen, mit dem Tode zu bestrafen und Sabotageakte auf das schärfste zu ahnden waren, hatten also sehr wohl eine verständliche Begründung. Nur gingen die Hitlerschen Gegenmaßnahmen über das notwendige Maß hinaus. Die Geiselverhaftungen unter der Bevölkerung, die an diesen Untaten nicht beteiligt war, die Erschießung von Geiseln, die Massenverhaftungen führender Politiker oder Verdächtiger und ihre Einweisung in Konzentrationslager mußten die Gleichgültigkeit, ja, die wohlwollende Duldung der französischen Bevölkerung in einen glühenden Haß umwandeln und bildeten so die Grundlage für den Aufstand gegen die deutsche Wehrmacht.

Daß eine derartige Situation auch das Ende der Verständigungsbemühungen Pétains und Lavals bedeutete, ist selbstverständlich. Aus der Vichy-Regierung, die einst als Patrioten ihrem Land zu dienen gesucht hatte, wurde in den Augen der Franzosen eine Regierung von Handlangern Hitlers, kurz eine Verräterbande. Unter anderen psychologischen Voraussetzungen als denen von Stalingrad wäre Hitler vielleicht davon zu überzeugen gewesen, daß seine Maßnahmen in Frankreich falsch waren.

Nur eine Befriedigung hatte Hitler in dieser Zeit: Es gelang ihm nach vielen Mühen, den gefangengesetzten Mussolini wieder aufzuspüren und ihn durch einen tollkühnen Streich aus der Hand seiner Feinde zu befreien. Das war eine Tat, die ihm wochenlang das größte Vergnügen bereitete und die er fast wie einen persönlichen Triumph und Sieg ansah. Ribbentrops Haß gegen Ciano erfuhr umgekehrt ebenfalls seine Befriedigung. Hitler befahl und setzte durch, daß Ciano seinen erwiesenen und nachgewiesenen Verrat mit dem Tod büßen mußte. Er wurde, nachdem er des Hoch- und Landesverrats vor einem faschistischen Gericht für schuldig befunden worden war, für seinen Verrat an seinem eigenen Schwiegervater zum Tode verurteilt. Ribbentrop war hierüber tief befriedigt, war er doch immer überzeugt gewesen, daß „dieses gemeine Subjekt, dieser Hurenjäger, dieser von den Engländern gekaufte ‚Graf' die ganze Zeit hindurch Verrat geübt habe und daß mehr als eine Aktion mißglückt war, weil Ciano die Pläne an den Feind verraten hatte".

Während ich es hatte bis dahin stets wagen können, Ribbentrop scharf und unverbindlich meine Meinung zu sagen, wurde er nunmehr hiergegen empfindlich. Sei es, daß die ständigen Mißerfolge auf allen Gebieten, die Verschlechterung seines persönlichen Leidens (Ribbentrop war schwer nierenleidend, er hatte in Kanada infolge tuberkulöser Infektion eine Niere entfernen lassen müssen), die Unsicherheit seiner Stellung an ihm nagten, oder daß er, wie immer so auch hier, nur Hitler nachahmte: er wurde unleidlich, diktatorisch, überheblich, so daß mit ihm nicht mehr zu reden war.

Da trat ein unerwartetes Ereignis ein. Bei einem leichten Bombenangriff auf Berlin warf mich der Luftdruck einer unweit meines Hauses explodierenden Bombe vom Dach meines zweistöckigen Hauses, als ich Brandbomben löschen wollte. Ich glaubte zunächst, mir sei nichts passiert. Als ich am nächsten Tag jedoch wieder die Sirene hörte, fiel ich in Ohnmacht. Ich hatte am Tag vorher einen Herzmuskelschaden erlitten, der mich auf ein mehrmonatiges Krankenlager warf und mich zwang, den Dienst fast ein halbes Jahr zu versäumen, so daß die späteren Ereignisse des Jahres 1943 mir nur dunkel in Erinnerung geblieben sind. Schwere Herzanfälle ließen mich lange Zeit glauben, daß ich nur noch wenige Monate zu leben haben würde. Eine angemessene ärztliche Behandlung und ein monatelang währender Aufenthalt auf dem Land brachten mir eine Besserung meines Zustandes. Immerhin war ich gezwungen, mir die Frage zu stellen, ob ich irgendeiner weiteren Dienstleistung physisch gewachsen sein würde, und reichte daher auf Veranlassung meines Arztes ein Abschiedsgesuch ein. Monatelang hörte ich auf dieses Gesuch nichts, bis ich plötzlich im Januar 1944 von Ribbentrop wieder ins Feldquartier nach Ostpreußen befohlen wurde.

Als ich Hewel von den schweren Herzanfällen, unter denen ich litt, berichtete, empfahl er mir, den Arzt Hitlers, Dr. Morell, zu konsultieren. Hewel war der Ansicht, daß Dr. Morell ein vorzüglicher Arzt war, dem der Führer die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit verdanke.

Obwohl ich von den Ärzten Ribbentrops gut behandelt wurde, befolgte ich den Rat Hewels und kam so in die Behandlung von Dr. Morell. Morell stellte sich auf den Standpunkt, daß meine Herzanfälle durch eine normale Strophantin-Behandlung behoben werden könnten, und empfahl mir darüber hinaus eine Behandlung mit Testoviron oder Anertan.

So kam es, daß ich mit Morell eine langwierige Erörterung über die Bedeutung dieses Medikamentes hatte, die mir noch heute lebhaft vor Augen steht. Sie ist mir um so mehr in Erinnerung geblieben, als mir

Morell bei zwei weiteren Gelegenheiten, nämlich im November 1944 im Sonderzug Salzburg–Berlin und Anfang 1945 im Hotel „Adlon“ in Berlin, den wesentlichen Inhalt der Unterredung wiederholt hat und über die fortgesetzt günstige Wirkung, die dieses Mittel auf Hitler gehabt habe, berichtete.

Bei der Unterredung, die zwischen Dr. Morell und mir im Hotel „Adlon“ 1945 in Berlin stattfand, schilderte er mir die eigentümliche Erkrankung Hitlers. Ich habe diesen Bereich in der Erstausgabe meiner Erinnerungen wiedergegeben.

VII. Kapitel

20. Juli 1944

Das Gesamtbild, das ich Anfang 1944 nach meiner Rückkehr in das Hauptquartier gewann, war von einer geradezu erschütternden Tragik. Die militärische Lage hatte sich während des halben Jahres, das ich nicht mehr im Hauptquartier gewesen war, auf das äußerste verschlechtert. Hitler war es zwar gelungen, die Front im Osten noch einmal wiederherzustellen, doch drohte nun jeden Tag die Landung der Alliierten im Westen.

Zugleich tobte über Deutschland der Bombenkrieg. In einem beispiellosen, noch nie gekannten Einsatz von Großbomberverbänden wurde eine Stadt nach der anderen in Deutschland in Trümmer gelegt und eine Rüstungsfabrik nach der anderen ausgeschaltet. Insbesondere erfolgten schwerste Schläge gegen die deutsche künstliche Benzinherstellung, die immer wieder stark getroffen wurde. Die Tatsache, daß die Westalliierten in Süditalien Bomben-Flugplätze erobert hatten, die es ihnen gestatteten, zu jeder Tages- und Nachtzeit auch nach Süddeutschland und Böhmen einzufliegen, brachte das gesamte deutsche Produktionsfeld in den Bereich des feindlichen Bombeneinsatzes. Die Bombenangriffe durch alle 24 Stunden hindurch bedeuteten somit nicht nur eine unerträgliche Belastung der Zivilbevölkerung, sondern brachten auch immer wieder die organisatorischen Gegenmaßnahmen des Dr. Speer durcheinander. Immerhin gelang es um diese Zeit zum ersten Male, die wirkliche Gegenmaßnahme gegen Großbomberangriffe zu finden: Man verlegte die Fabriken unter die Erde und schuf so allmählich ein System von bombensicheren Fabrikationsanlagen, die wahrscheinlich ab Mitte 1945 die deutsche Kriegsproduktion als solche der Bombeneinwirkung vollständig entzogen haben würde. Aber bis man diese Riesentunnel in die Berge und Täler gegraben hatte, brauchte man sehr viel Zeit. Es stand zu erwarten, daß diese Bemühungen zu spät kommen würden.

Die allgemeine Verdüsterung der Stimmung und die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage führten aber nicht etwa dazu, daß Hitler die politische Initiative freiließ. Im Gegenteil: Jeder Versuch, der gemacht wurde, Hitler zu bewegen, der Außenpolitik eine Chance zu geben oder durch eine Änderung seiner Propaganda und seiner Gesamthaltung Verständigungsbemühungen nach der einen oder anderen Seite möglich zu machen, scheiterten an seinem Starrsinn.

Zu jedem, der es hören wollte, sprach er von den Wunderwaffen, von der Notwendigkeit des Aushaltens und der großen Wende, die bevorstünde, und mit dieser Begründung lehnte er jede außenpolitische Initiative ab. Es gab für ihn weder eine Verständigung mit dem Osten noch eine solche mit dem Westen. Er bestand darauf, daß er sein Kriegsziel hundertprozentig erreichen würde, und erklärte lediglich drohend, wenn ihm widersprochen wurde, daß er dann eben mit dem gesamten deutschen Volk untergehen werde ...

Ich habe selbst in dieser Situation versucht, und zwar im März 1944, noch einmal mit einer grundlegenden Denkschrift die Dinge zu beeinflussen. Ich bedauere, daß diese Denkschrift mit allen meinen Akten einem englischen Bombenangriff in Berlin zum Opfer fiel. Die verhältnismäßig kurze Denkschrift war von Ribbentrop Hitler vorgelegt und von diesem seitenweise mit Randbemerkungen versehen worden, die deutlicher als alles andere seine damalige Mentalität belegten.

Ich habe mich bemüht, in dieser Denkschrift damals die Konsequenz aus der gesamten Lage zu ziehen. Ich wies darauf hin, daß die militärischen Ereignisse es unwahrscheinlich machten, daß wir in der Lage sein würden, den Krieg mit großen Eroberungen abzuschließen, und daß es im übrigen, selbst wenn wir derartige Hoffnungen noch hegten, klug sein würde, dem Gegner propagandistisch auseinanderzusetzen, daß wir nicht die Absicht hätten, Europa, geschweige denn die Welt zu erobern. Deutschland, so führte ich aus, müsse darauf hinweisen, daß es lediglich einen Verteidigungskrieg zur Erhaltung des Deutschen Reiches in seinen heutigen Grenzen führe und es nicht die Absicht habe, irgendein fremdes Volk zu unterjochen. Polen, Tschechen, Ungarn, Belgier, Holländer, Dänen und Norweger würden, ebenso wie die Franzosen, ihre volle Freiheit zurückbekommen, und ihre Grenzen würden unverändert bleiben. Lediglich Korrekturen im Osten, welche die Grenzen von 1914 wiederherstellen würden, seien notwendig. Für mehr kämpfe Deutschland nicht. Es sei bereit, bei einer Garantie der deutschen Grenzen in diesem Umfang in den Völkerbund zurückzukehren und jeden Pakt über die Ächtung jedes weiteren Krieges zu unterzeichnen. Es sei also jederzeit bereit, einen Waffenstillstand abzuschließen, der dem unnötigen Ringen ein Ende mache, da ja schließlich auch die Alliierten nicht umhinkönnen würden, nach einer Niederlage Deutschlands diesem schließlich doch eines Tages seine alten Grenzen wieder zuzusprechen. Deutschland kämpfe also lediglich für seine Selbsterhaltung und sei bereit, auf ein Jahrhundert hinaus eine Friedensgarantie zu geben, wenn nur die Gegner ihrer-

seits eine Versicherung abgäben, daß sie nicht die Vernichtung des deutschen Volkes beabsichtigten. Ich riet zu einem besonderen Appell an Roosevelt und Churchill oder, falls man dies nicht wolle, dazu, doch von den wiederholten japanischen Bemühungen, einen Ausgleich zwischen Deutschland und Sowjet-Rußland herbeizuführen, Gebrauch zu machen . . .

Ich bin also zweifellos in meiner Denkschrift bis an das äußerste Maß dessen gegangen, was für Hitler erträglich sein konnte, und war mir bewußt, daß ich mit dieser Stellungnahme unter Umständen mehr als nur meine Position gefährdete.

Auch Ribbentrop hatte die größten Bedenken, ob er ein derartiges Dokument weitergeben sollte. Unter dem Eindruck der Nachrichten von der bevorstehenden Invasion entschloß er sich aber zum Handeln. Er versah mein Gutachten mit einer persönlichen, ihn leicht von der Angelegenheit distanzierenden Bemerkung für Hitler und ließ es dann durch Hewel vorlegen. Auf die Reaktion brauchte ich nicht lange zu warten. Bereits nach 48 Stunden ließ mich Ribbentrop wieder zu sich rufen und empfing mich in Fuschl in seinem Arbeitszimmer. Wenn ich erwartet hatte, daß mir eine große Szene gemacht würde, so sah ich mich jedoch angenehm enttäuscht. Ribbentrop überreichte mir müde das Blatt mit den Randbemerkungen Hitlers und sagte: „Nun sehen Sie selbst, wie der Führer denkt. Ihre Vorstellungen passen einfach nicht in die Landschaft. Wie konnten Sie nur so schlecht informiert sein? Verstehen Sie es denn nicht, daß der Führer sich diesen Argumenten längst verschlossen hat und daß er kein Paktieren mehr kennt? Für ihn gibt es nur einen Sieg oder den Untergang, alles andere versteht er nicht mehr. Man fragt sich manchmal, ob man es mit seinem Gewissen vereinbaren kann, ihm überhaupt noch zu dienen. Lassen Sie sich das als eine Lehre dienen, aussteigen kann keiner, wir gehen zusammen unter oder siegen. Aber eine Minderung seines Programms wird Hitler niemals akzeptieren."

Als ich wieder in mein Zimmer zurückgekommen war und das merkwürdige Dokument in der Hand hielt, war ich allerdings mehr als erstaunt über das, was Hitler in seiner seltsamen Handschrift an den Rand der Aufzeichnungen geschrieben hatte. Zum Beispiel hatte er auf die Feststellung, daß Deutschland lediglich für die Erhaltung seiner Grenzen kämpfe, an den Rand geschrieben: „Wozu habe ich dann Krieg geführt? Man führt Kriege, um zu erobern, aber nicht, um die eigenen Grenzen zu halten." Zu der Bemerkung, daß man die deutschen Forderungen auf ein Mindestmaß einschränken müsse, hatte er kommentiert: „Wenn ich nichts mehr

fordere, gebe ich zu, daß ich verloren habe." Zu der Bemerkung, daß die Gefahr einer militärischen Niederlage bestehe, hatte er den „klassischen" Satz gefügt: „Wenn dieser Krieg verlorengeht, dann ist das deutsche Volk meiner nicht wert gewesen ..."

In dieser ungewissen Atmosphäre traf mich ein Befehl Ribbentrops in Berlin, der mich ins Hauptquartier rief, und zwar am 16. Juli abends, so daß ich am 17. Juli morgens dort eintraf. In dem berühmten Wehrmachtszug, der nach Ostpreußen führte, traf ich den Botschafter v. d. Schulenburg, der von mir wissen wollte, wie ich die Lage beurteilte, insbesondere, was ich militärisch Neues aus dem Westen wußte, während er mir umgekehrt vorsichtig gehaltene, aber doch deutliche Andeutungen über die Erfolge seiner Fühlungnahme mit dem Osten machte.

Am nächsten Morgen trafen wir auf der Jägerhöhe ein und begaben uns sofort zu Ribbentrop.

Eine Erkundigung bei meinen Freunden ergab folgendes: Der japanische Botschafter Oshima war einige Tage vorher bei Ribbentrop erschienen und hatte durch diesen eine Audienz bei Hitler erbeten. „Ich habe", so erklärte er, „eine Botschaft des Tenno von höchster Bedeutung dem Führer persönlich zu übermitteln." Die Botschaft bestand, wie wir später erfuhren, in der Mitteilung, daß der japanische Kaiser jederzeit bereit sei, einen Frieden zwischen Hitler und Stalin zu vermitteln, falls Hitler das wünsche.

Man kann sich kaum vorstellen, welch ungeheures Aufsehen diese Erklärung in unserem Kreis damals erregte. Sie stand zwar in direktem Gegensatz zu allem, worum sich Hitler und Ribbentrop bis dahin bemüht hatten – sie wünschten ein aktives militärisches Eingreifen der Japaner gegen die Sowjets –, auf der anderen Seite war sofort klar, daß es sich hier möglicherweise um den ersten authentischen Friedensfühler handelte, der seit Beginn des Krieges an Hitler herangetragen worden war. Zwar hatten die Russen bereits nicht weniger als viermal auf dem Wege über die Japaner, die Finnen, den bulgarischen König und Astachoff ähnliche Botschaften übermittelt, aber noch niemals war ihnen dieses Gewicht gegeben worden. Selbst Hitler war von der Botschaft so beeindruckt, daß er sie nicht sofort abzulehnen wagte. Er erklärte dem Botschafter Oshima vielmehr, er müsse sich auf diese Mitteilung erst einmal überlegen, was er antworten solle, und außerdem müsse er Mussolini konsultieren. Mussolini konnte aber damals frühestens in zwei Tagen in Ostpreußen eintreffen.

Die Folge der japanischen Aktion war daher, daß nicht nur Mussolini bestellt wurde, sondern daß Ribbentrop die Aufforde-

rung erhielt, seine Sachverständigen zu befragen, was sie von dieser Mitteilung hielten.

Was hieß dieser japanische Schritt? Hieß er, daß die Japaner abspringen würden, wenn Hitler nein sagte, oder verbarg sich dahinter eine Fühlungnahme mit dem Kreml, die erfolgreich gewesen war? Oder versuchten diese merkwürdigen Verbündeten, die Japaner, sich hier irgendwelche Sondervorteile zu verschaffen? Hitler war von äußerstem Mißtrauen, und auch Ribbentrop vermochte nicht, diese Frage sofort zu beantworten.

Ribbentrop ließ daher seinen besten Ostberater, den Botschafter Grafen v. d. Schulenburg, kommen. Angesichts der Neigung Ribbentrops, möglichst viele Meinungen zu hören, wurde diese Frage auch einer Reihe weiterer Persönlichkeiten vorgelegt, und so kam es, daß auch mir diese „Ostfrage" unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses vorgelegt wurde, und zwar unmittelbar nachdem Schulenburg von Ribbentrop befragt worden war. Ribbentrop hatte, als er mich nach Ostpreußen rief, einen anderen Grund angegeben, ich habe aber keinen Zweifel, daß es die Friedensfrage war, wegen der er mich eigentlich zu sich bestellt hatte.

Ribbentrop eröffnete das Gespräch mit mir damit, daß er mich zunächst befragte, was für neue Nachrichten aus England vorlägen, ob es irgendwelche neue englische Friedensfühler gäbe oder ob sonst ein Anzeichen dafür vorhanden sei, daß die Engländer mit uns Frieden schließen wollten. Ich muß ein ungewöhnlich ironisches Gesicht gemacht haben, weil Ribbentrop sich plötzlich selbst unterbrach und dann ärgerlich fortfuhr: „Na ja, da sie gerade gelandet sind und die Landung geglückt ist, wie ich das immer vorausgesagt habe, werden sie sich ja auch einbilden, daß sie es schaffen werden, und kaum an einen Frieden denken. Aber passen Sie auf, wir jagen sie doch noch wieder ins Meer!

Was meinen Sie dazu, wenn wir mit ganz jemand anderem Frieden schlössen, mit Stalin! – – Was halten Sie davon?"

Ich spielte den Überraschten und fragte ihn, wie er hierauf käme. Der Führer habe doch bisher jede Friedensmöglichkeit nach der russischen Seite abgelehnt, ich besäße keinerlei Informationen, wonach sich die Haltung Hitlers geändert habe.

Ribbentrop erwiderte mir darauf: „Ja, jetzt liegen aber ganz neue Fakten vor. Die Japaner haben uns ein sehr merkwürdiges Anerbieten gemacht, Oshima war beim Führer und hat diesem gesagt, der Tenno sei bereit, jederzeit einen Frieden zwischen uns und den Russen zu vermitteln, wenn der Führer es wünsche. Der Führer ist skeptisch, er glaubt nicht an die Realität dieses Angebots, will

es aber nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Was halten Sie davon?"

Ich erwiderte, ich verstünde von russischen Angelegenheiten nicht genug. Ich empfähle ihm, Schulenburg zu befragen.

Ribbentrop erwiderte mir darauf: „Den habe ich eben mit Hilger hier gehabt. Sie haben aber beide sehr merkwürdig reagiert. Schulenburg war ebenso verblüfft wie Sie, wollte aber nicht mit der Sprache herausrücken. Er meinte wohl, es sei etwas dran an der Sache, ja, er schlug mir vor, ihn selbst mit den Russen verhandeln zu lassen. Hilger jedoch äußerte eine ganz absurde Idee. Er meinte, daß hinter dem Ganzen lediglich Betrugsabsichten der Japaner stecken könnten, daß Stalin sich niemals mit Hitler verständigen würde; ebensowenig wie Hitler sich mit Stalin verständigen wolle, ebensowenig denke Stalin daran.

So ein Unfug", fuhr Ribbentrop fort, „das weiß ich besser. Schließlich habe ich selbst mit Stalin verhandelt, und ich kann Ihnen versichern, wir haben uns ganz großartig verstanden. Warum sollten wir uns jetzt also nicht auch wieder verstehen können? Ich bin der Ansicht, daß die Japaner doch erst vorgefühlt haben müssen, ehe sie mit einem solchen Angebot, das allem ins Gesicht schlägt, was der Führer immer wieder von ihnen erbeten hat, an uns herantreten und noch dazu in dieser albernen, feierlichen Form."

Es entstand nun eine Pause im Gespräch, die ich benutzte, um mir zu überlegen, was ich antworten sollte. Es bestand ja eigentlich kein Zweifel, daß Ribbentrop recht hatte. Die Japaner mußten vorher in Moskau sondiert und dort eine positive Antwort erhalten haben. Man brauchte sich ja nur vorzustellen, was geschehen würde, wenn Hitler auf die japanische Aufforderung einging. Die Japaner liefen sofort Gefahr, daß die Russen derartige Verhandlungen ablehnten, und dann würden sie sich so sehr blamiert haben, daß sie nach ostasiatischer Ansicht ihr Gesicht verlören. Für ein unsicheres Spiel würden sie nicht den heiligen Namen des Tenno mißbrauchen. Zweifellos, es war ernst gemeint. Es bestand die Chance zu Verhandlungen, bei denen allerdings nicht vorauszusehen war, wie sie schließlich ausgehen würden. Vielleicht wußte Stalin, wie schlecht die deutschen Aussichten auf die Abwehr einer Landung in der Normandie waren, vielleicht wollte er daher erst einmal seine eigene Beute unter Dach und Fach bringen und es inzwischen den Westmächten so schwer wie möglich machen, ihre Kriegsziele zu erreichen. Hier war kein Zweifel, es handelte sich um eine durchaus ernst zu nehmende Sache, das japanische Angebot konnte nur mit russischer Deckung erfolgt sein.

In diesem Sinn äußerte ich mich dann auch zu Ribbentrop, der mir lächelnd zustimmte und sagte: „Sie haben recht, ich beurteile die Dinge ebenso."

Ribbentrop befahl mir absolutes Schweigen und wies mich an, weiter im Hauptquartier zu bleiben.

Als ich das Schloß Steinort verlassen wollte, traf ich Schulenburg, der vor dem Schloß auf und ab ging und sichtlich auf seinen Wagen wartete. So hatte ich wenige Minuten Zeit, mit ihm zu sprechen.

Ich begrüßte ihn und äußerte meine Überraschung darüber, daß er noch nicht zur Jägerhöhe, unserem gemeinsamen Übernachtungsort, zurückgekehrt sei, worauf er mir mitteilte, er habe noch seine Nichte, die Gräfin Lehndorf-Steinort (geb. Gräfin Kallnein), besuchen wollen, da sie gerade Geburtstag habe. Er habe bei ihr Tee getrunken. Dann fragte er mich direkt, was Ribbentrop von mir gewollt habe.

Angesichts des besonderen und langjährigen Vertrauensverhältnisses, das uns verband, glaubte ich, nicht zurückhalten zu müssen, und sagte ihm lächelnd: „Dasselbe, was er von Ihnen gewollt hat." Und ich berichtete ihm, was ich Ribbentrop gesagt hatte. Umgekehrt hätte ich die Frage zu stellen, was er von den Dingen hielte. Brücklmeier habe mir in Berlin gesagt, daß die Russen Fühlung mit der Opposition gesucht hätten, was er davon wisse? Schulenburg, dem es offenbar lieb war, angesichts der schwierigen Lage, in der er sich befand, sich mit jemandem aussprechen zu können, berichtete mir über Fühlungnahmen mit dem Osten. Er versuche, jetzt Klarheit über das Ganze zu gewinnen. „Es sieht", so meinte er, „Stalin durchaus ähnlich, daß er gleichzeitig mit der Opposition verhandelt und auf der anderen Seite durch die Japaner direkt mit Hitler ins Gespräch zu kommen sucht." Gerade das sei ein Beweis dafür, daß die ganze Aktion vom Kreml ausgehe und daß dieser, aus welchen Gründen auch immer, zum Schluß zu kommen trachte. Das Ganze versetze ihn jedoch in eine sehr schwierige Lage.

Auf meinen Einwand, daß es dann wohl das richtigste wäre, wenn er, Schulenburg, den Versuch mache, die Angelegenheit in die eigene Hand zu nehmen und die Verhandlungen für Hitler selbst zu führen, lachte er grimmig und sagte: „Es sieht so aus, als ob mir wohl nichts anderes übrigbleiben wird. Im übrigen habe ich den Herren in Berlin kurz Nachricht gegeben und sie davon unterrichtet, damit sie nicht allzusehr vom Stuhl fallen, wenn sie die Nachricht über die kommenden Verhandlungen erhalten . . ."

Tatsächlich hat Schulenburg, wie ich erst sehr viel später erfuhr, von seiner Nichte, der Gräfin Lehndorf, aus niemand anderen als den Grafen Claus Stauffenberg selbst angerufen. Er hatte ihm gesagt:

„Hitler ist im Begriff, sich mit Stalin zu verständigen. Es liegt ein Angebot aus Moskau vor, das die Japaner überbracht haben. Aber beunruhige dich nicht, ich werde sehen, was ich tun kann, um die Angelegenheiten in meine Hand zu spielen!"*

Schulenburg hat mir einige Tage nach dem Attentat**, bevor er nach Berlin abtransportiert wurde, gesagt, er habe vor unüberlegten Handlungen warnen wollen und habe nochmals dafür zu plädieren versucht, daß erst überlegt und ein definitives Abkommen erzielt würde, ehe man zur Aktion schreite. Tatsächlich erzielte er jedoch damit das genaue Gegenteil: Stauffenberg hat offenbar auf diese Mitteilung Schulenburgs hin erst den endgültigen Entschluß gefaßt, Hitler zu beseitigen und den Putsch in Gang zu setzen. Es ist nichts darüber bekannt, welche Erwägungen ihn zum letzten Entschluß bewogen. Sein Adjutant, mit dem er darüber gesprochen hat, der Oberleutnant von Haefften, ist tot, ebenso der Generaloberst Beck. Aber wir wissen aus den Akten der Gestapo, daß dieses Schulenburgsche Telefonat die Aktion vom 20. Juli ausgelöst hat. Daß Stauffenberg nach kurzer Rücksprache mit wenigen Vertrauten zu General Wagner eilte und mit diesem sich dahin einigte, den ursprünglichen Plan umzustoßen und das Attentat und den Putsch sofort auszuführen, erscheint mir jedenfalls äußerst glaubwürdig.

Es ist ja nicht schwer, sich die Motive für diesen, seinen Entschluß klarzumachen, wenn man sich einmal überlegt, in welcher Lage er sich befand. Die „Westler" würden ganz ohne jeden Zweifel eine Beendigung des Krieges mit dem Osten angesichts des Fortschreitens der Invasion nur begrüßt haben, um zu einem späteren Zeitpunkt die geplante Aktion im Westen doch auszuführen. Denn eine Beendigung des Krieges im Osten konnte die Chance einer Aktion im Westen nur fördern. Sie hätten also keinen Anlaß gehabt, dagegen zu sein. Stauffenberg und sein engerer Freundeskreis, die in sehr hohem Maße ihre Hoffnungen auf die Lösung mit dem Osten gesetzt hatten, mußten jedoch anders denken. Für sie bedeutete eine Verständigung Hitlers mit Stalin, daß Hitler sein volles Prestige als Staatsmann und Feldherr wiedergewinnen würde: als der Mann, der immer wieder gegen alle Einsichtigen und Gemäßigten mit seiner kühnen Phantasie doch recht behalten hatte. Hitlers Chancen würden hierdurch wieder

* Schulenburg rief Stauffenberg am 18. Juli abends an. Stauffenberg suchte hierauf General Wagner auf. In dieser Besprechung fiel die endgültige Entscheidung für das Attentat. Wagner stellte Stauffenberg sein Flugzeug zur Verfügung; am nächsten Morgen bestellte er die anderen Verschworenen, darunter Beck, Fellgiebel, Oster, in die Bendlerstraße und unterrichtete das Hauptquartier Ostpreußen dahin, daß sofort gehandelt werden müsse.

** Graf v. d. Schulenburg wurde erst etwa vierzehn Tage nach dem 20. Juli verhaftet. Er wurde am 10. November 1944 hingerichtet.

in den Himmel steigen! Damit würde das „Terror-Regime" wieder gefestigt sein, und alle Pläne einer gemeinsamen Verständigung der Opposition mit den Sowjets würde man begraben müssen.

Denn diese Verständigung Deutschlands mit Rußland war ja für diesen engeren Kreis geradezu zu einem Axiom geworden. Unter dem ungeheuren Druck der Ereignisse begannen sie einem Patriotismus anzuhängen, der bereit war, der Erhaltung der Macht und Größe des Vaterlandes alle innerpolitischen Rücksichten zu opfern; diese jungen Männer empfanden sehr wohl, daß dies ein Opfer war, welches das Ende ihres Standes bedeuten würde. Aber gerade vom mißverstandenen Preußentum aus waren sie bereit, dieses Opfer zu bringen, weil sie an die Wiederkehr der Ereignisse glaubten. Wie Preußen vor 100 Jahren im Bündnis mit Rußland aus tiefster Erniedrigung wieder zur Höhe geschritten war, so glaubten sie auch jetzt wieder, die außenpolitische Chance in diesem Plan sehen zu können. Nicht durch Zufall allein waren so viele altpreußische Namen in diesem Kreis vertreten. Für mich als Preußen ist es nur erstaunlich, daß auch der Süddeutsche Stauffenberg der Magie dieser Idee verfiel.

Jedenfalls kann ich es voll und ganz verstehen, daß Stauffenberg auf die Schulenburgsche Warnung hin, Hitler drohe sich mit Stalin zu verständigen, nicht anders handeln konnte, als er es tat. Es war der Mahnruf des Schicksals für ihn, zu handeln und nicht zu warten, bis es zu spät war.

Das Unheil nahm seinen Lauf.

Stauffenberg flog am 20. 7. mit einem Sprengstoff, den er sich in aller Eile beschafft hatte, nach Rastenburg, begab sich in das Führerhauptquartier und löste die Bombe, die durch einen jener Zufälle, die Hitler viele Male davor bewahrt haben, ermordet zu werden, nur eine Persönlichkeit seiner Umgebung tötete und mehrere verletzte, Hitler aber selbst unverletzt, nur mit einer Armverstauchung, seinem Schicksal noch einmal entrinnen ließ.

Stauffenberg war vorher nach Zossen zurückgeflogen, überzeugt, daß die Explosion alle getötet haben mußte. Er begab sich zu Wagner und veranlaßte diesen, den Staatsstreich in Gang zu setzen. Wie dieser im einzelnen scheiterte, wie nach wenigen Stunden klar war, daß das Attentat mißglückt, der Staatsstreich fehlgeschlagen war, so daß den Urhebern dieses Planes nichts anderes übrigblieb, als sich den Tod zu geben, während Stauffenberg und sein Adjutant durch Generaloberst Fromm erschossen wurden – wobei dieser zweifellos hoffte, damit die Spuren der großen Verschwörung zu verdecken –, wie der General Stülpnagel in Paris doch losschlug und wie Rommel

durch Selbstmord starb – das zu schildern ist nicht meine Aufgabe, da ich alle diese Dinge nur vom Hörensagen kenne und hierüber nicht mehr und nicht weniger Bescheid weiß als derjenige, der die Veröffentlichungen hierüber gelesen hat.

Doch zurück zu meinen Erlebnissen.

Der 20. Juli begann für uns im Hauptquartier wie ein Ferientag, begünstigt von bestem Wetter und herrlichem Sonnenschein. Erwarteten wir doch an diesem Tag den Besuch Mussolinis. Das bedeutete für den gesamten Stab des Ministers, mit Ausnahme der Herren vom Protokoll und der Dolmetscher, daß sie nicht benötigt werden würden und man sich einmal ausruhen konnte. Man mußte nicht, wie sonst, auf dem Sprung sein, jederzeit angerufen oder abgerufen zu werden. So waren wir denn alle zum Baden an den Mauersee gegangen und sonnten uns dort bei schönstem Wetter. Der Vormittag verging, das Mittagessen, der Nachmittag, und schon glaubten wir, daß wir einen ganz besonders schönen Tag verlebt hätten, als ein alarmierender Anruf der Adjutantur uns zunächst völlig unzureichend davon unterrichtete, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sei – ein Attentat im Hauptquartier – der Minister habe sich sofort in die Wolfsschanze begeben – Näheres wisse man noch nicht . . . die Dinge würden noch geheimgehalten, kein Mensch könne sich einen Vers machen!

Erst sehr allmählich, erst nach der Ansprache Hitlers im Rundfunk, in der er das Scheitern des Anschlags bekanntgab, und nachdem unsere Herren aus dem Hauptquartier zurückkamen und unmittelbare Augenzeugenberichte von dem Geschehnis mitbrachten, rundete sich das Bild, war es möglich, sich einen Überblick über das ganze Ausmaß der Katastrophe zu verschaffen.

Die frappierendste unter all den Nachrichten, die wir nach dem Attentat erhielten, war die Reaktion des Auslandes. Es ist schade, daß mir die Originalaufzeichnungen über diese Reaktion verlorengegangen sind, sie sprächen auch heute noch Bände!

Klar und eindeutig waren die englische und amerikanische Stellungnahme zu dem Ereignis. Mit einer Schärfe wurde von ihnen der „Militärputsch“ abgelehnt, wie man sich das nicht deutlicher denken konnte: Die preußischen Junker hätten also geputscht, ausgerechnet die Militärclique, zu deren Vernichtung die Angelsachsen ausgezogen waren! Natürlich viel zu spät, offenbar nur, weil sie sich den Folgen der Niederlage entziehen wollten. Nun, so mußte es ihnen denn gesagt werden: Mit diesen Leuten würden Churchill und Roosevelt nie Frieden geschlossen haben! Gegen sie wäre der Kampf bis zur Vernichtung weitergegangen, da es den preußischen Militarismus und die

Junkerklasse, die beide am Krieg mit schuld gewesen seien (!), auszurotten gelte. Das deutsche Volk würde sich einer Täuschung hingegeben haben, wenn es diesen Leuten seine Führung anvertraut hätte. Für diese Leute hätte es erst recht nur eine Bedingung gegeben: Bedingungslose Kapitulation! ... Es hätte nicht viel gefehlt, und der englische und amerikanische Rundfunk hätten Hitler zu seinem Entkommen gratuliert.

Selbst Hitler war über den Abgrund des Hasses entsetzt, der ihm aus diesen Äußerungen entgegenblickte. „Sie sehen", so sagte er zu Ribbentrop, „diese Leute hassen Deutschland beinahe noch mehr als mich ... Sicher sind das alles Juden, die das gesagt haben."

Ganz anders, ja erstaunlich anders, äußerten sich aber die Russen. Hatten diese nicht das sogenannte „Nationalkomitee ‚Freies Deutschland'"? Also mußte dieses herhalten. „Wir begrüßen die Helden, die versucht haben, das Joch des Faschismus abzuschütteln, um eine Verständigung zwischen dem großen deutschen und dem großen russischen Volk wiederherzustellen und durch ein deutsch-russisches Bündnis den Frieden zu sichern. Rußland ist jederzeit bereit, einem von der Verbrecherbande der Nationalsozialisten befreiten Deutschland die Bruderhand zu reichen! Wir sind bereit, uns mit der deutschen Armee zu verständigen; es lebe die antifaschistische Revolution! Unsere Sympathie und alle guten Wünsche den Helden, die sich gegen Hitler erheben! Das deutsche Volk hat alles von diesem Weg zu erwarten! ..." Und in den russischen Nachrichten für das eigene Volk die gleichen, wenn auch nicht ganz so herzlichen Töne, die Hoffnung darauf, daß die deutsche Armee dem Krieg ein Ende bereiten werde. Aufrufe an die deutsche Front, den Kampf einzustellen und den Verschwörern zu helfen. Noch 48 Stunden nach dem Scheitern des Putsches wurde diese Linie beibehalten, bis sie plötzlich abrupt abbrach ...

Als ich diese Dinge las, konnte ich nicht umhin, an Schulenburgs Fühler zu denken. Schulenburg war inzwischen nach Berlin abgereist, um sich zu stellen, nachdem er mir noch einmal kurz hatte versichern können, daß er mit dem Attentat nichts zu tun habe. Hatte er doch recht gehabt? Hatten seine Verbindungen tatsächlich bis in den Kreml gereicht? War das Ganze nicht eine Bestätigung dafür? Oder war die russische Propaganda nur klüger und wendiger als die der Angelsachsen, die an bodenloser Dummheit nicht zu übertreffen war und nun tatsächlich den Deutschen nichts anderes mehr übrigließ als den Kampf bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone?

Ich war bis in die letzten, innersten Grundfesten erschüttert, verzweifelt und voller Fatalismus, als ich das alles erlebte. Aber gerade

diese Dinge festigten immer mehr auch den Willen, nicht aufzugeben und am Leben zu bleiben – als Zeuge für die Fehler, die auf beiden Seiten dieses Völkerringens gemacht worden waren, um wenigstens möglicherweise der Nachwelt eine Lehre zu übermitteln . . .

Nach dem Besuch Mussolinis ließ sich Hitler den japanischen Botschafter Oshima kommen und erklärte ihm (verständlicherweise, denn aus den russischen Rundfunk- und Pressestimmen schloß er, daß das ganze Attentat von Stalin oder zumindest seinen Parteigängern inszeniert war, obwohl er sich dessen nicht ganz sicher war), er müsse das Angebot einer Vermittlung mit den Sowjets leider ablehnen. Ribbentrop hatte er vorher erklärt, er würde Oshima am liebsten fragen, ob er denn wirklich nicht wisse, daß der japanische Botschafter in Moskau, falls er tatsächlich mit einer bejahenden Antwort von ihm, Hitler, komme, von Stalin mit einem Tritt in den Hintern die Treppe des Kremls wieder hinunterexpediert werden würde. Bei der tatsächlichen Antwort mäßigte er sich jedoch.

Nach einer Woche jedoch war anscheinend der Sturm vorüber und alles dem äußeren Schein nach im alten Gleis. Erst die Protokolle des Prozesses vor dem Volksgerichtshof brachten eine neue Entwicklung. Hitler ließ sich über jedes Wort der Angeklagten berichten. Die Äußerungen der Militärs versetzten ihn in Wut oder veranlaßten ihn zu Ausbrüchen der Verachtung – das Verhalten einiger Angehöriger des Auswärtigen Amtes jedoch erregte seine Bewunderung. Ganz besonders imponierte ihm das Verhalten Trotts und Schulenburgs.

Trotts Erklärungen pries er geradezu: „Wenigstens ein Kopf unter diesen Verschwörern – ein Gegner, der meiner würdig ist – wenn ich nur solche Leute unter den Beamten des Auswärtigen Amtes auf meiner Seite gehabt hätte – da kann man nur den Hut abnehmen – ich glaube, ich habe dem Amt Unrecht getan – was für eine Haltung!"

Voller Ehrfurcht war er geradezu angesichts des Verhaltens von Schulenburg: „Daß dieser Mann mein Gegner sein mußte – genau so wie er würde ich das auch machen, was für ein Mordskerl . . .!"

Aber derartige Ansichten hatten auch ihre Gefahren: Bormann hörte zu und verstand es, geschickt einzuhaken: Ist das nicht ein Beweis, wie gefährlich das Auswärtige Amt ist? Daß es von vorne bis hinten ein Verschwörernest ist und daß man es ausrotten sollte mit Stumpf und Stiel? Ob der Ribbentrop nichts gewußt hat? Entweder ist der Kerl so dumm, daß er nichts gemerkt hat, oder er hat sich am Ende an derartigen Kritiken Ihrer Politik, mein großer Führer, beteiligt?

Hitler verstummte und brütete vor sich hin, aber dann lehnte er ab. „Ribbentrop? Nein, Ribbentrop ist treu wie Gold! Unterlassen Sie es, ihn zu verdächtigen."

Ich erlebte selbst, wie dieses Gespräch, das mir von mehreren Stellen geschildert worden ist, von Herrn v. S., der Hewel vorübergehend bei Hitler vertrat, Ribbentrop an der Abendtafel berichtet worden ist. Ich höre noch seinen weichen, österreichischen Dialekt, empfinde die diplomatische Vorsicht, mit der er diese Episode erzählt, sehe das plötzliche Erstarren Ribbentrops und habe seinen daraufhin folgenden Wutausbruch im Ohr. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles um ihn erbleichte: „Und das haben Sie sich gefallen lassen? Mit der Reitpeitsche müßte man den Bormann totschlagen!"

Und dann verteidigte er sich, zählte die Verdienste, die er um Hitler gehabt hätte, die Verdienste, die „seine Herren" gehabt hätten, ihre Treue, ihren Mut usw. auf, bis er anscheinend sein Gleichgewicht wiedergewonnen hatte.

Aber Ribbentrop war bis ins Mark getroffen. Bei jeder Gelegenheit beschimpfte er von jetzt ab die Offiziere und die Armee als Verräter, Feiglinge und Lumpen, pries die Genialität des Führers, versicherte, daß er nun erst recht vom Endsieg überzeugt sei, kurz, betrug sich so exaltiert, daß es auf das deutlichste zu sehen war, wie tief ihn Bormann getroffen hatte.

In den letzten Septembertagen 1944 begann sich im Hauptquartier in Ostpreußen eine sehr merkwürdige Lage zu entwickeln. Die Front rückte immer näher. Trotzdem blieb das Hauptquartier Hitlers nach wie vor in der berühmten Wolfsschanze bei Lötzen. Infolgedessen wurde auch das Feldquartier des Reichsaußenministers in Steinort weiterhin aufrechterhalten, so daß sein Stab gezwungen war in der Jägerhöhe am kleinen Mauersee zu wohnen und zu arbeiten. Göring, der sein Quartier näher an der litauischen Grenze hatte, verzog sich hingegen nach der Schorfheide bei Berlin. Auch der größte Teil der militärischen Stäbe wurde verlegt. Aber das Quartier des Reichsaußenministers blieb hiervon unberührt. Trotz der Frontnähe mußte sein Stab weiterhin verbleiben, wo er war, und erst als die Russen nur noch wenige Kilometer entfernt waren und Keitel energisch eine Rückverlegung nach Berlin verlangte, wurde Ribbentrop gezwungen, Ostpreußen zu verlassen.

An ein sachliches Arbeiten war unter solchen Umständen nur mit einer gewissen Schwierigkeit zu denken, da eine verständliche Nervosität Platz griff, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es keinerlei Schutz für den zumeist aus Damen bestehenden Stab gab. Es wurden

lediglich einige Laufgräben bei der Jägerhöhe angelegt, in denen Schutz gesucht werden sollte, wenn Tieffliegerangriffe ein Verbleiben in dem hölzernen Hotel unmöglich machen sollten. Die Damen des Stabes wurden im Schießen mit Kleinkaliberpistolen ausgebildet, aber irgendeine größere Waffe stand nicht zur Verfügung. Lediglich vier veraltete Infanteriegewehre sollten im Ernstfall zur Verteidigung eingesetzt werden. Umgekehrt empfand das Militär das Verbleiben des Stabes, der mit seinen zahlreichen Automobilen eine höchst unbequeme Belästigung des Frontbetriebes war, als überflüssig und ließ dies die zivile Behörde bei jeder passenden Gelegenheit fühlen. Der Dienstbetrieb, der einen ständigen Autoverkehr zwischen dem Wohnort des Stabes und dem Sitz des Ministers verlangte, vollzog sich unter diesen Umständen in immer schwierigerer Form, um so mehr, als auch Fernschreiber und Funk nach Berlin sich kaum aufrechterhalten ließen. Ribbentrop war daher ständig in äußerst gereizter Stimmung. Er erklärte alle technischen Schwierigkeiten für „Sabotage" und wollte nicht einsehen, daß er durch sein Verbleiben den militärischen Stellen unnötige Schwierigkeiten bereitete, während umgekehrt der Nutzen, den er der Führung noch zu leisten vermochte, gleich Null war, da angesichts der überaus ernsten Frontlage und den immer schwärzeren Nachrichten über die Feindabsichten in Deutschland der Außenpolitik keinerlei praktischer Wert für die Kriegführung mehr beizumessen war.

Ribbentrop hatte etwa im August auf Anraten Papens den Freiherrn v. Lersner nach Konstantinopel geschickt, um den Versuch zu machen, durch seine Vermittlung in irgendeinen Gedankenaustausch mit den Engländern oder Amerikanern zu kommen. Hierbei ließ er sich von der Ansicht leiten, daß er, da sich die Kriegslage immer ungünstiger zu entwickeln begann, rechtzeitig eine Fühlungnahme mit dem Gegner herbeiführen müsse. Für diese Aktion hatte er sich die ausdrückliche Genehmigung Hitlers geben lassen.

Sie war auch der Grund für meine erneute Anwesenheit im Hauptquartier, da Ribbentrop die Ergebnisse dieses Fühlers mit mir zu besprechen wünschte. Ich war voller Skepsis, ob sich irgend etwas erreichen lassen würde. Mir erschien es äußerst zweifelhaft, ob die Gegner bereit sein würden, über einen Frieden, wie ihn Hitler zu erhalten hoffte, zu verhandeln. Theoretisch hätte man annehmen dürfen, daß es sowohl den Russen wie auch den Engländern und Amerikanern klar sein mußte, daß eine Vernichtung Deutschlands, wie sie die uns damals bekannt gewordenen Berichte Sumner Welles' immer wieder forderten, nicht im Interesse dieser Mächte gelegen war. Mußte nicht die Beseitigung der Machtstellung Deutschlands das

Gleichgewicht in Europa stören und den Osten und den Westen in einen Konflikt gegeneinander treiben? Aber das war sozusagen eine vernünftige Frage.

Konnte man angesichts der Woge von Haß, die das Hitler-Regime hervorgerufen hatte, noch erwarten, daß ein siegreicher Gegner sich von irgendwelchen Vernunftgründen leiten lassen würde? Das war schon 1919/20 nicht der Fall gewesen, um wie viel weniger konnte man das 1944/45 erwarten?

Nach vorübergehendem Aufenthalt in Krummhübel erhielt ich plötzlich Anfang Januar 1945 den direkten Befehl, mich umgehend und sofort bei Ribbentrop in Berlin zu melden. Da ich nicht wußte, worum es sich handelte, fuhr ich nicht ohne gewisse Besorgnis nach Berlin, allerdings auch fest entschlossen, mich mit jedem Mittel zu verteidigen, wenn diese merkwürdige Weisung etwas Schlechtes bedeuten sollte.

In Berlin erhielt ich die Weisung, im Hotel Adlon Wohnung zu nehmen, wo ich dann auch tatsächlich von diesem Tage an bis zum 13. April fast ständig ein Zimmer gehabt habe, so daß ich diese Phase des Endkampfes um Berlin in der Hauptstadt erlebt habe. Es war auch hier ein beinahe gespenstisches Leben, das irgendwie unwirklich erschien, denn während die ständigen Fliegeralarme und Fliegerangriffe immer größere Teile der Stadt in Trümmer warfen, wobei Tausende den Tod fanden und Hunderttausende ihr Hab und Gut verloren, wobei auch gelegentlich kleinere und größere Beschädigungen des Hotels und seiner Umgebung stattfanden, gab man sich im Hotel Adlon den Anschein, als ob es alles noch gäbe und nach wie vor Frieden herrsche. Kellner im Frack, regelmäßiges warmes Mittag- und Abendessen, wenn auch in kriegsmäßig bedingtem bescheidenem Umfang, Bäder mit warmem Wasser und sauberen Betten, volle Hotelbedienung, Gehen und Kommen von Ausländern und Inländern verschiedener Prominenz – und das alles unter bis zu 17 Fliegeralarmen am Tag – gaben einen Hintergrund ab, wie man ihn sich filmgemäßer kaum vorstellen konnte.

Nach meinem Eintreffen in Berlin brauchte ich nicht lange auf Weisung zu warten. Bereits am Nachmittag des gleichen Tages wurde ich zu Ribbentrop in dessen Arbeitszimmer im alten Palais Hindenburgs befohlen, das im vollen Prunk seiner hypermodernen Einrichtung glänzte und in dem mir nur auffiel, daß die schönen Bismarckbilder Lenbachs, die sonst das Zimmer Ribbentrops zu zieren pflegten, irgendwohin in Sicherheit gebracht worden waren.

Ribbentrop empfing mich kühl, aber ohne jede Unfreundlichkeit. Er legte mir die Depeschen Ciceros, Papens Spion aus Ankara, vor,

der in seinen Depeschen bekanntlich wichtiges Geheimmaterial des englischen Botschafters in der Türkei, Knatchbull-Hugessen, photographiert hatte und uns verkaufte. Wenn ich mich richtig entsinne, so war in einer der Depeschen – es kann aber auch eine der Marmara-Depeschen des Herrn von Lersners gewesen sein – die bevorstehende Zusammenkunft von Yalta angekündigt.

Nachdem Ribbentrop mir auseinandergesetzt hatte, was er selbst aus den Dingen herausgelesen hatte – wobei er über eine sachliche Erörterung der Nachrichten nicht hinausging –, nahm er eins der bekannten Blaubücher, in denen die englischen Parlamentsdebatten zu erscheinen pflegten, zur Hand, reichte es mir über den Tisch hinüber und sagte: „Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich auch hiermit eingehend beschäftigen und mir Ihre Ansichten hierüber vortragen würden." Es war der Hansard mit dem Bericht des Oberhauses, in dem Viscount Simon die Verfolgung aller Kriegsverbrecher verlangt hatte, wie ich beim Anblättern der Broschüre sah. Ribbentrop erhob sich und sagte: „Ich möchte in spätestens zwei Tagen Ihren Bericht haben, lassen Sie sich im übrigen durch die erschwerten Umstände hier in Berlin nicht beeindrucken" – einer der seltenen Anspielungen, die Ribbentrop in meiner Gegenwart gemacht hat, wenn er die Dinge für ernst ansah.

Ich verabschiedete mich von ihm, nahm die Schriften in mein Hotel mit und begann sie, immer wieder gestört durch Alarme, eingehend zu studieren. Nach langem Überlegen und nach eingehenden Aussprachen, die ich mit unserem besten Rußlandkenner, Botschaftsrat Hilger, und verschiedenen anderen Beamten hatte, glaubte ich mir ein einwandfreies Bild der bevorstehenden Konferenz in Yalta machen zu können. Nachdem ich mir unter beträchtlichen Schwierigkeiten in dem zum Teil sehr heftig zerbombten Auswärtigen Amt ein teilweise zerstörtes Zimmer, eine Schreibmaschine und eine zuverlässige Sekretärin beschafft hatte (mein eigenes Personal durfte ich nicht verwenden), machte ich mich an die Arbeit und verfaßte einen Bericht über die Aussichten von Yalta. Leider besitze ich diese Aufzeichnungen nicht mehr, so daß ich ihren Wortlaut nicht wiederzugeben vermag. Aber ich erinnere mich, daß ich drei Gesichtspunkte herausgearbeitet habe:

1. Daß, wie man auch immer die politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den großen Alliierten gegen Deutschland beurteilen wolle, es keinen Zweifel darüber geben könne, daß sie insgesamt den festen Willen zur Vernichtung Deutschlands und zur Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes hätten; daß sie bereit seien, das Letzte und Äußerste zur Erreichung dieses Zieles einzusetzen, und kein

Mittel scheuen würden, um dieses Ziel zu erreichen; daß also in diesem Punkte volle Einigkeit zwischen den Alliierten vorausgesetzt werden müsse.

2. Daß im Widerspruch hierzu es auffällig sei, daß offensichtlich keinerlei Einigung über die in Deutschland nach seiner Vernichtung bzw. seiner Niederlage zu ergreifende Politik aus den vorliegenden Dokumenten erkennbar wäre. Man dürfe aber annehmen, daß es keinerlei p o l i t i s c h e Einigung zwischen den Alliierten geben werde und daß erst eine Konferenz, die sie wohl versuchen würden, in Berlin abzuhalten, die Entscheidung darüber bringen werde, was man mit Deutschland zu tun gedenke.

3. Es sei dies ein Beweis dafür, daß die großen weltpolitischen Gegensätze zwischen Angelsachsen und Sowjets auch durch den Krieg nicht überbrückt worden wären, daß es aber mangels jeder deutschen Initiative, ja selbst auch bei Initiative, wohl völlig unmöglich sein würde, aus dieser Lage noch irgendwelches Kapital für Deutschland zu schlagen.

Der sehr vorsichtig und genau durch Zitate belegte Bericht, den ich mehrfach umformuliert habe, ist, wie ich heute sagen darf, zweifellos im wesentlichen richtig gewesen. Nach all den Veröffentlichungen, die inzwischen von amerikanischer, englischer und russischer Seite über die Vorgänge in Kairo, Teheran und Yalta erfolgt sind, habe ich die Überzeugung, daß ich damals tatsächlich das Richtige gesagt hatte, was aber angesichts der eindeutigen Auslandsnachrichten durchaus nicht schwer war. Wir waren in der Tat bestens unterrichtet, ohne daß uns dies genützt hätte.

Auch den Hansard über die Rede Simons im Oberhaus las ich auf das sorgfältigste durch. Die Rede bedeutete das Todesurteil für die Führerschaft des nationalsozialistischen Reiches, und zwar in einer Eindeutigkeit, wie man sich das schärfer kaum vorstellen konnte. Meine Kenntnis der Persönlichkeit Simons und der englischen Verhältnisse konnte mich nur darin bestärken, daß die ausgesprochenen Drohungen überaus ernst zu nehmen waren und daß keinerlei Zweifel über die Absichten der Gegner herrschen konnte. Angesichts der Spannungen, die zwischen mir und dem Außenminister bestanden, und der verständlichen überreizten Atmosphäre in dem sterbenden Berlin, schien es mir allerdings klüger zu sein, diese Dinge mündlich vorzutragen und keinen schriftlichen Bericht zu verfassen.

Ribbentrop nahm meinen Bericht über Yalta mit sichtlicher Spannung entgegen, was mich einigermaßen verwunderte, da ich annahm, daß sich das Material seit längerer Zeit in seinen Händen befunden hatte. Er las meinen Bericht über die bevorstehende Yalta-Konferenz

mehrfach durch, ehe er sich wieder äußerte, um dann, wie es seine Art war, die Besprechung mit einem ihm nicht plausibel erscheinenden Detail zu eröffnen. Dieses Detail, das ihm nicht zusagte, war meine Feststellung, daß es wohl kaum möglich sein würde, die Gegensätze zwischen den Alliierten in irgendeiner Form zu Deutschlands Nutzen aufzugreifen.

„Was meinen Sie", so sagte Ribbentrop, „mit der Formel, daß es unmöglich sei, aus der Tatsache der grundsätzlichen Gegnerschaft der großen Alliierten irgendwelche Vorteile zu ziehen? Sehen Sie da nicht zu schwarz? Es muß doch irgendeine Möglichkeit geben, außenpolitisch die Gegensätze zwischen den Alliierten für uns noch nutzbar zu machen!" Ich erwiderte ihm, daß meiner Überzeugung nach es sehr wohl denkbar wäre, für Deutschland noch etwas aus der Lage, so schlecht sie auch geworden sei, zu machen, jedoch sei dies nur unter gewissen Bedingungen möglich; höchst unwahrscheinlich sei aber, daß der Führer auf diese Bedingungen eingehen werde. Er verstünde doch wohl, was ich damit meinte, und ich bäte ihn, es mir zu ersparen, dies des näheren auseinanderzusetzen. Ribbentrop stand daraufhin in sichtlicher Erregung auf, ging an das Fenster, drehte sich schließlich um und fragte mich direkt: „Sie meinen also, daß nur bei einem Verschwinden des Regimes Friedensverhandlungen mit dem Ausland noch angeboten werden könnten?" Ich erwiderte ihm: Jawohl, aber ich hielte mich für verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es auch dann wohl kaum um Friedens-, sondern doch nur um Kapitulationsverhandlungen gehen könne.

„Kapitulationsverhandlungen?" fuhr mich Ribbentrop an. „Sind Sie sich denn nicht darüber klar, daß der Führer niemals kapitulieren wird, und daß dies ein Wort ist, das es in unserem Sprachgebrauch nicht gibt? Wir kapitulieren nie! Im übrigen ist unsere militärische Lage nicht hoffnungslos. Wir haben noch . . ." Und nun begann er, mir Deutschlands Reserven vorzurechnen und die Möglichkeiten, die Deutschland noch einmal habe, wenn erst die Wunderwaffen eingesetzt würden. Er geriet dabei ins Phantasieren und endete nach etwa einem halbstündigen Vortrag schließlich mit der Feststellung, „daß wir noch die ganze Bande in den Ärmelkanal und die Bolschewiken über den Ural zurückjagen würden".

Ich hörte mir diesen Erguß, den ich schon so oft zu hören bekommen hatte, und den Ribbentrop, wie ich von Kollegen wußte, auch immer wieder ausländischen Gesandten gegenüber von sich gab, mit steinerner Miene an, obwohl ich angesichts der grotesken Verzerrung der Wirklichkeit manchmal geneigt war, zu lächeln. Als Ribbentrop geendet hatte, herrschte ein minutenlanges Schweigen zwischen uns.

Aber ich konnte nun doch nicht länger an mich halten und fand es auch richtig, den Versuch zu machen, ihn in die brutale Wirklichkeit zurückzuführen. Ich sagte ihm: „Herr v. Ribbentrop, wir haben das so oft gehört, daß ich das nicht mehr glaube. Wenn Sie unsere wirklich zuverlässigen Freunde, aufrichtige Patrioten bei der Wehrmacht fragen, auch solche, die Hitler treu ergeben sind, so werden Sie wissen, daß unsere Lage hoffnungslos ist und daß es keinerlei militärische Hoffnung für einen Sieg, ja auch nur für ein Remis gibt. Es gibt nur noch den Ausweg, daß man versucht, durch außenpolitische Verhandlungen für Deutschland zu retten, was noch zu retten ist, nachdem dieses Regime alles verloren hat. Wir haben keine Chance mehr, aber jemand in Deutschland muß wenigstens den Versuch machen, für unsere Kinder eine Zukunft zu retten."

Ribbentrop schwieg. Schließlich stand er steif auf und blickte durch das Fenster in den Garten hinaus. „Sie wissen genau", sagte er dann so leise, daß es wie ein Selbstgespräch klang, „daß der Führer jede Art von außenpolitischen Verhandlungen verboten hat. Sie wissen, daß ich mich seit Jahren bemüht habe, irgendeine Chance für Ausgleichsverhandlungen benützen zu dürfen, und daß alle meine Bemühungen vergeblich waren. Der Führer hat immer gesagt, wir dürfen nur verhandeln, wenn die militärische Lage sich gebessert hat. Glauben Sie denn, daß es gelingen könnte, ihn jetzt unter den so verschlechterten Umständen zu bewegen, die Erlaubnis zu geben, irgendwelche Verhandlungen mit dem Ausland zu beginnen, auf die wir ganz zweifellos doch nur eine einzige Antwort bekommen können?"

Ich erwiderte ihm, daß man natürlich tatenlos warten könne, bis alles vorbei sei, daß aber gerade dieses tatenlose Warten niemand verzeihen und daß das deutsche Volk ihn für eine solche Haltung verantwortlich machen werde, da er ja als Träger der Außenpolitik gelte und kaum jemand wisse, wie eng und abhängig er in seinen Handlungen von den Weisungen des Führers sei. Er müsse daher das allerpersönlichste Interesse daran haben, aktiv zu werden, um wenigstens den Versuch zu machen, zu retten, was noch zu retten sei.

„Ich bin mir", so fuhr ich fort, „durchaus klar darüber, daß Sie unter Umständen auch dann Ihr Leben nicht werden retten können, denn Sie wissen ja wohl, was die Alliierten mit Hitler und allen prominenten nationalsozialistischen Führern vorhaben." Ribbentrop drehte sich daraufhin um und blickte mir voll in die Augen: „Meinen Sie wirklich", so fragte er, sichtlich voller Entsetzen, „die Alliierten wollen uns alle" – er stockte – „aufhängen?"

„Warum nicht?"

„Was habe ich denn getan? Haben Sie die Erklärungen von Viscount Simon im Oberhaus gelesen? Glauben Sie, daß das wirklich ernst gemeint ist?"

„Ich habe", so antwortete ich, „die Rede Simons sehr genau gelesen. Sie wissen, daß ich Simon persönlich kenne und daß ich durch eine Reihe von Freunden den ganzen Krieg hindurch Kontakt zu ihm gehalten habe, allerdings ohne daß Simon das wissen durfte. Er ist ein überaus gemäßigter Mann, gewissenhaft, fromm und anständig. Wenn dieser Mann sich hinstellt und im Oberhaus der Überzeugung Ausdruck gibt, daß man die sogenannten Kriegsverbrecher, zu denen selbstverständlich das ganze Reichskabinett gehört, hängen müsse, so können Sie sicher sein, daß dieser Mann nicht im Zorn oder in einem Gefühlsüberschwang handelt, sondern daß er nur nach gewissenhafter Prüfung und in der Überzeugung, daß er dem Willen Gesamtenglands Ausdruck gibt, diese Forderungen gestellt hat und, wenn er sie öffentlich stellt, auch Roosevelt, der uns bis zum letzten haßt, die Franzosen und selbstverständlich Stalin ebenfalls bei dieser Forderung hinter sich weiß. Auch Schellenberg hat so viele eindeutige Anspielungen in seinen Telegrammen gehabt, daß wir uns keinerlei Illusionen über diesen Punkt hingeben dürfen."

Ribbentrop, der mit niedergeschlagenen Augen regungslos meine Worte angehört hatte, setzte sich daraufhin: „Sie halten es also wirklich für wahr? Aber warum denn? Ich habe schließlich nur meine Pflicht getan, wie jeder andere Patriot auch, und ich kann Ihnen versichern, daß ich getan habe, was ich konnte, um die harten Entschlüsse des Führers zu mildern.

Ich habe", so fuhr er dann fort, „alles getan, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und später mein ganzes Bestreben darauf gesetzt, den Krieg zu lokalisieren, habe mich im Krieg auch für die Innehaltung der Genfer Konvention eingesetzt und immer wieder versucht, den Faden zum Ausland zu spinnen und Friedensmöglichkeiten zu finden . . ."

Als er sich müde geredet hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen: „Aber die Judenfrage? Was haben Sie davon gewußt? Wie ist das Auswärtige Amt beteiligt?" Worauf er, plötzlich wieder lebhaft geworden, aufsprang und hin und her gehend, fast schreiend mit auseinandersetzte, daß er die Politik Himmlers, Heydrichs, Goebbels' und Bormanns bekämpft habe, wo er nur konnte, daß er aber ohnmächtig gewesen sei und daß er in dieser Frage mit gutem Gewissen glaube, sagen zu können, daß er fleckenlos dastünde.

Ich erhob mich meinerseits und sagte ihm: „Wenn Sie wirklich

fleckenlos dastehen, Herr v. Ribbentrop, dann verstehe ich nicht, warum Sie nicht den Versuch machen, ein Ende dieses Schreckens ohne Ende herbeizuführen, indem Sie durch Verhandlungen mit dem Ausland dem Krieg ein Ende bereiten. Sie können es, Sie werden nicht allein stehen, es sind nur noch ganz wenige Persönlichkeiten gewillt, mit dem Führer bis zum bitteren Ende auszuhalten!" Ribbentrop starrte mich sprachlos an, sichtlich schwankend, ob er zustimmen oder explodieren sollte — aber in diesem Augenblick unterbrach einer der Adjutanten das Gespräch mit der Feststellung, daß ein Fliegeralarm bevorstünde und schwerste Bomberverbände in der Stärke von 700 bis 900 Flugzeugen gemeldet seien, deren Kurs direkt auf Berlin ginge.

Wir sahen uns daher gezwungen, die Luftschutzkeller unter dem alten Reichspräsidentenpalais aufzusuchen und das Gespräch zu unterbrechen. Der Angriff hatte, wie sich später herausstellte, nicht Berlin selbst, sondern eine der kleinen im Süden Berlins liegenden Städte der Provinz Sachsen (Magdeburg) gegolten und zog sich infolgedessen über Gebühr hin. Als wir nach $3^{3}/_{4}$ Stunden die Keller wieder verließen, war es $^{3}/_{4}12$ Uhr nachts geworden, so daß das Gespräch an diesem Abend nicht fortgesetzt werden konnte. Ribbentrop ließ mich daher durch seinen Adjutanten nur wissen, daß er mich unterrichten würde, sobald er wieder Zeit für mich habe; ich möchte vorerst weiter in Berlin bleiben.

VIII. Kapitel

Meine „Stockholmer Mission"

Das nächste Gespräch ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Tage später befahl mich Ribbentrop erneut zu sich, diesmal um zu wissen, was ich von dem angekündigten Besuch des Grafen Bernadotte in Berlin hielte; ob ich glaubte, daß Bernadotte zu irgendwelchen Friedensfühlern geeignet sein würde, und wie ich mir ein derartiges Gespräch vorstellte.

Man wird verstehen, daß ich auf diese plötzliche Frage zunächst keine Antwort wußte, da mir bis dahin nur bekannt war, daß Bernadotte wegen einiger Schweden besonders interessierender Fragen, die in der Hauptsache humanitärer Art waren, herübergekommen war. Ich war verblüfft, daß Ribbentrop plötzlich von „Friedensfühlern" sprach, während er bis dahin dies für völlig ausgeschlossen erklärt hatte, so daß ich in seiner Frage irgendeine Falle witterte. Daher stellte ich die Gegenfrage: „Hat denn der Führer derartige Verhandlungen gebilligt, oder sind Sie ermächtigt, solche Fühler auszustrecken?" Ribbentrop blickte mich überrascht an. „Nein", sagte er, „aber ich will versuchen, ihn umzustimmen, um diese Ermächtigung zu erhalten. Ohne diese Ermächtigung, da haben Sie völlig recht, haben irgendwelche Gespräche mit dem Schweden keinen Zweck. Sie haben ganz recht, ich werde es überhaupt vermeiden, den Grafen Bernadotte zu empfangen."

Es war durchaus nicht zum ersten Mal, daß ich den Namen des Grafen Bernadotte hörte. Graf Bernadotte hatte sich seit längerer Zeit im Namen der schwedischen YMCA (Young Men's Christian Association) bemüht, das Los der Kriegsgefangenen im allgemeinen zu mildern und hatte für schwedische Liebesgabenpakete Sorge getragen. Insbesondere galt seine Fürsorge den in Deutschland gefangengehaltenen Norwegern und Dänen.

Daher war ich einigermaßen überrascht, daß Ribbentrop auf die Idee kam, mit Bernadotte einen „Friedensfühler" besprechen zu wollen. Ich hielt weder Ribbentrop für geeignet, einen derartigen Versuch zu machen, noch den Grafen Bernadotte, der lediglich das schwedische Auswärtige Amt einschalten konnte, dessen Aktionsfähigkeit nach meinen Informationen in bezug auf eine Vermittlung nach dem Westen hin aus vielen Gründen sehr beschränkt war.

Ich widerriet daher Ribbentrop, Bernadotte für irgendwelche Friedensfühler zu benutzen, und Ribbentrop stimmte mir nach länge-

rem Debattieren zu. Dagegen wußten wir, daß Himmler die Absicht hatte, einen Kapitulationsfühler über Bernadotte zu machen. Das hielt Ribbentrop für einen Eingriff in seine Kompetenzen, und nur aus diesem Grund, also sozusagen aus Kompetenzeifersucht, wünschte er persönlich mit Bernadotte zu sprechen. Allerdings hatten ihn meine Argumente schwankend gemacht, so daß er sich nicht entschließen konnte, offen mit Bernadotte zu sprechen. Die Folge dieser beiden gegeneinander laufenden Absichten war daher, daß Ribbentrop, als ich später nach Schweden abgereist war, Bernadotte doch noch gesehen hat und dann mit ihm jenes merkwürdige Gespräch führte, dessen Sinn diesem völlig schleierhaft blieb, wie das aus seinen Memoiren hervorgeht.

Später in Stockholm habe ich dann Bernadotte ein zweites Mal nach Deutschland holen wollen, denn er hatte meiner nochmaligen Bitte, herüberzukommen, um sich noch eingehender mit den englischen Gefangenen zu beschäftigen, deren Zahl in Vorpommern inzwischen weiter gestiegen war, nicht entsprochen.

Trotz schwerer Bedenken habe ich dann später auf Umwegen Himmler doch den Rat gegeben, sich mit Bernadotte in Verbindung zu setzen, nachdem meine eigene Mission in Stockholm gescheitert war. Himmler hat das tatsächlich unter dem Einfluß meiner Stockholmer Berichte getan, allerdings leider erst, nachdem Wochen vergangen waren und nachdem die militärische Lage so hoffnungslos geworden war, daß die Alliierten nicht mehr das mindeste Interesse daran haben konnten, ihre eigene Lage durch irgendwelche Sonderverhandlungen mit den restlichen deutschen Behörden zu komplizieren. Doch das alles war später.

In der Unterredung, in der der Name Bernadotte zum ersten Mal gefallen war, ersuchte mich Ribbentrop sodann um eine Denkschrift über die politische Lage, aus der zwingend hervorging, daß wir einen Versuch machen müßten, entweder nach dem Osten oder nach dem Westen zu einer Verständigung mit den Gegnern zu kommen, damit wir wenigstens in diesem letzten Stadium des Krieges die Möglichkeit erhielten, wie er sich ausdrückte, „unsere Pflicht zu tun". Jedes Geheimmaterial stünde für diesen Zweck zur Verfügung, aber ich dürfte mit niemandem über den Auftrag sprechen und dürfte mich bei meiner Aufzeichnung nur des zuverlässigsten Personals bedienen. Ich sollte in Berlin bleiben. Er erhob sich dann, begleitete mich zur Türe und bemerkte, indem er mit einer Handbewegung auf seinen Tisch zeigte, wo die Nummern der Zeitschriften „Sphere" und „London Illustrated News" mit ihrem Maidenek-Bericht lagen: „Ich habe mir übrigens auf unser letztes Gespräch hin diese Nummern

noch einmal kommen lassen. Wenn das wirklich alles wahr ist, dann gnade uns der Himmel, dann hilft uns kein Gott mehr!"

Auf diese merkwürdige Weise begann das Kapitel aus meinem Leben, das ich „Stockholmer Mission" nennen möchte, da es durch eine Reihe grotesker Verkettungen meinen Namen in das diplomatische Ende des Krieges verflocht, ohne daß ich die Möglichkeit gefunden hätte, irgendeinen Erfolg für mein Vaterland in dieser schwierigen Angelegenheit zu erzielen.

Die drei Alliierten hatten sich feierlichst verpflichtet, keinerlei Sonderverhandlungen mit Deutschland zu führen, und waren durch Roosevelts Casablanca-Formel auf die bedingungslose Kapitulation festgelegt. Das schien mir keineswegs zu heißen, daß man über die Kapitulation selbst nicht verhandeln könne. Es schien mir sicher zu sein, daß der Westen, wenn nur eine ernst zu nehmende Persönlichkeit an ihn herantrete, durchaus bereit sein würde, über die Bedingungen der Kapitulation zu sprechen, da die technische Durchführung der Kapitulation eine solche Fülle von Verabredungen notwendig machen würde, daß dies allein einer Reihe von Verhandlungen gleichkommen würde. Wenn sich auch die meisten dieser Besprechungen voraussichtlich auf militärische Einzelheiten beziehen mochten, so war es doch klar, daß hierbei alle möglichen Fragen, wie die der nächsten Regierung usw., auftauchen würden, die politische Besprechungen notwendig machen mußten. Ja, es schien sogar denkbar, daß wenigstens ein Rumpfdeutschland von der Besatzung verschont bleiben würde, oder daß die Fortführung der Verwaltung, ohne die ein 70-Millionen-Volk ja nicht bestehen kann, irgendwelche Absprachen erfordern werde. Aber all dem stand die eindeutige Erklärung Hitlers gegenüber, daß er niemals kapitulieren, sondern lieber untergehen, als mit dem siegreichen Feind verhandeln werde. Es schien mir daher völlig ausgeschlossen, daß Hitler sich überhaupt auf eine Erörterung der Frage einer Kapitulation – ob nach Westen oder nach Osten hin, war hier gleichgültig – einlassen würde. Also mußte es ein anderer Weg sein. Ich bin daher auf den Ausweg verfallen, daß, wenn man auch keine „Kapitulationsverhandlungen" beginnen könnte, es doch möglich sein müsse, Vorfühler über die Möglichkeiten von Gesprächen mit dem Ausland zwecks Herbeiführung der Beendigung des Krieges, als ein Ersatzkapitulationsprogramm, genehmigen zu lassen.

In der Tat zeigte es sich bei den weiteren Besprechungen mit Ribbentrop, daß er der Kasuistik, man vergebe sich durch derartige Besprechungen nichts – man könne in diesem Fall den Unterhändler jederzeit desavouieren, ja, man könne zur weiteren Sicherung

sich eventuell darauf beschränken, nur mit Neutralen zu sprechen und nicht mit den Alliierten selbst –, zugänglich war. Nach den weiteren Besprechungen, die Ribbentrop mit Hitler hatte, erklärte sich auch dieser schließlich bereit, es zu gestatten, daß derartige Versuche gemacht würden, „wenn sie nicht zu weit gingen und wenn Herr v. Ribbentrop die persönliche Verantwortung hierfür übernähme".

Es gelang tatsächlich in diesen Besprechungen, unter diesem Gesichtspunkt eine Genehmigung zu erhalten, mit dem Ausland in Fühlung zu treten, allerdings leider erst in einem Augenblick, als sich die militärische Lage schon weiter so verschlechtert hatte, daß es kaum mehr sinnvoll war, derartige Versuche zu unternehmen.

Ähnlich schwierig war es, eine Instruktion für die Besprechungsunterlagen für den geplanten Fühler zu bekommen. Hitler und Ribbentrop hätten am liebsten dem Beauftragten jedes Wort und jede Geste vorgeschrieben, um ja nichts davon zu verraten, für wie hoffnungslos sie selbst die Lage ansahen und wie wenig sie bereit waren, die letzten Konsequenzen aus ihr zu ziehen. Die allgemeine Lähmung, die in den letzten Monaten in Berlin Platz griff und die es niemandem mehr gestattete, irgendwelche schwerwiegenden Entschlüsse zu fassen, war eben bereits so weit fortgeschritten, daß sie sich auch in verhängnisvollster Weise auf die Arbeit an diesen Instruktionen auswirkte.

Ich hatte Ribbentrop zunächst die erbetene Aufzeichnung gemacht und darin versucht darzulegen, unter welchen Bedingungen wohl

a) die Sowjets
b) die Westalliierten

sich zu irgendwelchen Verhandlungen mit uns bereit erklären würden, falls es überhaupt möglich sein sollte, sie dazu zu bewegen, und daß es zweckmäßiger wäre, zunächst einmal den Versuch nach dem Westen hin zu unternehmen, da Stalin ohne jeden Zweifel sehr viel schwerere Bedingungen stellen würde, weil er bereits so viel näher als die Westalliierten an Berlin heran war.

Die Aufzeichnung, die ich für diesen Zweck Ribbentrop übermittelte, hatte folgenden Wortlaut:

Aufzeichnung

„Die Hauptsache für das Zum-Kriege-Schreiten der Westmächte gegen Deutschland ist in der Tatsache zu sehen, daß Deutschland nach Zerreißung des Versailler Diktats jeden Wiedereintritt in eine internationale Völkerordnung abgelehnt hat und daß die Reichsregierung das Behalten einer freien Hand in allen Fragen, insbesondere in Fragen der Außenpolitik, für sich in Anspruch genommen hat.

Auf Grund meiner Erfahrungen weiß ich, daß zum Beispiel

1. das Auswachsen der Rheinland-Krise zum Krieg gegen Deutschland nur dadurch verhindert wurde, daß wir in London, ob autorisiert oder unautorisiert, plausible Erklärungen dahingehend abgaben, daß wir nach der Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit bereit sein würden, wieder in den Völkerbund einzutreten. Diese Erklärung, die der damalige Botschafter v. Hoesch dem König übermittelte, hat damals in letzter Stunde den deutsch-englischen Krieg verhindert.

2. Die große tschechische Krise, die zu den Besprechungen in Godesberg und München führte, konnte ich persönlich nur dadurch zu einem friedlichen Ausgang bringen, daß es mir gelang, Chamberlain zu überzeugen, daß nach dieser Aktion Deutschlands Aspirationen in Europa im wesentlichen erfüllt sein würden und daß es von da ab eine deutsch-englische Kooperation geben würde. Die Tatsache, daß der Führer damals in München die berühmte Abmachung Chamberlains über die deutsch-englische Zusammenarbeit unterschrieb, schien die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestätigen und die Rückkehr Deutschlands in die Familie der Völker und die Tradition der europäischen Diplomatie zu bedeuten.

3. Der Einmarsch in Prag, der ohne Konsultierung der Engländer erfolgte, wozu wir verpflichtet gewesen wären, bedeutete die Vernichtung der Aussicht auf eine Koalition mit Deutschland und Zusammenarbeit mit Deutschland in den Augen der Angelsachsen und machte es daher sicher, daß die nächste deutsche selbständige außenpolitische Handlung, die den Frieden in irgendeiner Form gefährden konnte, den Krieg der Westmächte herbeiführen würde. Das polnisch-englische Garantie-Abkommen sollte im Sinne der Politik, Deutschland zum friedlichen Aushandeln seiner Beschwerden zu bringen, in englischen Augen dazu führen, Deutschland zur Rückkehr zur Kooperation zu zwingen.

4. Das große Bündnisangebot der Engländer, das ich selbst sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges dem Herrn Reichsaußenminister nach Salzburg brachte – dreieinhalb Milliarden Kredit, dauernde Koalition, aber Bindung Deutschlands an die Zustimmung der Engländer für jede außenpolitische Aktion größeren Stiles –, bedeutete in den Augen der Engländer den letzten Schritt zur Versöhnung und den Versuch, den Führer zu Kooperation, Völkerbund und Achtung der internationalen Verträge auf friedlichem Weg zu bringen. Die Ablehnung, die ich damals überbrachte, beantwortete Sir Horace Wilson mit den Worten: ‚Sie wissen, was diese Ablehnung bedeutet? Sie bedeutet den Krieg!' Als ich auch in der letzten Stunde vor der Kriegserklärung nochmals mit Sir Horace Wilson ver-

handelte, stellte er zu Beginn des Gespräches an mich verwundert die Frage, was ich denn überhaupt noch wollte. Nachdem der Führer auf seinem eigenen Kopf und seiner freien Hand bestanden hätte und Kooperation, Konsultation sowie Rückkehr in den Völkerbund abgelehnt habe, gäbe es für die Engländer keine andere Wahl, als zum Krieg zu schreiten, sobald Deutschland irgendeinen kriegerischen Akt selbständig unternähme. Das täten wir nunmehr, jedes Verhandeln wäre zwecklos. Der Krieg würde so lange geführt werden, bis Deutschland sich bereit erkläre, in die Gemeinschaft der Völker zurückzukehren, sich den Gesetzen der europäischen Ordnung und der Pax Britannica zu unterwerfen.

Ich möchte auf diese Punkte deshalb besonders hinweisen, weil meiner Ansicht nach es nach wie vor keinerlei Anknüpfungsmöglichkeiten mit dem Westen gibt, solange nicht der Führer eine ausdrückliche Erklärung abgibt, daß Deutschland bereit ist:

1. einem künftigen Völkerbund wieder beizutreten;
2. die internationale Kooperation an die Stelle einseitiger Entscheidungen zu setzen, was keineswegs etwa heißt, daß der freie Wille Deutschlands ausgeschaltet sein soll;
3. ein bindendes Versprechen einzugehen, sich einer Friedensordnung einzufügen, wie sie von den Westmächten gewünscht wird, um künftige Kriege zwischen den westeuropäischen Mächten und Deutschland nach Möglichkeit zu verhindern.

Mit einem Wort: der eindeutige Verzicht Deutschlands auf eine einseitige ‚Aggression' und eine Zusage, die implizit eine Garantie dafür gäbe, sind das A und O, um das es für die Angelsachsen in diesem Krieg geht.

Jeder Anknüpfungsversuch nach dem Westen, der nicht bindende und glaubhafte Versicherungen der genannten Art enthält, ist daher völlig zwecklos und wird von den führenden angelsächsischen Politikern, und seien sie noch so deutschfreundlich, abgelehnt werden. Will man also keinerlei derartige Bindung Deutschlands in seinen künftigen außenpolitischen Aktionen an die Zustimmung der Angelsachsen bzw. der Westmächte, so bleibt andererseits nur die einseitige Kooperation mit Rußland übrig, das aber ganz zweifellos auf sehr viel härteren und weitreichenderen Garantien bestehen würde. Es scheint darüber hinaus ziemlich deutlich zu sein, daß eine Verständigung mit Rußland nur dann möglich ist, wenn Deutschland auf seine Ostpolitik ein für allemal verzichtet und seine osteuropäischen Gebiete, vor allen Dingen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Oberschlesien, ein für allemal abschreibt. Auch dann würden die Sowjets voraussichtlich selbst einem kommunistischen Deutschland

nicht mehr außenpolitische Handlungsfreiheit zugestehen, als sie das der Ukraine oder einem der Bundesstaaten der Sowjet-Union zugestehen würden.

Einer Formel, die eine deutsche Kooperation am internationalen Friedensstatut im Sinne der obengenannten angelsächsischen Wünsche enthielte, könnten sich dagegen die Russen kaum entziehen, weil sie sonst die angelsächsische öffentliche Meinung derartig vor den Kopf stoßen würden, daß sie Gefahr liefen, die Bundesgenossenschaft der anderen zu verlieren. Ein derartiges Angebot würde daher auch wahrscheinlich zugleich das sicherste Mittel sein, um die Sowjets an den Verhandlungstisch zu bringen, und zwar möglicherweise zu besseren als den obengenannten Bedingungen, weil die Sowjets sonst fürchten müßten, daß Deutschland sich durch Annahme des Prinzips der Kooperation mit den Angelsachsen auf Kosten der Sowjets einigte.

Es muß im übrigen betont werden, daß insbesondere in England und den USA die deutschfreundlichen Kreise, die es dort gibt, sich fast ausnahmslos aus Anhängern der sogenannten Internationalen Kooperation zusammensetzen; sogenannte Freunde Deutschlands finden sich vor allem in den Kreisen der deutschfreundlichen Liberalen, Konservativen und Labour-Leute, die völkerbundsfreundlich sind und eine internationale Rechtsordnung an die Stelle der Machtpolitik zu setzen bestrebt sind. Während Churchill die Grundsätze der Machtpolitik vertritt, vertreten diese anderen Gruppen, die in Opposition zu ihm stehen, eine Linie, die eine Annäherung zwischen Deutschland und den Westmächten gestattet.

Wird ein solcher Annäherungsversuch, der selbstverständlich nur durch diplomatische Kanäle gemacht werden könnte, unternommen, so würde, wenn diese bestimmte Versicherung enthalten ist, eine Ablehnung eines solchen Angebotes der Gegenseite bis zum äußersten erschwert sein, weil jede publizistisch-propagandistische Verwertung eines solchen Angebotes durch uns zu den größten innerpolitischen Schwierigkeiten sowohl für Roosevelt als auch für Churchill führen würde.

Man muß des weiteren der Möglichkeit ins Auge sehen, daß ein derartiges Angebot damit beantwortet würde, daß die Gegenseite zunächst erklärt, daß sie mit dem Führer niemals Frieden zu schließen gewillt sei. In diesem Fall aber würde, vorausgesetzt, daß auch der militärische Widerstand sich weiter aufrechterhalten läßt, vielleicht eine Möglichkeit gegeben sein, mit einem wirklichen Friedensangebot, das in folgenden Punkten bestehen würde,

1) Deutschland ist zu jeder Art internationaler Kooperation künf-

tig bereit und gewillt, jeder internationalen Friedensordnung beizutreten;

2) Deutschland verlangt nur die gerechten Grenzen für sein Volk, soweit es in geschlossenen Siedlungsräumen wohnt;

3) Deutschland verlangt nur das Recht, selbst zu bestimmen, was für eine Regierung es wünscht, ein Recht, das die Angelsachsen jedem Bantu-Negerstamm zugestehen;

den Kriegswillen der Gegenseite soweit zu schwächen, daß sich Chancen zu Verhandlungen bieten könnten. Ein derartiges Angebot ermögliche es andererseits, der Welt auseinanderzusetzen, daß ein Beharren auf der Absetzung der nationalsozialistischen Regierung in Deutschland dazu führen könne, daß Deutschalnd einseitig und restlos auf die russische Seite übergehe oder überhaupt in kommunistische Hände falle."

Meine Argumente in dieser Aufzeichnung, die Ribbentrop Hitler vorlegte und die er von diesem im Original zurückerhielt, bewogen ihn, einen solchen Versuch zunächst einmal nach Westen hin unternehmen zu lassen.

Die Instruktion für eine Fühlungsnahme mit dem Gegner, die Ribbentrop später in einer Sprachregelung an alle Missionschefs im Westen umwandelte (die sogenannte Aktion „Gold"), ging daher von dem tragenden Gedanken aus, daß man versuchen müsse, den Westen für Kapitulationsverhandlungen zu gewinnen – wobei dies natürlich nicht offen gesagt werden durfte. Leider war es nicht möglich, aus dieser Instruktion eine Reihe von Übertreibungen und fehlerhaften Bemerkungen herauszustreichen, da Herr v. Ribbentrop glaubte, ihr seine ganz persönliche Note geben zu müssen, und daher aus seinen persönlichsten Erfahrungen mit Stalin einiges zum besten gab. Wie üblich, hat Ribbentrop auch an dieser Instruktion immer wieder herumgebastelt und so vieles abgeändert, daß, als ich sie schließlich in Händen hielt, vieles von dem ursprünglichen Text der Sprachregelung fehlte. Umgekehrt waren viele Absätze in ihr enthalten, die ohne meine Kenntnis von ihm selbständig hineingesetzt worden waren. Mir ist nicht bekannt, ob sich ein Exemplar dieser Instruktion erhalten hat. Sie würde heute, Jahrzehnte nach Beendigung des Krieges, vielleicht in vielen Punkten wie eine Prophezeiung wirken und sicher viele davon überzeugen, daß bei allen Fehlern, die Ribbentrop hatte, seine außenpolitische Konzeption doch in vielem richtig war. Meines Wissens sind jedoch die Telegramme mit der Denkschrift in Rom, Stockholm, Lissabon, Tokio und Dublin vernichtet worden. Ebenso sind die letzten Handexemplare in Fuschl zugrunde gegangen. Es ist unwahrscheinlich, daß sich

irgend etwas von dieser Instruktion erhalten hat. Da ich die wesentlichen Gedankengänge dieser Weisung zusammen mit Ribbentrop verfaßt habe, glaube ich aber in der Lage zu sein, sie in großen Zügen richtig rekonstruieren zu können. Sie war für den Fall gedacht, daß ein deutscher Unterhändler Gelegenheit finden könnte, mit einem wohlwollenden N e u t r a l e n die Möglichkeit eines Ausgleichs mit den Westmächten zu besprechen. Diese Persönlichkeit sollte ermächtigt werden, etwa folgendes auszuführen:

Sprachregelung

1. Es sei kein Zweifel darüber möglich, daß der Krieg ein Ergebnis gezeigt habe, das niemand, und vor allen Dingen auch Hitler nicht erwartet habe: Die Sowjets hätten sich als die stärkste Militärmacht der Erde erwiesen, die an Bedeutung, Schlagkraft und Umfang ihrer Armee alle anderen Völker der Welt überträfe. Nach zuverlässigen Spionageberichten ergäbe sich, daß die Sowjets am Ende des Krieges rund 650 sogenannte kleine Divisionen und ca. 30 000 Panzer besäße und damit an Stärke gegenüber den rund 100 Divisionen und 10 000 Panzern der Alliierten im Westen weit überlegen seien. Die Kampfkraft des russischen Infanteristen, die vorzügliche Qualität der russischen Panzer, die Fähigkeit, große Armeen ohne schwierigen Nachschub zu bewegen, die ungewöhnliche Ausstattung mit Artillerie und Granatwerfern machten diese Armee zur stärksten Europas. Die Tatsache, daß die russische Fliegerei nicht auf gleicher Höhe mit den übrigen technischen Leistungen stünde, sei demgegenüber bedeutungslos.

2. Die russische Armee habe schwerste blutige Verluste erlitten, ebenso sei die russische Kriegsindustrie schwer geschädigt worden. Es besteht aber kein Zweifel, daß die Sowjets dank der Fruchtbarkeit ihrer Bevölkerung – Familien mit 10 Kindern seien in Rußland keine Seltenheit –, dank ihrer tatkräftigen Regierung und dem ungeheuren Rohstoffvorkommen des Landes alle Verluste in kürzester Zeit ersetzt haben würden. Man dürfe also der Berechnung der künftigen russischen Kriegsstärke eine Bevölkerung von 220 bis 230 Millionen Menschen zugrunde legen, d. h. nichts anderes, als daß die Sowjets im Notfall bis zu 20 Millionen Mann zu mobilisieren in der Lage wären. – Das sei eine Mannschaftsstärke, der nichts in der Welt gleiche.

3. Hierzu komme noch das industrielle Potential der Sowjet-Union. Das ungeheure Geschrei der Sowjets über ihre Kriegsverluste und die riesigen Reparationsforderungen, die sie gestellt hätten, sollten nicht darüber täuschen, daß die Sowjets das Geld in Wirklichkeit zu einem ganz anderen Zweck als für Reparationen benötigten.

Sie hätten die Absicht, aus der Sowjetunion das größte Industrieland der Erde zu machen.

4. Angesichts ihrer militärischen Überlegenheit und angesichts der Tatsache, daß der Westen diese nicht zu verhindern vermöge, müsse damit gerechnet werden, daß die Sowjets den Balkan, ja, sämtliche slawischen Länder unter ihre Herrschaft bringen und in der einen oder anderen Form in den Sowjetmachtbereich einfügen würden. Das bedeutet unter Umständen einen weiteren Zuwachs von 150 Millionen Menschen, so daß die Sowjet-Union für ihre imperialistische Expansion eine Basis von 400 Millionen Menschen zur Verfügung haben werde.

5. Wenn man hiergegen das militärische Potential des Westens in Betracht ziehe, so sei eindeutig zu sehen, wie unterlegen der Westen wäre. Von den westlichen Nationen spielten als Militärmacht nur die Vereinigten Staaten und England eine Rolle. Frankreich habe als Großmacht endgültig ausgespielt, da die französische Armee zu größeren Kampfhandlungen voraussichtlich nicht wieder in der Lage sein werde. Dies läge an der Beschaffenheit des französischen Mannschaftsmaterials. Der Franzose sei durch und durch pazifiziert und kämpfe nicht mehr. Deutschland habe den Frankreich-Feldzug nicht wegen der Überlegenheit des deutschen Materials und der deutschen Luftwaffe gewonnen, sondern weil die Franzosen nicht mehr gekämpft hätten. Es sei damit zu rechnen, daß das kommunistisch durchsetzte Frankreich erst recht als militärischer Faktor in einem Kriege gegen die Sowjet-Union ausfallen würde. Daß die Italiener militärisch nichts wert seien, könnten wir als ihre früheren Bundesgenossen wohl selbst am besten beurteilen. Wenn man von Deutschland absähe, blieben also als Kraftquelle für das militärische Potential nur das Britische Weltreich und die Vereinigten Staaten übrig, die zusammen auf rund 200 Millionen weiße Menschen gegenüber Rußland zurückgreifen könnten. Das englische und amerikanische Industriepotential sei ja wohl zweifellos zur Zeit dem russischen überlegen, es könne aber kaum bezweifelt werden, daß 10 Friedensjahre ausreichten, um der Sowjet-Union ein Aufholen zu gestatten, ja, um diese überlegen zu machen.

6. Die Alliierten zögen jedoch aus dieser Sachlage, die eindeutig die Sowjet-Union als die größte Macht enthülle, nicht die logische Konsequenz, nämlich die, Deutschland richtig in Rechnung zu stellen. Eine theoretische Überlegung ergäbe doch folgende Gedankengänge: Deutschland, unter Einschluß Österreichs, verfüge über 90 Millionen Menschen. Trotz der ungeheuren Kriegsverluste sei Deutschland immer noch potentiell, sowohl was das Menschenmaterial wie auch

seine Industrie anbelange, von entscheidender Bedeutung, da Deutschland über ein gutes Soldatenmaterial verfüge. Der deutsche Soldat sei der einzige, der sich dem Russen gewachsen gezeigt habe. Dieses erkläre ohne Frage, was es bedeute, wenn Deutschland der einen oder der anderen Seite zugeschlagen werde. Man dürfe daher angesichts des Kräfteverhältnisses zwischen Ost und West ohne Übertreibung sagen: Wer Deutschland besitzt, besitzt nicht nur die Herrschaft über Europa, sondern auch die Herrschaft über die Welt. Gewinne Rußland z. B. Deutschland, so sei es eindeutig, daß Rußland dann mit rund 500 Millionen Menschen und dem größten Industriepotential jeder Kombination der Angelsachsen gewachsen sein werde und daß eine Einverleibung Deutschlands in die russische Machtsphäre ohne weiteres das Gleichgewicht zugunsten Sowjet-Rußlands so verschiebe, daß die Stellung des Westens von vornherein als verloren angesehen werden könne. Umgekehrt würde der Westen, wenn er Deutschland gewinne, damit so viel stärker werden, daß zumindest die Chance bestehe, den Sowjets Paroli zu bieten, da dann 290 Millionen Menschen gegen 220 des eigentlichen Sowjetpotentials stehen würden. Aus dieser theoretischen Betrachtung ergäbe sich die ausschlaggebende Bedeutung, die Deutschland weltpolitisch zukommt. Deutschland sei jedoch der Beantwortung der Frage enthoben, welcher Seite es sich zuschlagen wolle. Die Entscheidung hierüber stehe allein bei den Alliierten.

7. Die Politik, welche die West-Alliierten bisher angekündigt hätten, ginge darauf hinaus, daß man Deutschlands Macht vernichten und es politisch völlig ausschalten wolle. Man wolle ein Vakuum schaffen und dieses an die Stelle der angeblichen deutschen Drohung setzen. Die Überlegung zeige, daß durch diese Politik allein die Interessen Sowjet-Rußlands gefördert würden. Durch das Ausscheiden Deutschlands und die Zerstörung des deutschen Industrie- und Menschenpotentials werde Rußlands Überlegenheit gesichert. Die Ankündigung einer neuerlichen Entwaffnung Deutschlands, der Bestrafung der Kriegsverbrecher und der Angehörigen der Nationalsozialistischen Partei verfolge im übrigen nur das eine Ziel, die mittleren und oberen sozialen Schichten Deutschlands zu beseitigen, die das Rückgrat eines bürgerlichen Staates wären. Die Vernichtung dieser sozialen Gruppen werde aber wiederum nur einer sozialistischen Macht Vorteile bringen, nämlich der sowjetischen, der es dadurch leichtfallen werde, die amorphe Masse der Bevölkerung sich gefügig zu machen.

8. Rußland verfolge eine klare und konsequente Politik. Die Annahme das Planes der Vernichtung der sozialen Oberschicht

Deutschlands diene bereits der russischen Politik in höchstem Maße. Darüber hinaus verfolge Rußland aber bewußt die Politik, sich ganz Deutschland anzueignen und die deutsche Industrie dem russischen Imperialismus dienstbar zu machen. Bereits Lenin habe in seinem Testament erklärt, daß, wer Deutschland besitze, Europa in der Hand habe, und daß mit dem Besitz Deutschlands der Sieg der Weltrevolution sicher sei. Stalin sei von den gleichen Ideen erfüllt, er habe z. B. bei dem Besuch Ribbentrops in Moskau diesem eindeutig erklärt, daß er keine großen Unterschiede zwischen dem nationalsozialistischen und dem bolschewistischen System sähe, und daß ein Bündnis beider Völker die so entstehende neue Ordnung auf tausend Jahre sichern werde. Das „Nationalkomitee ‚Freies Deutschland'" in Rußland sei zu dem Zwecke geschaffen worden, um Deutschland eine neue bolschewistische Oberschicht zu geben. Es gäbe in Rußland auch bereits eine Reihe deutscher Divisionen. Stalin werde nicht in den psychologischen Fehler verfallen, Deutschland zu demütigen. Nach der Beseitigung der Oberschicht durch sogenannte Kriegsverbrecher-Prozesse werde Stalin zweifellos als erster mit Deutschland seinen Frieden machen und Deutschland auch eine neue deutsche Armee geben. Stalin wisse, daß man ein großes Volk nicht entwaffnen könne, ohne es sich für alle Ewigkeit zu verfeinden. Stalin beabsichtige daher, sich die nationale deutsche Armee der Zukunft für seine Zwecke zu verpflichten.

9. Die Westmächte hätten sich durch die Erklärung von Casablanca auf die bedingungslose Kapitulation Deutschlands festgelegt und in Teheran und Yalta mit der Sowjet-Union vereinbart, daß eine neue Kapitulation nur von den drei Mächten gemeinsam entgegengenommen würde. Trotzdem müßten die West-Alliierten einsehen, daß eine derartige Politik allein dem Ziele der Ausschaltung Deutschlands und seiner Vernichtung diene, einem Ziel, das, wie gezeigt worden sei, ausschließlich russische Interessen fördere. Die verantwortlichen Staatsmänner, denen an einer Erhaltung der christlichen und bürgerlichen Struktur der Welt etwas liege, sollten sich daher beizeiten überlegen, ob ein Abweichen von dieser Formel nützlicher wäre als ein Beharren auf einem Prinzip, das ausschließlich dem Nutzen Stalins diene. Wenn diese Einsicht Platz greife, so würden die wirklich verantwortlichen Führer Deutschlands bereit sein, einseitig nach dem Westen hin zu kapitulieren und alle Truppen nach dem Osten zu werfen, um der bolschewistischen Flut Einhalt zu tun. Sollten die Westmächte allerdings nicht bereit sein, auf einen derartigen Vorschlag einzugehen, so würde Deutschland trotz der ungeheuren Greuel, die die Sowjets bei ihrem Vormarsch begingen, die in

der Vergewaltigung von Frauen und Kindern und der Verschleppung der Männer in die Arbeitssklaverei bestünden, alle Kräfte nach dem Westen werfen, um diesen aufzuhalten, und alle Tore nach dem Osten öffnen, um der Macht, die ja dann ohnehin künftig die stärkste in der Welt sein würde, den Weg zu einem schnellen Sieg zu ebnen. Zweifellos würden sich hierfür die Bolschewiki dankbarer erweisen, als der Westen es für einen Kampf gegen den Bolschewismus gewesen wäre.

10. Um für eine Überleitung von dem gegenwärtigen Regime Deutschlands zu einem anderen Möglichkeiten zu schaffen, sei das nationalsozialistische Regime und seine Führerschaft bereit, abzutreten und einer neuen provisorischen deutschen Regierung das Feld zu überlassen. Zum Zeichen des Gesinnungswechsels sei die deutsche Regierung bereit, ein feierliches Versprechen abzugeben, daß

(1) sämtliche Konzentrationslager in Deutschland aufgelöst und die Verfolgung aller politischen Opposition abgestellt werde;

(2) die religiöse Toleranz in Deutschland wiederhergestellt und alle verhafteten Geistlichen wieder auf freien Fuß gesetzt werden;

(3) der Judenverfolgung ein Ende gemacht werde und man sich verpflichte, alle noch lebenden Juden wohlbehalten an die Alliierten zu übergeben. Sollten die Alliierten es wünschen, so werde Deutschland auch bereit sein, die fraglichen etwaigen deutschen Kriegsverbrechen vor einem neutralen Gerichtshof klären zu lassen.

11. Es sei jedoch Gefahr im Verzuge; die Alliierten müßten schnell handeln, wenn sie vor dem völligen militärischen Ende noch ein politisches Ziel sicherstellen wollten. Es sei daher wünschenswert, daß diese Ideen durch maßgebliche neutrale Persönlichkeiten Churchill, Roosevelt, dem Papst, dem Erzbischof von Canterbury und Personen von ähnlicher Bedeutung vorgelegt würden. – – –

Als die Sprachregelung endlich am 19. Januar 1945 fertiggestellt war, waren Hitler und Ribbentrop von ihr so sehr übrezeugt, daß sie fanden, nunmehr müsse sofort gehandelt werden. Den politischen Anlaß hierzu bot die Beendigung der Konferenz von Yalta. Die Konferenz bestätigte im wesentlichen meine Voraussage, da wir aus dem Kommuniqué herauslasen, daß sich zwar eine Einigung über die Fortführung des Kampfes bis zum Sieg, aber keinerlei Einigung über die Zukunft Deutschlands hatte erzielen lassen. Ribbentrop legte daher Hitler einen Bericht vor, in dem er ausdrücklich anläßlich des Ergebnisses von Yalta um die Erlaubnis bat, die Fühlungnahme mit dem Westen beginnen zu dürfen, die dem Zwecke dienen sollte, Deutsch-

land in die Hand der Westmächte zu geben. Nur ein Punkt blieb charakteristischerweise offen: Es wurde nicht von einer Kapitulation gesprochen, obwohl dies doch tatsächlich nur der Inhalt der Verhandlungen sein konnte. Ribbentrop hoffte, auf diese Weise zu vermeiden, bei Hitler Anstoß zu erregen. Er täuschte sich jedoch darin. Hitler bemerkte auf die Notiz Ribbentrops hin, daß das doch nichts anderes als das Angebot einer Kapitulation sei, und äußerte sich sehr skeptisch darüber, ob dies zu einem Erfolg führen könne. Immerhin ließ er sich herbei, Ribbentrop zu erklären: „Na ja, Sie können es ja versuchen, ich verspreche mir allerdings nicht viel davon."

Ribbentrop gab daher Weisung, die Sprachregelung an sämtliche Missionen im Ausland zu schicken und damit zu versuchen, sie über neutrale Persönlichkeiten an die West-Alliierten heranzubringen. Vorher hatte er bereits den Vortragenden Legationsrat v. Schmieden in die Schweiz entsandt, um über diesen mit den Amerikanern in Verbindung zu treten. Herr v. Schmieden erhielt daher ebenfalls ein Exemplar der Sprachregelung.

Das Ergebnis dieses Friedensfühlers war zunächst völlig negativ. Als erster meldete sich Herr v. Weizsäcker aus dem Vatikan, der seine Ablehnung durch den Heiligen Stuhl berichtete und in einem Telegramm derartige Bemühungen als aussichtslos bezeichnete. Herr v. Schmieden hatte mir inzwischen in einem Privatbrief mitgeteilt, daß alle seine Bemühungen in der Schweiz ebenso ergebnislos verlaufen seien. Ohne eine Zusage, daß die Maßnahmen gegen Juden in Deutschland aufhörten, werde es völlig unmöglich sein, mit den Westalliierten auch nur eine Fühlung aufzunehmen. Ein Emissär müsse, wenn er Erfolg haben wolle, eine bindende Zusage der SS in Händen haben, daß die Verfolgung von Geistlichen, Juden und Oppositionellen endgültig eingestellt sei. Erst dann würde man an die Gegenseite heranzukommen vermögen.

Als Ribbentrop mich am Abend des gleichen Tages zu sich bestellte, um mich über den negativen Erfolg seiner Sprachregelung beim Vatikan zu unterrichten, war er völlig niedergeschlagen. Er sah alle seine weiteren Bemühungen als aussichtslos an, während ich umgekehrt gerade in der Schnelligkeit der Antwort Weizsäckers lediglich den Beweis dafür sah, daß der Vatikan nicht die geeignete Vermittlungsstelle sein würde. Ich zeigte daher Ribbentrop den Brief v. Schmiedens, so wenig er auch für den Minister bestimmt war (unter normalen Umständen hätte ich mich gehütet, ein derartiges Schriftstück eines Kollegen Ribbentrop zu zeigen), und bemühte mich, ihm auseinanderzusetzen, daß die Sprachregelung als solche in keiner

Weise genüge. Man müsse darüber hinaus ein Geschenk des guten Willens mitbringen, wenn man Aussicht haben wolle, überhaupt gehört zu werden. Daher gäbe ich Schmieden recht, daß ein Unterhändler die von ihm geforderten Zusagen unbedingt haben müsse.

In einer stundenlangen Auseinandersetzung mit Ribbentrop gelang es mir schließlich, ihn zu überzeugen, daß es nur eine Möglichkeit für ihn gäbe, die Dinge weiterzutreiben. Er müsse sich mit Himmler in Verbindung setzen, um von diesem die gewünschte Zusicherung zu erhalten. Himmler und Kaltenbrunner würden es wagen, in dieser Art gegen die ausgesprochene Weisung des Führers vorzugehen. Mir sei bekannt, daß Himmler mit dem baldigen Ableben Hitlers rechne, und daß Kaltenbrunner bereit wäre, in diesem Falle mit Himmler am gleichen Strang zu ziehen.

Ich hatte diesen Punkt ohne Wissen Ribbentrops in einem Gespräch, das zwischen Hewel, Kaltenbrunner und mir in der Reichskanzlei am Vormittag stattgefunden hatte, eindeutig geklärt, da ich bereits ähnliche Gedankengänge, wie sie im Brief Schmiedens angedeutet waren, selbst gehabt hatte. Ich hatte klarsehen wollen, ob es überhaupt derartige Möglichkeiten gäbe. Die eiskalte, brutale, aber überlegene Art Kaltenbrunners, der sich nicht ohne offene Verachtung über Hitler und Himmler bei dieser Gelegenheit äußerte, hatte mir gezeigt, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um dafür zu sorgen, daß der Befehl, der es verbot, Kriegsgefangene, KZ-Insassen oder sonstige Häftlinge lebend in die Hände des Feindes fallen zu lassen, umgestoßen würde. Daher fühlte ich mich durchaus auf sicherem Boden. Unter anderen Umständen wäre meine Handlung eine vermessene Tollkühnheit gewesen, die ich wohl kaum anders als mit dem Verlust meines Lebens bezahlt haben würde.

Schließlich gelang es mir in später Nachtstunde, Ribbentrop das Versprechen abzuringen, daß er noch am nächsten Tag Himmler aufsuchen würde, um sich eine entsprechende Zusage geben zu lassen.

Tatsächlich begab sich Ribbentrop am nächsten Tage zu Himmler ins Hauptquartier, nur begleitet von Oberst v. Geldern und einem Adjutanten, und hatte dort die von mir angeregte Unterredung. Was sich zwischen Ribbentrop und Himmler abgespielt hat, habe ich in den Einzelheiten nie erfahren können. Ribbentrops Adjutant und Oberst v. Geldern, die ich zu befragen versuchte, erklärten mir beide, ihrem Eindruck nach sei die Unterredung völlig negativ verlaufen. Da sie aber nicht wußten, worum es sich handelte, und ihnen von mir umgekehrt keinerlei Mitteilungen über meinen gefährlichen Ratschlag gemacht werden konnten, war mir ihre Auskunft nicht maßgeblich.

Als ich mich am nächsten Mittag bei Ribbentrop meldete, um mich zu erkundigen, wie seine Besprechung verlaufen sei, war er sichtlich vergnügt. Er erklärte mir, es sei alles glänzend gegangen, Himmler habe alles eingesehen und versprochen, ihn künftig außenpolitisch voll und ganz zu unterstützen, und werde ihm darüber hinaus bestätigen, daß er den Befehl gegeben habe, Hitlers Weisung über die Vernichtung der Gefangenen im Falle der Gefahr nicht durchzuführen. In der Tat traf wenige Minuten, nachdem mir Ribbentrop das erklärt hatte, ein versiegelter Brief Himmlers ein, in dem der Reichsführer SS schwarz auf weiß dem Reichsaußenminister bestätigte, er habe dafür Sorge getragen, daß Hitlers Befehl zur Vernichtung der Gefangenen im Falle der Gefahr auf keinen Fall zur Durchführung gelangen werde. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Nachdem ich das Schreiben Himmlers gelesen hatte, reichte ich es Ribbentrop zurück und sagte ihm: „Jetzt, Herr Minister, können Sie handeln."

Ribbentrop, der sich in freudiger Erregung befand und sichtlich mit den Tränen kämpfte, sagte: „Ja, jetzt können wir wenigstens den Versuch machen, das deutsche Volk zu retten. Aber was tun wir nun?" Und dann folgte wieder eine sich über Stunden erstreckende Unterredung, bei der alles andere vergessen wurde. In dieser Besprechung wurden zum ersten Male die Möglichkeiten erörtert, die Schweden bieten könnte.

Aus den vorliegenden Berichten ging eindeutig hervor, daß weder beim Vatikan in Rom noch bei dem völlig vereinsamten Gesandten in Dublin noch bei den Portugiesen und auch nicht in Bern die geringste Chance war, unser Angebot anzubringen. Es blieben also allein Spanien und Schweden. Für Spanien war denn auch sehr bald ein Mann gefunden, Herr v. Moellhausen, der sich wiederholt auf das gewandteste betätigt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Versuch zu machen, sich mit Sir Samuel Hoare (jetzt Viscount Templewood), englischer Botschafter in Madrid in Verbindung zu setzen, um mit den Engländern ins Gespräch zu kommen. Herr v. Moellhausen hat, wie ich später aus englischem Mund hörte, tatsächlich diesen Versuch unternommen, ist dabei aber gescheitert, wohl nicht zuletzt, weil London Gegenorder gegeben hatte.

Danach blieb nur ein einziges Land übrig, für das wir jedoch keinen Vermittler hatten: Schweden. Mir war aus den Gesprächen mit Trott bekannt – was ich aber Ribbentrop natürlich nicht sagte –, daß der bedeutende schwedische Bankier Wallenberg eine Art Mittlerrolle zwischen den Alliierten und Schweden spielte, und daß dieser Wallenberg die allerbesten Beziehungen zu Roosevelt und Churchill

hatte. Ich selbst vermeinte ihn kennengelernt zu haben, da er seinerzeit den Bankier Herbert Gutmann von der Dresdener Bank in Berlin besucht hatte, den ich gut kannte. Ich glaubte daher, es handele sich um Wallenbergs Vater, und wußte nicht, daß dieser inzwischen gestorben war und seine Geschäfte seinen Söhnen Markus und Jakob Wallenberg übergeben hatte. Diese merkwürdige Verwechslung, die mir unterlief, gab den Anlaß, daß mich Ribbentrop schließlich fragte, ob ich nicht selbst es unternehmen wolle, in Schweden über Wallenberg den Versuch zu machen, an die Westalliierten heranzutreten. Zunächst lehnte ich ab. Auf Ribbentrops Drängen erbat ich mir schließlich 24 Stunden Bedenkzeit, da ich befürchtete, daß die Tatsache meiner engen Zusammenarbeit mit den Freunden Chamberlains mich möglicherweise für die in England herrschende Churchill-Gruppe und damit auch für Roosevelt und seine Leute inakzeptabel machen würde. Ribbentrop begegnete jedoch diesem Einwand mit der Bemerkung, daß ich ja schließlich mit einem Schweden und nicht etwa mit Churchill oder Roosevelt selbst zu sprechen haben werde, so daß ich schließlich einwilligte.

Drei Tage später fuhr ich über Dänemark nach Schweden.

Nachdem ich mich von Ribbentrop verabschiedet hatte, begab ich mich in das Hotel Adlon zurück, wo mich meine Frau und Peter Kleist, der Mann, der die geheimen Verbindungen zu den Russen unterhalten hatte, erwarteten. Kleist hatte mir versprochen, mir für den Fall, daß ich tatsächlich den Auftrag bekommen sollte, nach Schweden zu fahren, seine besonderen Verbindungen an die Hand zu geben, und nannte mir seinen dortigen Mitarbeiter Dr. Gilel Storch, einen Vertrauensmann der jüdischen Agentur (Jewish Agency) und des Zionistischen Weltkongresses, der engste Beziehungen zu den Amerikanern unterhalte. Er setzte mir auseinander, daß er im Stockholmer Telefonbuch stünde, ich brauchte mich bei meinem Anruf nur auf ihn, Kleist, zu beziehen. Im übrigen empfahl er mir, mich mit dem konservativen Abgeordneten James Dickson in Verbindung zu setzen, der die besten Beziehungen zu dem gegenwärtigen englischen Gesandten in Stockholm unterhalte und der, wie er mir erklärte, zu den guten Bekannten Trotts gehöre.

Ich begab mich am 17. Februar 1945 über Kopenhagen nach Schweden. Diesen Weg hatte ich absichtlich gewählt, weil ich in Kopenhagen den Reichsbevollmächtigten für Dänemark, den Gesandten Best, sprechen wollte, den ich seit vielen Jahren kannte. Best war ein glühender Nationalsozialist gewesen, der aber gleichzeitig ein hohes Maß von Menschlichkeit und persönlichem Anstand besaß. Das hatte ihn in den letzten Jahren in schwerste Konflikte mit Hitler und dem

SD gebracht. Er versuchte vergeblich, die Politik, die in Dänemark von Himmler verfolgt wurde, zu bremsen, und war hierbei, wie allerdings nur ganz wenigen Personen bekannt war, bis zum äußersten gegangen. Gerichtsverhandlungen gegen ihn, die nach dem Krieg in Dänemark stattfanden, haben bestätigt, daß seine Tätigkeit dort lediglich formeller Art war, und daß die vielen Gerüchte, die über ihn verbreitet worden sind, alle nicht der Wahrheit entsprachen. Daher ist er auch nicht zum Tod verurteilt worden, sondern erhielt lediglich einige Jahre Gefängnis. Auch dieser Strafe wäre er entgangen, wenn er es nicht konsequent abgelehnt hätte, sich vor den dänischen Gerichten zu verteidigen. So hat er es nur diesem Umstand zuzuschreiben, daß er überhaupt verurteilt wurde.

Best hatte direkte Fühlung mit dem Leiter der dänischen Widerstandsbewegung aufgenommen, der, wie ich aus anderen Quellen wußte, zugleich der Beauftragte des englischen Geheimdienstes war und über die Fäden zu den Kreisen in Schweden verfügte, die mich nach England weiterführen konnten. Wir blieben nach dem Abendessen allein in Bests Zimmer beieinander, und ich setzte ihm meinen Auftrag und die verzweifelte Lage, in der sich Deutschland befand, auseinander. Ich erklärte ihm, ich wünschte mit dem Leiter der dänischen Widerstandsbewegung zu sprechen, um mir die Unterstützung seiner Leute zu sichern. Ich sei zu allen Gegendiensten bereit, die er von mir verlangen sollte. Best war völlig mit meinem Tun einverstanden. Zwar hielt er es für aussichtslos, den Versuch zu machen, in dieser Lage noch etwas anderes als eine sofortige Kapitulation herbeizuführen, meinte aber doch, man müsse wenigstens versuchen, dabei Deutschland in die Hand des Westens zu geben. Er versprach mir, den Leiter der dänischen Widerstandsgruppe mit mir in Verbindung zu bringen, und gab noch in meiner Gegenwart Dr. Duckwitz die entsprechende Weisung. Er werde mich wahrscheinlich an Herrn Allan Vougt empfehlen, der die dänischen Widerstandskämpfer protegiere und von größtem Einfluß nicht nur in Schweden sei, sondern auch ein persönlicher Freund Bevins wäre. Best beschwor mich sodann, allen meinen Einfluß in Berlin, den er weit überschätzte, aufzubieten, um der sinnlosen Politik der Reichsregierung in Dänemark ein Ende zu machen.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr ging mein Boot; um es zu erreichen, mußte ich bereits um 3 Uhr aufstehen. Eine halbe Stunde, bevor ich das Hotel verließ, trat ein großgewachsener, gutaussehender Mann auf mich zu, der fließend deutsch sprach, nannte seinen Namen und sagte: „Ein gemeinsamer Freund hat mich gebeten, mit Ihnen zu sprechen. Man hat mir gesagt, daß ich Ihnen vertrauen

kann." Wir schüttelten uns die Hände und setzten uns in die völlig leere Hotelhalle, wo ich ihm dann in wenigen Worten auseinandersetzte, worum es sich handele. X. nannte mir daraufhin tatsächlich die Adresse von Allan Vougt und seinen Namen. Dieser Name werde mir in Schweden jede Tür öffnen, da ich sicher sein könnte, daß, solange ich unter dem Schutz Vougts stünde, mein Name nicht genannt werden würde. Sodann verabschiedeten wir uns, und wenige Stunden später war ich in Schweden und am Abend in Stockholm, wo mich im Auftrag des Gesandten ein alter Freund, Dr. Torner, begrüßte.

Am nächsten Morgen suchte ich zunächst einmal Herrn Thomsen, unseren Gesandten in Schweden, auf, den ich seit über 25 Jahren gut kannte, und von dem ich wußte, daß er in jeder Hinsicht vertrauenswürdig war. Ich setzte ihm auseinander, daß ich meinen Auftrag in Schweden nur dann erfüllen könnte, wenn die schwedische Regierung eingeweiht werde. Im übrigen könnte ich zu Wallenberg nur gehen, wenn ich an ihn eine Empfehlung durch die Gesandtschaft bekäme. Thomsen machte mich daraufhin mit Herrn Danckworth bekannt, seinem Botschaftsrat, einem außerordentlichen gewandten früheren Luftfahrer, der im 1. Weltkrieg Zeppelin-Offizier gewesen war und dann später in den diplomatischen Dienst eintrat. Beide Herren berieten mich von da an bei meinen sämtlichen weiteren Besprechungen und Schritten.

Danckworth empfahl mir, erst die Stellungnahme der schwedischen Regierung abzuwarten, ehe ich überhaupt etwas unternähme, da sonst zu befürchten wäre, daß das ganze Unternehmen bekannt und damit in die Luft gesprengt würde. Er sprach daher noch am gleichen Tage im schwedischen Außenministerium vor, wo ihm Herr X. versicherte, daß die schwedische Regierung unangenehm überrascht von meinen Absichten wäre; die schwedische Regierung könne offiziell nichts zur Kenntnis nehmen. Sie werde offiziell aber so lange nichts dagegen unternehmen, wenn ich den Versuch machen wollte, an die Alliierten heranzutreten, als die Dinge nicht publik würden. Wenn das allerdings geschähe, sei es klar, daß ich dann nicht länger im Lande bleiben könne, weil die schwedische Regierung sonst die größten Unannehmlichkeiten von seiten der Alliierten befürchten müsse.

Als Danckworth mir am nächsten Morgen diese Mitteilung machte, atmete ich auf, denn das schien mir zunächst einmal ein erfolgversprechender Anfang meiner Bemühungen zu sein. Auf die Mitteilung, daß ich Beziehungen zu Allan Vougt hätte, die ich mir als erstes zunutze zu machen gedächte, riet Thomsen mir allerdings dringend ab, dies zu tun. Vougt sei ein engagierter Gegner Deutschlands, und es sei

nicht sicher, was bei dieser Begegnung mit ihm herauskommen werde. Ich sollte im übrigen mit dem Presseattaché, Herrn Dr. Graßmann, über Vougt reden, Vougt kenne ihn als einzigen von der Gesandtschaft sehr gut.

Daher beschloß ich zunächst, vorerst diesen Entschluß zurückzustellen, um erst einmal die beiden anderen Pfeile, die ich im Köcher hatte, zu erproben.

Bei diesen Unterredungen stellte sich jedoch heraus, daß der Markus Wallenberg, mit dem ich sprechen wollte, inzwischen verstorben war, während der Wallenberg, an den ich mich wenden mußte, Jakob mit Vornamen hieß, wogegen Markus Wallenberg jr. für meine Sache deswegen ungeeignet war, weil er Verbindung mit den Sowjets hielt. Es war klar, daß ich eine solche Persönlichkeit nicht mit einem Ansinnen, an die Westalliierten heranzutreten, aufsuchen konnte. Ein Anruf Danckworths bei Jakob Wallenberg brachte mir sofort den gewünschten Erfolg. Jakob Wallenberg war bereit, mich innerhalb 24 Stunden zu empfangen.

Am dritten Tag meines Aufenthaltes in Stockholm stand ich daher bereits in dem berühmten Bankhaus Enskilda Banken und wurde von einem galonierten Diener zu Herrn Jakob Wallenberg geführt. Dieser ließ mich in die Speiseräume im Hochparterre bitten. Nach 10 Minuten erschien vor mir Jakob Wallenberg, ein blendend aussehender weißhaariger Mann mit herrlichen blauen Augen und einer sportlichen Hünengestalt, der geradezu den Idealtyp des nordischen Menschen nach nationalsozialistischen Begriffen dargestellt hätte. Wallenberg machte mir einen so vertrauenerweckenden Eindruck, daß ich ohne viel Umschweife direkt auf mein Ziel losging. Er vermied es, von den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes zu sprechen, wie das Ausländer meist in diesen Unterredungen taten, sondern benahm sich so taktvoll wie nur irgend möglich, indem er seine Stellungnahme damit begründete, daß er selbst vor vier Monaten Roosevelt und erst vor wenigen Wochen Churchill gesprochen habe. Der Haß und die Furcht der Angelsachsen vor Deutschland sei so groß, daß es ihm völlig ausgeschlossen erscheine, sie umstimmen zu können. Sie hätten sich ein Ziel gesetzt, und sie würden dies bis zum letzten verfolgen, und das sei die Vernichtung Deutschlands. Er als patriotischer Schwede bedauere dies auf das tiefste, nicht wegen der Geschäftsinteressen seines Bankhauses und der großen Verluste, die er wahrscheinlich in Deutschland erleiden werde (da ein großer Teil seiner Besitzungen in Ostdeutschland festläge), sondern weil die Gefahr bestehe, daß Schweden in einem unvorstellbaren Maß von Sowjet-Rußland abhängig werden würde,

womit es Gefahr laufe, entweder seine Unabhängigkeit völlig zu verlieren oder eines Tages Kriegsschauplatz zu werden. Das könne nur vermieden werden, wenn man Deutschland erhalte, und schon aus diesem Grund sei er als Schwede für die Erhaltung Deutschlands, aber er glaube nicht, daß dies erreicht werden könne: *„Die Alliierten sind in der deutschen Frage blind vor Haß und taub für alle vernünftigen Gründe!"*

Ich bemühte mich daraufhin, noch einmal meine Argumente zu wiederholen, um ihm plausibel zu machen, wie es möglich sein müsse, Roosevelt und Churchill doch noch zu überreden. Meine Argumente machten, darüber habe ich keine Zweifel, einen sehr starken Eindruck auf ihn, denn er sagte mir zum Schluß der fast zweieinhalbstündigen Unterredung, ich solle doch den Versuch machen, zu Roosevelt zu fahren, da ich persönlich ihn vielleicht überzeugen könne. Er selbst könne es jedenfalls nicht. Er müsse an der eingangs erwähnten Ansicht festhalten, daß es für ihn völlig ausgeschlossen erscheine, daß die Westmächte sich von Rußland trennten. Diese Anschauung hatte ich in keiner Weise zu erschüttern vermocht.

Und dann machte Jakob Wallenberg eine merkwürdige Bemerkung, die mich einige Sekunden in sprachloses Staunen versetzte. Mit einer lässigen Geste, so, als ob er nur nebenbei etwas sage, aber vollkommen klar und eindeutig bemerkte er: „Warum machen Sie den Versuch statt nach dem Westen hin nicht nach dem Osten? Wenn Sie Stalin rechtzeitig einen klar umrissenen Vorschlag machen, der ein eindeutiges Ja oder Nein ermöglicht, dann halte ich es für möglich, daß Sie Erfolg haben. Stalin ist nicht auf den Westen festgelegt. Es ist schade, daß Sie nur den Auftrag haben, nach dem Westen hin zu verhandeln."

Kurz danach verabschiedeten wir uns sehr freundlich. Ich begab mich langsam zur Botschaft und zu Thomsen, um mir zu überlegen, was mir Wallenberg eigentlich gesagt hatte. Seine Erklärung war eine eindeutige Absage auf meine Aufforderung hin, nach dem Westen zu vermitteln. Was aber sollten seine Schlußworte? Als ich Thomsen und Danckworth über meine Unterredung berichtet hatte, waren beide ebenso tief beeindruckt wie ich. Es war uns eindeutig klar, daß in der Schlußbemerkung Wallenbergs ein geheimer Sinn verborgen lag, der nicht ohne weiteres zu enträtseln war. Nach längerer Beratung stimmten wir jedenfalls in der Ansicht überein, daß ich nicht umhin können würde, eindeutig nach Berlin zu berichten, was mir Wallenberg gesagt hatte, und daß ich um weitere Instruktionen bitten sollte. Ich möchte dabei ausdrücklich klarstellen, daß ich die Verantwortung für diese Entscheidung allein trug, daß ich aber selbst-

verständlich den Rat so bewährter und kluger Leute wie Danckworth und Thomsen einzuholen für richtig hielt.

Als ich am nächsten Morgen wieder auf die Botschaft kam, wurde ich bereits ungeduldig am Telefon aus Berlin verlangt, obwohl ich meinen Bericht noch gar nicht abgesandt hatte. Am Telefon meldete sich niemand anders als Ribbentrop selbst, der mich in den empörtesten anhauchte, wie ich dazu käme, mich mit dem Führer der dänischen Widerstandsbewegung in Verbindung zu setzen. Ich hätte doch den ausdrücklichen Auftrag gehabt, nur in Stockholm vorzufühlen. Als ich ihm auseinandersetzte – allerdings ohne Namen zu nennen –, welchen Zweck ich verfolgt hatte, war Ribbentrop allerdings wieder beruhigt. Er bestand jedoch darauf, daß ich auf keinen Fall mit den Engländern sprechen dürfte. Ich mußte diese Weisung wörtlich bestätigen. Auf seine weitere Frage, was ich inzwischen selbst unternommen hätte, berichtete ich ihm, daß ich die von uns in Aussicht genommene Persönlichkeit befragt hätte und ihm noch heute mittag mit dem Flugzeug einen Bericht schicken wolle. Ribbentrop brach daraufhin das Gespräch ab und sagte, er möchte hierüber nicht telefonisch sprechen, sondern werde sofort nach Eintreffen des Berichts mich wissen lassen, welche weiteren Aufträge er für mich habe.

Daß ich nach diesem Telefongespräch wie vom Donner gerührt war, wird niemand wundernehmen. Es war für mich klar, daß es einen Gegenspieler im deutschen Lager gab, der alles Interesse daran hatte, meine Mission zum Scheitern zu bringen. Ich hielt es damals für sicher, daß niemand anders als Schellenberg dies sein konnte, der, von glühendem Haß auf Ribbentrop erfüllt, Emissären mehr als einmal niederträchtige Streiche gespielt hatte. Aber ich war mir sicher, daß er mir nichts tun konnte, denn ich hatte ja vorsichtshalber den Dänen von meinen genauen Plänen nichts gesagt. Ehe ich mir überlegen konnte, was ich aus der ganzen Angelegenheit zu machen hatte, erwartete mich eine zweite Überraschung.

Bei Herrn Danckworth im Zimmer erschien ein Gesandtschaftsbeamter (vor dem man mich als Gestapo-Spitzel in Berlin gewarnt hatte) und teilte mir mit, daß Herr James Dickson, der bekannte konservative schwedische Abgeordnete, mich im Auftrag des englischen Gesandten zu sprechen wünsche. Ich war in diesem Augenblick mehr als verwirrt. Dickson wußte ja nicht, daß es mir ausdrücklich verboten war, unmittelbar mit den Feinden zu sprechen, und daß er mit diesem Angebot an einen Führererlaß an die Auswärtige Mission rührte, in dem Hitler jeden direkten Verkehr mit dem Feind mit dem Tod bedrohte. Auch jedes nicht gemeldete Wissen um einer derartigen Verkehr wurde gleichfalls mit dem Tod bedroht. In der

Lage, in der ich nun einmal war, hätte ich selbstverständlich keinerlei Bedenken getragen, dieses Verbot zu übertreten. Die Tatsache, daß Herr Danckworth, den ich erst wenige Tage kannte, in die Angelegenheit verwickelt war, machte mich jedoch bedenklich. Ich bat daher, Herrn Dickson zu sagen, ich müßte leider noch eine bestimmte Instruktion aus Berlin abwarten, würde mich dann aber mit ihm in Verbindung setzen. Dickson hätte sich darauf beschränken sollen, mitzuteilen, daß er mich sprechen wolle, und alles wäre glatt gegangen. Da er aber den Namen des englischen Gesandten, Sir Victor Mallet, genannt hatte, war diese Möglichkeit für mich zerschlagen. Trotzdem beschloß ich, Ribbentrop noch einmal direkt zu fragen, denn es bot sich hier ganz zweifellos eine große Chance, wenn es sich herausstellen sollte, daß Dickson tatsächlich im Auftrag der Engländer gehandelt hatte, So war aber das zunächst einmal zunichte gemacht worden.

Man wird verstehen, daß mir nach den beiden Schreckschüssen dieses Tages der Boden unter den Füßen zu brennen begann. Zwar erwartete ich, daß Ribbentrop mir bis zum nächsten Tag mitteilen würde, was ich nun weiter unternehmen sollte, aber wenn ich von meinen übrigen Beziehungen Gebrauch machen wollte, mußte ich nunmehr schnell handeln.

Sofort nach dem Mittagessen ließ ich mir daher im Hotel ein Stockholmer Telefonbuch geben und suchte nach der Adresse von Gilel Storch, die tatsächlich offen im Telefonbuch stand. Ein erster Anruf ergab jedoch, daß er nicht zu Hause war. Als ich eine Stunde später anrief, meldete er sich selbst am Apparat. Ich nannte ihm meinen Namen und Titel und sagte, ich rufe ihn an, weil ich von einem sehr guten gemeinsamen Freund komme. „Kennen Sie Herrn Peter Kleist?“ Ich merkte, daß Herr Storch sozusagen aus allen Wolken fiel. Ich bat ihn, sofort zu mir ins Hotel zu kommen, da ich eine sehr wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen hätte. Storch hatte zunächst sichtlich Bedenken, als ich ihm aber sagte, daß es sich um das Grand Hotel handele, und ich ihm versicherte, daß ich ehrlich spiele, sagte er zu, sofort zu kommen. So traf ich am späten Nachmittag des 1. März 1945 zum ersten Mal einen offiziellen Vertreter der Judenschaft, und damit begann ein Gespräch, das die entscheidende Phase meiner Stockholmer Verhandlungen einleiten sollte.

Als Gilel Storch am Nachmittag, wie verabredet ohne anzuklopfen, in mein Zimmer trat, sah ich sofort, daß ich es mit einem anständigen und zuverlässigen Mann zu tun hatte. Ich legitimierte mich daher dadurch, daß ich ihm meinen offiziellen Paß zeigte, und bat ihn, sich

ebenfalls auszuweisen, worauf mir Storch zwei Briefe der Jewish Agency und einen Paß der zionistischen Weltorganisation mit seinem Lichtbild zeigte. Er war starr vor Staunen und sagte, als ich ihm seine Papiere zurückgab: „Was wollen Sie? Wie ist es möglich, daß ein Mann wie Sie sich mit mir in Verbindung setzt?"

„Ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich etwas für die Juden tun möchte", erwiderte ich.

„Von wem kommen Sie?" fragte Gilel Storch weiter. „Von Schellenberg? Von Brecht? Von Kaltenbrunner? Wieviel Juden haben Sie an der Hand? Was wollen Sie haben pro Kopf? Fünf bis sechs Dollar kann ich zahlen."

Ich war maßlos erstaunt, da ich alles andere als eine derartige Fragestellung erwartet hatte. Immerhin war mir sofort klar, daß Herr Storch nicht die Absicht hatte, zu scherzen, sondern daß seine Frage durchaus ernst gemeint war. Sie war mir eine Bestätigung der Gerüchte, daß gewisse Gruppen der SS, um Devisen in die Hände zu bekommen, die Befreiung einzelner Juden gegen Geld an das Ausland vermittelten. Ich hatte das zwar gehört, aber nicht geglaubt. Da ich ein derartiges Verfahren keineswegs für einwandfrei hielt, distanzierte ich mich energisch von der mir unterstellten Absicht und erwiderte ihm: „Ich habe nicht die Absicht, über das Schicksal einzelner Juden mit Ihnen zu verhandeln, noch habe ich, wie Sie zu glauben scheinen, irgendwelche Geschäfte mit jüdischem Leben vor. Ich habe einen Befehl erwirkt, wonach die weiteren Judenschlächtereien in Deutschland eingestellt werden . . .", und schilderte ihm hierauf, wie es dazu gekommen sei, daß Ribbentrop bei Himmler diesen Befehl durchsetzte. Dies sei jedoch, so erklärte ich ihm, meiner Ansicht nach nicht genug. Es komme nunmehr darauf an, die Juden zu befreien und einen Vertrag über ihre Rettung und ihren Transfer in das Ausland zu bewerkstelligen. Angesichts der verschiedenartigen Einstellung der Mächte zur Judenfrage glaubte ich, daß weder England noch die Sowjet-Union einen solchen Vertrag abschließen würden. Ich hielt es aber für möglich, daß die Vereinigten Staaten und vor allen Dingen Roosevelt persönlich bereit sein könnten, ein derartig weitreichendes Abkommen zu treffen, das gleichzeitig mit einem Abkommen über die Humanisierung des Krieges, Sicherstellung der Gefangenen, Verhinderung von Bombenabwürfen auf Zivilisten und zivile Wohnstätten, Garantie des Lebens und des Eigentums in eroberten Städten usw. verbunden werden könne. Ob er, Herr Storch, in der Lage sein würde, mir hierfür einen Gewährsmann Roosevelts zu nennen, oder ob er dafür Sorge tragen könne, daß ein solcher zu Besprechungen zu mir nach Stockholm käme. Ich hätte hierfür alle

Vollmachten erhalten und besäße die volle Deckung Ribbentrops und Himmlers für diesen Zweck.

Nunmehr war die Reihe, erstaunt zu sein, an Storch. Aber er hatte sich offenbar bereits über mich informiert, so daß er mir glaubte, nachdem ich ihm auf seinen Wunsch weitere Details geschildert hatte. Er versprach mir nach knapp halbstündiger Unterredung, daß er versuchen wolle, die rechte Hand Roosevelts in der Judenfrage einen Mr. Ivar Olsen, nach Stockholm kommen zu lassen.* Es könne allerdings acht Tage dauern, bis der Betreffende kommen werde, da er sich zur Zeit nicht in Schweden aufhalte. Ob ich so lange bleiben könne?

Dies sicherte ich ihm zu. Hierauf erhob sich Storch und fragte, wie viele Juden noch am Leben wären. Ich erwiderte ihm, ich wüßte das leider nicht. Man habe mir gesagt, daß 500 000 Juden für diesen Austausch sofort zur Verfügung stünden und daß noch etwa 2½ Millionen Juden insgesamt am Leben wären; ich wüßte aber nichts Genaues, da ich ja mit dieser Frage niemals befaßt gewesen wäre. Er könne im übrigen versichtert sein, daß, wenn ich in dieser Frage nicht eine völlig reine Weste besäße, ich die Mission nicht übernommen hätte. Ich persönlich hätte jedenfalls nichts wiedergutzumachen.

Gilel Storch verabschiedete sich hierauf mit Tränen in den Augen von mir.

Nachdem ich nunmehr den einen Schritt getan hatte, entschloß ich mich auch zu dem nächsten, und zwar, mich mit Allan Vougt in Verbindung zu setzen. Ich suchte daher Herrn Dr. Graßmann auf und ließ mich durch ihn bei Vougt anmelden. Es stellte sich heraus, daß Vougt ein Büro in der schwedischen Reichsbank hatte, wo er offenbar Gäste empfing, die er öffentlich nicht sehen lassen konnte. Als ich ihn am nächsten Morgen sah, kam ich, das sah ich sofort, in ein völlig anderes Milieu. Im Gegensatz zu dem freundlichen und warmherzigen Juden vom Tage zuvor, traf ich hier auf eine eiskalte, in Vorurteilen und glühendem Haß befangene Persönlichkeit, die negativ auf mich wirkte.

Vougt stellte mir sofort offen die Frage, für wen ich denn eigentlich verhandelte, „für die Nazis oder für die Opposition!" Er war höchst unbefriedigt, als ich ihm erwiderte, ich verhandle für Deutschland, oder, wenn er es anders hören wolle, ich glaubte für Europa zu handeln, wenn ich den Versuch machte, die allerletzte Katastrophe zu verhindern. Erst meine leidenschaftliche Schilderung der Abscheulichkeiten, die sich beim Einmarsch der Russen in Deutschland abge-

---

* Der Beschreibung Storchs zufolge war Ivar Olsen in Wirklichkeit der Stellvertreter Allan Dulles'!

spielt hatten, machte Eindruck auf ihn. Und erst als ich ihm einige meiner englischen Freunde nannte, durch die er Erkundigungen über mich einziehen könnte, wurde er etwas wärmer. Aber trotzdem blieb er ablehnend. „Es ist schade“, sagte er zum Schluß, „daß Sie nicht zwei Tage eher gekommen sind. Vor zwei Tagen war ein Abgesandter der deutschen Exilregierung in London hier, der über Beziehungen zu Bevin verfügt und den Sie hätten benutzen können, um an die englische Regierung heranzukommen. Leider ist er gestern abgeflogen.“

Ob ich Bedenken haben würde, mit einem Vertreter der deutschen SPD-Regierung in London zu sprechen? Als ich ihm erwiderte, daß ich derartige Bedenken nicht hätte und daß er umgekehrt meiner Diskretion sicher sein könnte, erwiderte er mir: „Ich werde nach London schreiben, glaube aber nicht, daß ich irgendeinen Erfolg haben werde, da Bevin nicht anders als Churchill oder Vansittart denkt.“

Als ich mich von Allan Vougt verabschiedete, hatte ich voller Verzweiflung das Gefühl, einen völlig vergeblichen Schritt getan zu haben, und es erschien mit aussichtslos, diesen Weg weiter zu verfolgen. Die schwedische Sozialdemokratie war offenbar so sehr auf eine proenglische Linie eingeschworen, daß sie englischer war als die Engländer selbst und engherziger als Churchill. Ich konnte natürlich keinen Gebrauch von meinem Wissen machen, daß die Engländer offenbar auf einen Schritt von deutscher Seite warteten, um Besprechungen aufzunehmen. So wie die Dinge nun lagen, mußte ich also acht Tage warten, bis mir Gilel Storch Antwort geben konnte.

Erst nach drei Tagen erhielt ich wieder einen Anruf aus Berlin, wieder von Ribbentrop, der mir telefonisch bestätigte, daß er meinen Bericht über meine Unterredung mit Jakob Wallenberg gelesen habe. Er sei, so erklärte er mir, mit der gegebenen Aufklärung sehr zufrieden.

Als ich mich nach diesem Gespräch, das nachmittags stattfand, wieder in mein Hotel begab, teilte mir der Portier mit, daß ein Herr auf mich warte. Als er mich zu ihm führte, war das niemand anderes als Allan Vougt. „Haben Sie heute abend für mich Zeit?“ fragte er mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich möchte das mit Ihnen begonnene Gespräch fortsetzen. Ich werde dann auch einen Besuch mitbringen, der für Sie von Interesse sein wird. Er kommt“ – Allan Vougt sah sich vorsichtig um – „aus London. Ich werde in zwei Stunden wieder hier sein.“

Tatsächlich erschien Allan Vougt zwei Stunden später und stellte mir einen Herrn vor, dem er den Namen Paul gab. Ich glaubte ursprünglich, es sei ein Tarnname. Später stellte sich aber heraus, daß

es der frühere sozialdemokratische Abgeordnete Paul aus dem Sudetenland war, mit dem er mich zusammengebracht hatte. In seinem Auto fuhren wir dann alle drei zu seinem Landsitz, der weit außerhalb Stockholms gelegen war, und er lud uns zu einem bürgerlichen Abendbrot ein. Ich muß allerdings sagen, daß ich so erregt war, daß ich kaum etwas gegessen habe und erst nach dem Abendbrot beim Kaffee wieder meine Selbstbeherrschung zurückgewonnen hatte.

Allan Vougt setzte mir auseinander, wer Herr Paul sei, daß er direkte Beziehungen zu Bevin habe und daß er in wenigen Tagen wieder nach London zurückfliegen würde, nachdem er seinen Auftrag hier in Stockholm erfüllt habe. Ich könnte offen zu ihm sprechen.

Und nun begann ein sich über mehrere Stunden erstreckendes Streitgespräch zwischen Allan Vougt, Herrn Paul und mir, in dem ich noch einmal den Versuch machte, die Lage klarzustellen, da ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß beide Herren jede Möglichkeit eines Gesprächs mit den West-Alliierten als aussichtslos ansahen.

Als ich mich verabschieden wollte, ereignete sich ein Zwischenfall, der einige Wochen später die verhängnisvollsten Folgen haben sollte.

In das Zimmer, in dem wir saßen, kam die Tochter Allan Vougts, die mit dem Journalisten Arvid Fredborg verheiratet war, gestürmt; sie war mit ihrem Mann im Theater gewesen. Vougt konnte nicht umhin, mich vorzustellen, murmelte meinen Namen allerdings so undeutlich wie irgend möglich und entschuldigte sich dann bei mir. Er habe ausdrücklich Weisung gegeben, daß niemand ihn hier bei seinem Gespräch mit mir stören solle; es täte ihm leid, daß seine Tochter sich nicht daran gehalten hätte. Ich maß dieser Störung zunächst keine Bedeutung bei. Erst als ich am nächsten Tage wieder mit Graßmann die Ergebnisse meiner Besprechung durchsprach, kamen mir Bedenken, als Graßmann mir auseinandersetzte, wer Arvid Fredborg war. „Das ist", so sagte mir Graßmann, „einer unserer schlimmsten Gegner, die wir zur Zeit in Schweden haben. Wenn der herauskriegt, wer Sie sind, dann können Sie nur noch ‚Gute Nacht' sagen, dann ist hier alles zu Ende." Ich erwiderte ihm, ich hoffte, daß Vougt seinen Schwiegersohn im Zaum halten würde. Hierin sollte ich mich aber täuschen . . .

Am nächsten Tag erwarteten mich im Hotel gleich zwei wichtige Mitteilungen. Herr Storch hatte angerufen, er möchte mich sehen, und zugleich hatte ich die Nachricht bekommen, ich möchte am nächsten Vormittag Jakob Wallenberg wieder aufsuchen.

Herr Storch erschien am Nachmittag und sagte mir, daß Mr. Ivar Olsen mich unter der und der Adresse am nächsten Nachmittag zum Tee erwarte. Er sei eigens nach Stockholm gekommen, um mit mir die

angeschnittenen Fragen zu besprechen. Ich könne völlig offen mit ihm reden, amerikanischerseits werde mir volle Diskretion und auch voller Schutz zugesichert. Er wünsche mir, so erklärte er mir, alles Gute, und er hoffe, daß mein Versuch, wenigstens den Rest der Juden zu retten, Erfolg habe. Storch setzte mir dann eindringlich auseinander, daß allein Amerika Besprechungen über diese Frage aufnehmen könne, da dieses allein alle Bewegungsfreiheit habe. Ich könnte also mit Olsen vollkommen offen in diesem Sinne sprechen. Ich fände in ihm einen fairen und anständigen Partner, von dem ich sicher sein könne, daß er Roosevelts vollstes Vertrauen habe. Auf meine Gegenfrage, ob der Mann tatsächlich im Auftrag Roosevelts käme, erwiderte mir Storch: „Der Zionistische Weltkongreß garantiert Ihnen dafür."

Am Nachmittag begab ich mich nochmals zu Thomsen und Danckworth, um mit ihnen noch einmal meinen Plan zu besprechen, da ich sicher sein und keine Fehler machen wollte.

Für den nächsten Morgen um 10 Uhr war ich zu Jakob Wallenberg bestellt. Diesmal empfing er mich in seinem Vorzimmer, wo er mich freundlich und ruhig, aber auch sichtlich erstaunt begrüßte: „Ich nahm an", so erklärte er mir, „Sie seien wieder nach Hause gefahren. Halten Sie es nicht für gefährlich, sich weiter in Stockholm aufzuhalten?" Ich entgegnete ihm, daß ich den Auftrag hätte, ihn noch einmal nach der Bedeutung einiger Sätze zu fragen, die er gegen Schluß der Unterredung mit mir geäußert habe. Ich bäte ihn, dies nicht mißzuvestehen. Ich sei gezwungen, hier wie ein Kaufmann zu handeln, der eine bestimmte Ware brauche. Wenn er die Ware nicht im Westen bekomme, müsse er versuchen, sie im Osten einzuhandeln. Mit meinen persönlichen Überzeugungen habe das nichts zu tun, aber ich könne nicht umhin, bestimmte Weisungen auszuführen. Daher müsse ich ihn fragen, was seine Worte bedeuten sollten: „er halte es für völlig ausgeschlossen, daß die westlichen Alliierten sich von Stalin trennten, dagegen sei Stalin seiner Ansicht nach nicht an die West-Alliierten gebunden. Wenn man rechtzeitig mit einem klaren Plan, der ein eindeutiges Ja oder Nein zulasse, an ihn herantrete, so bestünde die größte Wahrscheinlichkeit, daß Stalin, wenn ihm der Plan konveniere, innerhalb 24 Stunden ja sagen werde . . ."

Wenn ich geglaubt hatte, daß Jakob Wallenberg durch diese Frage überrascht werden würde, so hatte ich mich getäuscht; oder er wußte sich derart meisterhaft zu beherrschen, daß keine Miene in seinem Gesicht etwas verriet, als er mir erwiderte: „Jawohl, Herr Hesse, das habe ich Ihnen gesagt. Ich habe meinen Worten aber nichts hinzuzufügen." Daraufhin sagte ich ihm: „Ich habe über unsere

Unterhaltung, wie Sie verstehen werden, nach Berlin berichtet und bin also von Berlin beauftragt, Sie zu fragen, was diese Worte bedeuten?"

Jakob Wallenberg erwiderte jedoch: „Sie haben vollkommen richtig berichtet, ich habe meinen Worten aber nichts hinzuzufügen." Daraufhin machte ich noch einmal den Versuch, ihn zu irgendeiner Erläuterung zu bewegen, aber Wallenberg, der zwar aufstand und lebhaft auf und ab ging, schwieg beharrlich weiter und wiederholte nur noch einmal den genauen Wortlaut seiner Erklärung, wiederum mit seinem Bemerken, daß er Weiteres nicht sagen könne. „Es tut mir leid", fuhr er dann fort, „daß ich Ihnen nicht mehr sagen kann. Aber eine Frage: Lesen Sie schwedische Zeitungen?" Als ich das verneinte, fuhr er fort: „Schade, vielleicht würden Sie mich dann besser verstehen. Ich werde mich jederzeit freuen, Sie wiederzusehen, adieu!" Und damit war ich von ihm verabschiedet.

Der Leser wird begreifen, daß mir dieses merkwürdige Verhalten völlig rätselhaft erschien und daß ich daher sofort zu Thomsen und Danckworth fuhr, um ihnen über das Ergebnis der Unterredung zu berichten. Ich mußte mein Gespräch mehrmals wiederholen, bis Herrn Danckworth plötzlich einfiel, daß man eigentlich einmal nachsehen sollte, was in den schwedischen Zeitungen von heute morgen so Besonderes gestanden hätte. Und da fiel es uns wie Schuppen von den Augen, denn sämtliche schwedischen Zeitungen brachten auf der Titelseite eine große Photographie, die niemand anderen als Markus Wallenberg – also den Bruder Wallenbergs – zeigte, wie er Madame Kollontai, die Botschafterin Sowjet-Rußlands in Schweden, am Arm die Treppe des Sowjet-Botschafter-Palais hinunterführte.

Also ein Angebot Stalins?

Es konnte nach allem kaum ein Zweifel bestehen, daß die Erklärung Wallenbergs nichts anderes als ein Wink war, daß die Sowjets bei ihrer Unzufriedenheit mit den Westmächten bereit waren, noch ein letztes Mal mit Hitler zu spechen. Die Berichte der Agenten, die diese immer wieder in der einen oder anderen Form an uns herangetragen hatten, waren also offenbar doch wahr! Es bestand nicht der kleinste Zweifel darüber, daß Wallenberg sich jemals zu irgendeinem Manöver hergegeben haben würde, das nicht ernst gemeint war, da für das Bankhaus Wallenberg wohl doch zuviel auf dem Spiel stand.

Daher setzte ich mich sofort an die Maschine, um ein Telegramm an Ribbentrop zu verfassen, das ich dann gemeinsam mit Thomsen und Danckworth redigierte, um keinerlei Mißverständnisse aufkommen zu lassen.

Am Nachmittag fuhr ich im Taxi in die Nähe der mir angegebenen

amerikanischen Adresse, die, wie ich feststellte, ziemlich weit außerhalb Stockholms lag. Ich hatte mich vorher darüber informiert, wohin ich zu fahren hatte, und wußte, daß es ein Block war, der ausschließlich vom Personal der amerikanischen Gesandtschaft in Stockholm bewohnt wurde.

Auch hier ging ich gerade auf mein Ziel los. Ich wiederholte Olsen die gleichen Erklärungen, die Storch bereits von mir erhalten hatte, betonte, daß Ribbentrop und Himmler die Angelegenheit vollständig deckten, vermied es aber, den Namen Hitlers zu nennen, weil ich fürchtete, daß dies die Verhandlungen kompromittieren könnte. Olsen ging sofort voller Feuer auf das Thema ein. Er erklärte, daß er im besonderen Auftrag Roosevelts handle, wie außerordentlich viel ihm am Schicksal der von den Nationalsozialisten Verfolgten läge, und er beteuerte, ohne daß ich darum gebeten hatte, daß Amerika mir diese humanitären Dienste nicht vergessen würde. Ich erwiderte ihm, ich bedürfe keines Schutzes, es komme mir nur auf die Sache an, und ich bäte ihn, von meiner Person völlig abzusehen. Wenn es mir glücken sollte, die restlichen Juden und die politischen Gefangenen heil in die Hände der Alliierten zu geben, so wollte ich das für mein unglückliches Land, nicht aber für meine Person getan haben. Ich schilderte, was ich bisher für die englischen und amerikanischen Gefangenen erreicht hätte, und machte auf die Gefahr aufmerksam, daß in den letzten Wochen des Krieges sich Situationen ergeben könnten, in denen das Gräßlichste möglich werde.

Olsen hörte mir aufmerksam zu. Es war deutlich zu spüren, wie genau er jedes einzelne meiner Worte überlegte und wie außerordentlich wichtig ihm die zur Diskussion stehende Materie war. Er entgegnete, daß die Vereinigten Staaten bereit sein würden, ein Abkommen über die Rettung der Juden und über die Humanisierung des Krieges in dem von mir vorgeschlagenen Sinne zu schließen. Der Präsident sei sich durchaus klar darüber, daß derartige humanitäre Maßnahmen notwendig seien. Ob ich bereits konkrete Vorstellungen darüber hätte, wohin man die Juden austauschen sollte? Um wie viele handele es sich? Mit welchen Mitteln sollten sie transportiert werden? Wohin sollten sie gebracht werden? Nach Südfrankreich, nach Sizilien, nach Italien oder nach Dänemark? Ich erklärte ihm, das müsse im einzelnen ausgehandelt werden. Und Olsen fragte mich weiter, ob ich bereits einen Vertragsentwurf bei mir hätte. Ich mußte dies verneinen, versprach aber, einen solchen Vertragsentwurf oder eine schriftliche Aufzeichnung meiner Gedanken sobald als möglich zu übermitteln.

Olsen lehnte jedoch ab. Er müsse, so sagte er mir, über diese wich-

tige Angelegenheit Roosevelt persönlich berichten. Er werde daher nach den Vereinigten Staaten fliegen, um sich weitere Weisungen von Roosevelt geben zu lassen. „Sie haben eine Frage berührt", so fuhr er fort, „die eines der schwierigsten Probleme darstellt. Wenn Sie die jüdische Frage anschneiden, so gehen Sie auf Glas. Sie ist das heikelste Problem nicht nur in Amerika selbst, sondern auch zwischen den Alliierten. Roosevelt, davon bin ich überzeugt, ist bereit, das Letzte zu tun, um die Juden zu retten, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß wir mit unseren Alliierten in dieser Frage konform gehen und daß wir vor allen Dingen England fragen müssen." Auf meinen Einwand: „Sowjet-Rußland werden Sie also nicht fragen?" erwiderte er offen: „Nein! Sie müssen sich überhaupt davor hüten, daß etwas von unserem Gespräch den Sowjets bekannt wird. Die Sowjets haben überall ihre Spione, und sie werden alles tun, um ein derartiges Gespräch zu zerschlagen. Unsere Beziehungen sind zwar sehr gut, aber nicht so intim, wie viele Leute glauben."

Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, weil ich diese Bemerkung für ein so offenes Auf-den-Zahn-Fühlen hielt, daß ich zunächst nicht wußte, ob ich das in dieser Richtung geführte Gespräch abbrechen oder weiterführen sollte. Aber Olsen enthob mich zu meinem Erstaunen jeder weiteren Überlegung. Er sagte direkt: „Ich begrüße Ihre Initiative auch noch aus einem anderen Grunde. Warum können wir, wenn wir über die Rettung der Juden verhandeln, nicht auch noch ein sehr viel größeres und wichtigeres Problem besprechen? Deutschland hat doch offensichtlich den Krieg verloren. Warum versuchen Sie nicht, Gespräche über eine Kapitulation mit uns zu führen?" Ich erwiderte ihm: „Sie haben in Casablanca die bedingungslose Kapitulation festgelegt, das ist etwas, was für Hitler unannehmbar ist. Sie haben darüber hinaus festgelegt, daß die Kapitulation gleichzeitig nach dem Westen und nach dem Osten erfolgen muß. Auch das ist für Hitler unannehmbar. Wenn wir Deutschland in die Hand des Westens geben könnten, wäre es vielleicht noch eine andere Sache." Olsen, der mich bei diesem Gespräch sehr ruhig und fest angesehen hatte, antwortete mir ohne ein Zeichen besonderer Erregung: „Warum denn nicht? Selbstverständlich müßte das Abkommen den Namen ‚bedingungslose Kapitulation' tragen, aber ich kann Ihnen versichern, daß Roosevelt bereit sein würde, über jeden einzelnen Punkt dieser Kapitulation zu verhandeln. Sie können versichert sein, daß Roosevelt, der vielleicht eine Zeitlang anders gedacht hat, sich der Gefahren bewußt ist, die aus dem Osten kommen. Wir sind in den Krieg gezogen, um die Tyrannei überall zu beseitigen, nicht nur in Deutschland!"

Ich nahm diese Erklärung, wie man verstehen wird, mit fassungslosem Staunen entgegen und hielt es für das klügste, ganz zu schweigen. Ich überlegte mir, was ich antworten sollte, und war mir sofort darüber klar, daß ich hier sehr vorsichtig sein mußte, deshalb entgegnete ich ihm: „Ich freue mich über Ihre Erklärung, Mr. Olsen, aber Sie werden verstehen, daß ich keine Ermächtigung habe, hierüber zu sprechen. Ich habe den Auftrag, über die Judenfrage mit Ihnen zu verhandeln und vorzufühlen, wie Sie über Kapitulationsverhandlungen denken würden. Zu mehr bin ich nicht ermächtigt, und angesichts der Wichtigkeit der Sache bitte ich daher um Ihre Erlaubnis, in Berlin nachzufragen, ob ich mit Ihnen über dieses Thema sprechen darf."

Olsen erhob sich und sagte abschließend: „Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich erst noch einmal mit dem Präsidenten sprechen muß. Ich hege aber keinen Zweifel, daß er unserem Gespräch zustimmen wird und wir dann das Nähere besprechen können. Warten Sie so lange in Stockholm, es ist vielleicht auch besser, wenn ich Ihnen einen konkreten amerikanischen Vorschlag mitgebe."

Daraufhin verabschiedete sich Olsen von mir in einer sehr freundlichen Weise mit der Erklärung, daß er hoffe, mir in 8 Tagen spätestens endgültig Bescheid zukommen lassen zu können. Ich eilte die wenigen Schritte die Treppe hinunter und war wieder im Freien. Ich bin dann den langen Weg bis in die Stadt zurück trotz des Schneewetters zu Fuß gelaufen, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Über den „Erfolg" meiner Mission versuchte ich mir ein klares Bild zu machen. Ich hatte also feststellen wollen, ob es möglich wäre, einen Vertrag mit den Amerikanern über die Rettung der Juden zu schließen, um diese als Anknüpfungspunkt für weitere Gespräche zu benutzen, und weiter herauszufinden, ob es möglich wäre, eine einseitige Übergabe Deutschlands an die West-Alliierten herbeizuführen. Entsprach das Ergebnis diesen Aufträgen? Selbstverständlich hatte ich nicht in die Sache selbst einsteigen können, sondern mich auf Vorfühler beschränken müssen. Es schien mir aber klar zu sein, daß ich mit gutem Gewissen die gestellten Fragen beide mit „Ja" beantworten konnte.

Hier muß ich hinzufügen, daß dieses Glücken der ersten Fühler selbstverständlich nicht etwa bedeutete, daß ich sicher sein konnte, daß die deutschen Verhandlungen mit den westlichen Alliierten oder den Sowjets zu etwas Konkretem geführt haben würden. Was bei den sachlichen Besprechungen herausgekommen wäre, ist eine Frage, die man wohl besser unbeantwortet läßt, da das heute niemand mehr sagen kann und zweifellos alle beteiligten Parteien, so-

weit sie am Leben geblieben sind, höchst verschiedene Meinungen über diesen Punkt haben dürften. Es war jedenfalls eine Chance, die gegeben war, den Krieg abzukürzen und ihn zweieinhalb Monate, bevor das dann tatsächlich der Fall war, zu Ende zu bringen.

Am gleichen Abend ging ich noch in die Gesandtschaft und übermittelte Ribbentrop ein Telegramm, in dem ich um die Erlaubnis bat, ihm nunmehr persönlich Bericht erstatten zu dürfen. Die Gesandtschaft erhielt dann auch am nächsten Tag ein Telegramm, in dem mitgeteilt wurde, daß Herr Danckworth sofort nach Berlin kommen solle, während es in mein Belieben gestellt wäre, ob ich in einigen Tagen unauffällig folgen wollte.

Etwas später besuchte mich, trotz allem anscheinend unbeobachtet, noch einmal Herr Storch. Er war in beträchtlicher Erregung. Über den Schellenberg-Kreis hatte er angeblich Mitteilungen bekommen, daß Himmler sich nicht an sein Versprechen, die Juden zu retten, halten wolle. Er behauptete zu wissen, daß neue Massentötungen befohlen seien und daß auch das Lager in Bergen-Belsen nunmehr vernichtet werden sollte, um das letzte große Judenlager innerhalb Deutschlands zu beseitigen. Herr Storch war auf das höchste besorgt, daß ich abreisen wollte. Er fürchtete, daß die ganze Aktion verloren sei, da er auch von amerikanischer Seite zuverlässig gehört haben wollte, daß Eisenhower, der Oberkommandierende in Europa, sich eindeutig gegen eine einseitige Kapitulation ausgesprochen habe. Eisenhower, so erzählte mir Storch, habe Roosevelt erklärt, daß eine Übergabe Deutschlands an die West-Alliierten allein den sofortigen Krieg mit der Sowjet-Union bedeute. In diesem Fall wären die auf dem Kontinent befindlichen englischen und amerikanischen Truppen aber zu schwach, um den Sowjets entgegentreten zu können. Daher sei zu befürchten, daß durch eine einseitige Aktion Roosevelts ganz Europa in die Hände der Sowjets fallen würde.* Ich bemühte mich, Herrn Storch zu beruhigen und ihm auseinanderzusetzen, daß ich die Sowjets für sehr viel schwächer hielte als die West-Alliierten und daß ich hoffte, daß beide Nachrichten falsch wären. Sehr viel später habe ich festgestellt, daß die Nachricht über das Wiederaufleben der Judenvernichtung in Deutschland tatsächlich völlig falsch war. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß bei einem internen Gedankenaustausch zwischen dem amerikanischen Oberkommando und Roosevelt Eisenhower sich gegen die Annahme einer einseitigen Kapitulation ausgesprochen hat, weil er tatsächlich der Meinung war, die Russen seien den in Europa befindlichen Streitkräften des Westens weit überlegen. Ob dies unsere Verhandlungen mit den Amerikanern

* Die Mitteilungen Storchs stimmten tatsächlich, wie wir heute wissen.

tatsächlich endgültig zum Scheitern gebracht haben würde, muß aber dahingestellt bleiben. Die Wahrheit wird wohl nie ermittelt werden können. Immerhin machten mich die Mitteilungen Storchs überaus besorgt. Das Ganze zeigte mir, daß die Zeit mir zwischen den Fingern zerrann und daß, je länger gezögert wurde, die Aussichten für eine schnelle Beendigung des Krieges durch Verhandlungen in Schweden um so geringer wurden.

Eine verhängnisvolle Rolle bei den amerikanischen Erwägungen hat ganz zweifellos die Befürchtung gespielt, daß eine Kapitulation Deutschlands den sofortigen Bruch mit den Sowjets herbeiführen würde. Die Amerikaner sahen hierin einen teuflischen Schachzug Hitlerscher Strategie und glaubten, daß dieser die Absicht habe, sie in einen Krieg mit den Sowjets zu verwickeln*, mit den Sowjets, die sie in völlig naiver Weise als ihre Freunde, als Demokraten, als voller guten Willens und ähnliches ansahen. Die verhängnisvolle Rolle, die Hopkins, aber auch Stettinius gespielt haben, ließen – wie wir heute wissen – Roosevelt daran zweifeln, was er tun sollte. Ich persönlich bin überzeugt, daß Roosevelt geschwankt hat, wie er sich entscheiden sollte.

Die bessere Einsicht dürfte wohl auf deutscher Seite gewesen sein, denn die Argumentation Eisenhowers enthielt einen klaren Denkfehler: Was würde denn nach der Kapitulation Deutschlands Hitler die Spaltung der Alliierten noch genützt haben? Denn daß die Kapitulation seine Beseitigung zum Ziel haben würde und daß er mit dieser Kapitulation, auch nur nach dem Westen hin, Selbstmord beging, darüber war er sich durchaus klar. Nein, die Kapitulation nach dem Westen hätte den West-Alliierten genützt und ihnen den Vorteil der Überlegenheit erbracht, die es ihnen ermöglicht hätte, einen vernünftigen Frieden zu diktieren. Nicht Hitler war von Haß gegen den Bolschewismus verblendet, sondern es waren ganz andere Persönlichkeiten, wie dies Wallenberg ganz richtig gesagt hatte; es waren Roosevelt und Churchill, die von ihrem Haß gegen Deutschland so verblendet waren, daß sie darüber ihren eigenen Vorteil nicht erkannten.

Der Flug nach Berlin, den Herr Dankworth und ich zwei Tage später, am 10. März 1945, antraten, verlief fast ereignislos. Er verzögerte sich nur um einen vollen Tag, da schwere Bombenangriffe auf Berlin den Einflug nach Deutschland für volle 24 Stunden sperrten. Wir nahmen in Berlin, wie das üblich war, wieder im Hotel Adlon Wohnung, und am nächsten Tag, dem 13. März 1945, wurde ich gegen Mittag zu Ribbentrop gerufen.

* Siehe das Telegramm der Stockholmer US-Botschaft.

Er empfing mich in einem verdunkelten Zimmer, im Bett liegend, eine Brille mit dunklen Gläsern vor den Augen, sprach mit völlig erstorbener, kaum flüsternder Stimme, kurz, machte den Eindruck eines sterbenden Mannes. „Sie brauchen mir nicht zu berichten", so sagte er, „ich weiß, daß alles vergeblich war. Auch alle anderen Herren haben mir gesagt, daß es keine Möglichkeit gibt, mit den West-Alliierten zu irgendwelchen Gesprächen zu kommen. Man will Deutschland eben ganz vernichten und lehnt daher auch jede Gelegenheit zum Verhandeln ab, die deutsches Menschenleben sparen könnte. Die Schweden schwimmen offenbar vollständig im Lager der West-Alliierten und wünschen ebenfalls unseren Tod."

Ich hatte zwar schon des öfteren erlebt, daß Ribbentrop in Gesprächen mit anderen durch ein Übertreiben nach der einen oder anderen Richtung hin den Versuch gemacht hatte, sich eine besonders günstige Ausgangsposition für ein Gespräch zu schaffen. Durch dieses jedenfalls mir gegenüber völlig unangebrachte Manöver war ich aber doch verblüfft. Von seinem Adjutanten wußte ich ja, wie brennend er sich für jede Zeile meiner Berichte interessiert hatte, und daß zumindest das Herbestellen von Herrn Danckworth doch nur heißen konnte, daß er die Absicht hatte, meine Berichte im einzelnen zu überprüfen und sich von einem lokalen Sachverständigen nähere Erläuterungen geben zu lassen. Deswegen erwiderte ich ihm auch ungerührt: „Ich glaube nicht, Herr Minister, wenn Sie meine Berichte richtig gelesen haben, daß dies die Schlußfolgerung ist, die Sie aus ihnen ziehen können. Ich habe darüber hinaus die Absicht, Ihnen einiges mündlich zu berichten, was ich aus bestimmten Gründen dem Papier nicht anvertrauen wollte."

Und nun begann ich ihm auseinanderzusetzen, was mir meine Gesprächspartner im einzelnen gesagt hatten, wobei sich Ribbentrop sozusagen von Stunde zu Stunde belebte. Als sich unser Gespräch schließlich dem Ende näherte, war er wieder voller Feuer und Energie und ging, wie das meistens bei ihm der Fall war, in der Beurteilung der Möglichkeiten über die Gegebenheiten der Lage weit hinaus. Ich brauche kaum zu wiederholen, daß das Ergebnis meiner Besprechungen in Stockholm ohne Präjudizierung des Enderfolges doch ganz einfach das war, daß es technisch zwei Möglichkeiten gab, sowohl Gespräche nach dem Westen wie auch nach dem Osten zu eröffnen, eine Feststellung, bei der ich mich jedoch hütete, mich nach der einen oder anderen Seite festzulegen, weil dies die sofortige Folge gehabt haben würde, Ribbentrop zu veranlassen, sich für das Gegenteil der vertretenen Anschauungen zu erwärmen. Er war besonders interessiert an den Möglichkeiten, mit den Amerikanern zu sprechen, und be-

hauptete, er sei immer der Anschauung gewesen, daß Roosevelt sehr viel großherziger und großmütiger als Churchill wäre. Dann zeigte er vor allem an Jakob und Markus Wallenberg Interesse, wobei er nach Einzelheiten über die Tätigkeit des Bankhauses fragte, die ich nicht wissen konnte, so daß ich es für richtig hielt, auf Herrn Danckworth zu verweisen.

Spät in der Nacht erst entließ mich Ribbentrop wieder, wobei er mir für die Durchführung der Aktion sehr lebhaft dankte und mir versprach, in einigen Tagen wieder von sich hören zu lassen.

Am nächsten Tag wurde denn Herr Danckworth zu Ribbentrop bestellt, der die gewünschten Auskünfte gab und meine Darstellungen, soweit er dazu in der Lage war, bestätigte.

Drei volle Tage vergingen nun, bevor ich wieder zu Ribbentrop bestellt wurde, Wenn ich geglaubt hatte, nunmehr einen klaren Auftrag zur Fortführung der Besprechungen mit den Amerikanern zu erhalten, so hatte ich mich völlig getäuscht. Ich erhielt einen Auftrag, wie ich ihn mir überraschender und unerwarteter kaum vorstellen konnte. Dieser Szene entsinne ich mich noch wie heute.

Es war ein klarer Vormittag, die Sonne schien, Fliegerangriffe waren nicht zu erwarten, da schlechtestes Wetter in England herrschte, so daß man an diesem Vormittag relativ ruhig sein konnte. Das Zimmer war aufgeräumt, die Schäden der letzten Luftangriffe notdürftig repariert. Ribbentrop ging lebhaft im Zimmer auf und ab und erwartete mich sichtlich bereits voller Ungeduld. „Ich habe mir", so erklärte er mir, „Ihre Berichte und die Ergänzungen, die Sie inzwischen dazu gemacht haben, genauestens durch den Kopf gehen lassen und habe dann daraufhin zweimal mit dem Führer über das Ergebnis Ihrer Fühlungnahme gesprochen. Sie werden überrascht sein, aber wir sind – nun ja, Sie sind das gewiß gewöhnt, Sie haben das wohl nicht das erste Mal erlebt – zu einem anderen Ergebnis gekommen als Sie. Wir wollen Sie zu Madame Kollontai schicken, um mit den Russen Besprechungen aufzunehmen. Ich habe Ihre Instruktionen bereits ausgearbeitet, sie werden in wenigen Stunden fertig sein, ich schicke sie dann nochmals zum Führer hinüber. Das Flugzeug ist bereitgestellt, sie können entweder heute abend oder heute nacht noch nach Stockholm fliegen. Was sagen Sie dazu?"

Ich war so verblüfft, daß ich tatsächlich einige Minuten brauchte, ehe ich in der Lage war, irgendwie zusammenhängend auf diese Überraschung zu antworten. Die merkwürdigsten Gedanken schossen mir durch den Kopf. Sollte ich mich weigern, diesen Auftrag auszuführen? Ich hatte noch nie mit Russen verhandelt. Sosehr ich mir auch zutraute, die östliche Mentalität zu kennen, zumal mein

Vater Frau Kollontai von seiner dienstlichen Tätigkeit in Rußland her gekannt hatte, erschien mit das Ganze doch so grotesk, daß es mir einfach die Sprache verschlug. Ribbentrop, der offenbar eine freudige Zustimmung erwartet hatte, war sichtlich verärgert. Aber er begriff wohl, daß das Ganze für mich zu plötzlich kam. Daher sagte er ironisch: „Nun gut, wenn Sie wollen, dürfen Sie auch gleichzeitig mit Ihren geliebten Westlern verhandeln, nur darf es nicht offen geschehen. Vielleicht bringen Sie es fertig, zwei Eisen gleichzeitig im Feuer zu haben."

Ich habe ganz zweifellos auf diese Bemerkung Ribbentrops ein verblüfftes Gesicht gemacht, denn er sagte plötzlich sehr ärgerlich: „Nun ja, wenn Sie nicht wollen, ich kann ja schließlich auch andere schicken, die sich sämtliche Finger ablecken würden, einen derartigen Auftrag zu bekommen." Ich erwiderte ihm darauf endlich, daß ich den Auftrag für überaus schwierig hielte. Er dürfe es mir nicht verübeln, wenn ich mir zunächst einmal die Dinge durch den Kopf gehen lassen wollte, denn es sei doch vollkommen klar, daß ich erst einmal überlegen müßte, wie man denn einen derartigen Auftrag überhaupt durchführen könne. Den Auftrag erachtete ich für völlig undurchführbar, hielt es aber in diesem Augenblick für klüger, dies nicht zu sagen, und bat daher, mir das noch einmal einige Stunden überlegen zu dürfen. „Gut", sagte Ribbentrop, „sehen wir uns nach dem Mittagessen wieder, wir werden dann die Angelegenheiten gemeinsam mit Herrn Gauß und Herrn Danckworth besprechen." Damit war ich entlassen und das Gespräch beendet.

Als ich wieder außerhalb des Zimmers und im Korridor war, blieb ich zunächst wie gelähmt stehen, weil ich unschlüssig war, mit wem ich mich über die mir gestellte Aufgabe besprechen sollte. Dieser Sorge wurde ich aber enthoben, da wenige Minuten später einer der Adjutanten Ribbentrops auf mich zukam, um mir mitzuteilen, daß Hewel mich sprechen wolle, ich möchte hinüber in die Reichskanzlei kommen. Daraufhin versuchte ich die Reichskanzlei zu erreichen, aber ein überflüssiger Luftalarm – es passierte nichts – machte dies unmöglich. Als der Alarm vorbei war, war der Zeitpunkt für die neue Besprechung mit Ribbentrop gekommen.

Botschafter Gauß, Danckworth, Hilger und Ribbentrop waren bereits in eine lebhafte Unterhaltung vertieft, als ich am Nachmittag Ribbentrops Arbeitszimmer von neuem betrat. In der Hauptsache ging es um die Frage, wie man die Sowjets psychologisch beeindrucken könne, um den Erfolg eines Herantretens an sie möglichst sicher zu machen. Ribbentrop behandelte mich dabei ganz selbstverständlich als seinen designierten Unterhändler, ohne daß er mich

noch einmal gefragt hätte, ob ich denn überhaupt den Auftrag tatsächlich übernehmen wolle. Er unterrichtete mich davon, daß er die für mich bestimmte Sprachregelung Hitler erneut unterbreitet habe und in wenigen Stunden Hitlers Entscheidung erwarte. Hewel werde anrufen, sobald er einen Bescheid habe. Es komme nur darauf an, mir noch die letzten Eindrücke zu vermitteln, damit ich ja alles richtig mache. Hierauf wandte ich ein, ob es nicht zweckmäßiger und besser wäre, an meiner Stelle einen guten Kenner der Russen, z. B. den Gesandten Schnurre, nach Stockholm zu schicken, was Ribbentrop jedoch brüsk damit ablehnte, daß er erklärte, Schnurre sei zwar gut für Wirtschaftsverhandlungen, aber von Politik und Psychologie verstünde er nichts. (Ein Urteil, das ich keineswegs teilte.) Außerdem sei es viel zu auffällig, wenn man Herrn Schnurre nach Stockholm schicke.

Er begann dann mir zu explizieren, was in der Sprachregelung stünde. Da ich meine erste Stockholmer Sprachregelung ja selbst mit ihm verfaßt hatte, war ich über das Ergebnis der hier von Ribbentrop und Gauß verfaßten Anweisung mehr als verblüfft. Es war tatsächlich fast genau dasselbe, was wir für ein Herantreten an die Westmächte verfaßt hatten, allerdings nunmehr mit umgekehrten Folgerungen und umgekehrten Vorzeichen: die ungeheure Überlegenheit des Westens, seine Gefahr für die Russen, wieder der gleiche Schluß, daß man Deutschland als Gleichgewicht brauche, um den Frieden zu sichern, die Affinität des nationalsozialistischen und des bolschewistischen Systems, die Freundschaftsgefühle für Stalin, kurz, es war alles genau wie in der ersten Sprachregelung, nur in das Gegenteil, in das Prorussische verkehrt, wobei zu ersehen war, daß Ribbentrop diese Sprachregelung geradezu mit Genuß verfaßt hatte. Er geriet in eine freudige Stimmung, erzählte, wie großartig ihn Stalin aufgenommen habe, was für phantastische Kerle die Russen seien, wie leicht man sich mit ihnen verständigen könne, wie gerade und ehrlich sie wären – so gar keine Heuchelei und Verlogenheit wie bei den Angelsachsen –, kurz und gut, das alles hätte ein Botschafter Sowjet-Rußlands sprechen können, der die Aufgabe hatte, einen Nationalsozialisten zu überzeugen, daß Stalin ein Heiliger und die Bolschewisten die reinen Engel seien.

Aber das Gespräch zog sich immer mehr in die Länge, ohne daß eine Antwort kam. Um drei Uhr war ich in das Zimmer getreten, um acht Uhr abends war immer noch keine Antwort da. So war es schließlich ein Uhr morgens geworden, da ertönte das Telefon; tatsächlich, es war Hewel. Ribbentrop nahm ab und war innerhalb weniger Sekunden kreideweiß. Er sagte nur die Worte: „Bitte,

wiederholen Sie noch einmal", und schließlich „danke schön", um dann den Hörer wieder auf die Gabel zu legen.

Zu mir gewandt sagte er gefaßt, aber mit sichtlicher Bewegung in der Stimme: „Meine Herren, der Führer hat jede weitere Besprechung mit dem Ausland verboten. Ich danke Ihnen, Sie können gehen."

Kopfschüttelnd, wobei wir nicht wußten, an wessen Verstand wir zweifeln sollten, verließen wir das Zimmer des Ministers. Wir waren todmüde, völlig ausgehungert und ich auch seelisch am Ende meiner Kräfte. Wir begaben uns ins Hotel zurück.

Kaum war ich dort angelangt, erhielt ich einen Anruf, ich möchte noch einmal zu Herrn v. Ribbentrop kommen. Ich eilte also wieder zurück und wurde auch gleich in sein Zimmer geführt, wo er mir mit den Worten entgegentrat: „Kein Wort, kein Wort, Herr Hesse, dürfen Sie jemals zu jemandem sagen über das, was sich heute hier abgespielt hat. Ich versichere Ihnen, es ist die tiefste Enttäuschung meines Lebens. Was für einen Sinn hat es noch, daß ich weiter Außenminister spiele! Seit 1941 hat man mir jedes Gespräch mit dem Ausland verboten, und jetzt, wo alles zu Ende ist, wo sich noch einmal eine unerwartete Chance bietet, dem deutschen Volk wenigstens das Letzte zu ersparen, wird es einfach abgelehnt. Ich werde mich an die Front melden, da ich zu nichts mehr nutze bin. Sie können nichts dafür, daß die Dinge so gekommen sind. Ich danke Ihnen nochmals. Aber vergessen Sie nicht: Schweigen gegenüber jedermann!"

Erst am nächsten Tage gelang es mir, Hewel zu treffen und von ihm zu hören, was sich tatsächlich abgespielt hatte.

Ribbentrop hatte in der Mittagsunterredung Hitler dazu bewegen können, den Versuch zu machen, einer Fühlungnahme mit den Sowjets zuzustimmen, und hatte ihm die Sprachregleung zum genauen Studium dagelassen. Erst gegen Abend war Hitler aber dazu gekommen, die Sprachregelung noch einmal in Ruhe zu lesen. Nach der mir durch Hewel gemachten Schilderung zog sich Hitler mit der Sprachregelung in sein Zimmer zurück, las sie wieder und wieder und legte zwischendurch auf seinem Grammophon Wagner-Platten auf. „Isoldes Liebestod" und den „Feuerzauber" aus der Walküre habe er sich in fast pausenloser Wiederholung vorgespielt. Dabei sei er mit den Händen auf dem Rücken in seinem Zimmer auf und ab gegangen und wie in tiefen Gedanken versunken gewesen. Das sei so stundenlang weiter gegangen, bis er schließlich die Blätter genommen, sie zerrissen und auf den Boden geworfen habe und dann ihn, Hewel, habe kommen lassen. „Ich verbitte mir jede weitere Fühlungnahme mit dem Feind", habe er ihm gesagt. „Es hat alles

keinen Sinn. Wer jetzt noch mit dem Feind spricht, ist ein Verräter an der Idee. Wir fallen im Kampf gegen den Bolschewismus, aber wir verhandeln nicht mit ihm! Sagen Sie Ribbentrop, daß ich jede weitere Besprechung im Ausland unterbunden zu sehen wünsche. Gute Nacht!"

Ribbentrop ließ mich am nächsten Tag wiederkommen, um nunmehr auf die ursprünglichen Gedankengänge zurückzukommen, wonach er und Himmler zusammen doch noch allein den Versuch machen wollten, ohne den Führer, über dessen Kopf hinweg, nach dem Westen zu verhandeln. Allerdings war er von äußerstem Mißtrauen gegen Himmler erfüllt, fürchtete, daß dieser ihn durch Schellenberg ersetzen und ausbooten würde, sobald das Ziel erreicht sei. Auch glaubte er, daß Himmler ihn mit Bernadotte „betrogen" habe, wie er das ausdrückte. Kurz, er hegte abgrundtiefes Mißtrauen gegen jedermann.

Trotz dieser Launen war es mir möglich, in diesen Tagen noch einmal eine Rettungsaktion durchzusetzen, zu der mich Allan Vougt angeregt hatte. Vougt hatte mich gebeten, dafür Sorge zu tragen, daß seine alten Freunde Léon Blum, Herriot und Vincent Auriol unter allen Umständen den Alliierten sicher übergeben würden. Eine Bitte, die ich Ribbentrop vortrug und die dieser sofort benutzte, um sich eine diesbezügliche Zusage von Himmler geben zu lassen. Es dauerte tatsächlich nur wenige Stunden, bis wir die Versicherung in der Hand hatten, daß diese und eine Reihe anderer Persönlichkeiten noch lebten und man dafür Sorge tragen würde, daß die prominenten Politiker des Auslands dem Sieger heil übergeben würden. Aber das war das Letzte, was ich erreichte, denn nun ereignete sich etwas, was meiner Karriere ein Ende machte.

Sei es nun, daß wie ich allen Anlaß habe anzunehmen, ein Verräter aus der näheren Umgebung Ribbentrops über die Absichten, mit den Russen in Verbindung zu treten, den Westen informiert hat (Ribbentrop sandte tatsächlich den Gesandten Sch. nach Schweden), oder sei es, daß die Tatsache, daß ich nicht verabredungsgemäß nach Stockholm zurückgekehrt war, die Vermutung im Feindlager hatte aufkommen lassen, daß ich nach einer anderen Seite spielte, kurz und gut, Arvid Fredborg enthüllte in der schwedischen Presse die Tatsache meiner Mission, nachdem der englische Rundfunk darüber berichtet hatte.

Als die ersten Nachrichten mit den Enthüllungen über meine Mission in Berlin eintrafen, war Ribbentrop wie vom Donner gerührt. Er ließ mich sofort kommen und hielt mir vor, daß ich unzuverlässigen Personen gegenüber geredet hätte und daß dadurch unsere Versuche an das Tageslicht gekommen wären. Ein Bericht der Ge-

sandtschaft in Stockholm stellte fest, daß die Nachrichten von Arvid Fredborg, dem Schwiegersohn Allan Vougts, ausgegangen wären – eine Nachricht, die mir durchaus plausibel und richtig erschien, wenn dabei natürlich auch eines aufzuklären war: warum hatten Vougt und Fredborg zehn Tage nach meiner Abreise geschwiegen, bevor sie die Nachrichten in die Welt setzten? Meiner Ansicht nach gab es hierfür nur eine Erklärung: Es lag eine offizielle Einwirkung von britischer Seite vor, die so lange hielt, als die Wahrscheinlichkeit meiner Rückkehr gegeben war. Erst nachdem London zuverlässig in Berlin erfahren hatte, daß ich nicht wiederkommen würde, gab man mich preis, um sicherzustellen, daß ich nicht etwa nach der russischen Seite hin würde verhandeln können.

Natürlich gibt es auch noch eine andere Erklärung, die mir aus Erlebnissen der Nachkriegszeit durchaus plausibel erscheint. Wenn man die Memoiren, die inzwischen erschienen sind, durchsieht, so ergibt sich daraus, daß interessanterweise in dem Dreieck England-Amerika-Sowjet-Rußland die beiden Großen, nämlich sowohl die Amerikaner wie auch die Russen, immer wieder bereit gewesen sind, Kapitulationsbestimmungen zu modulieren und doch eine Formel zu finden, die separate Verhandlungen mit Deutschland gestattet hätte. Diejenigen, die konsequent dagegen blieben, waren immer die Engländer. Churchill und Eden waren es, die auf der bedingungslosen Kapitulation bestanden (obwohl sie ursprünglich gegen diese Formel gesprochen hatten), weil sie sahen, daß dies das einzige war, was die alliierte Front völlig zusammenhielt. Und sie wünschten eben, diese Front bis zur völligen Vernichtung Deutschlands zusammenzuhalten. Deswegen hat man wohl auch in London, wie man mir später erzählte, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als die Amerikaner und die Russen sich mit mir in Verbindung setzten, und aus diesem Grund bewußt durch eine Indiskretion in dem Augenblick, in dem sicher war, daß Eisenhower diesen Verhandlungen entgegenstand, die Chance für alle weiteren Besprechungen zerstört. Es war also nicht eine „Indiskretion“, sondern es handelte sich um einen bewußten politischen Akt, der zugleich die Antwort an Hitlers Adresse enthielt: „Mit dir verhandeln wir nicht!“

Während meiner Stockholmer Verhandlungen setzte sich auch eine andere deutsche Gruppe, geleitet von dem Botschafter Rahn und dem Obergruppenführer Wolff, mit den Amerikanern in Verbindung, um eine Kapitulation der Südarmee zu bewerkstelligen. Diese Verhandlungen brachten es mit sich, daß der Obergruppenführer Wolff am 16. März in der Schweiz sich mit einem Beauftragten des amerikanischen Geheimdienstleiters Allan Dulles traf, mit dem er die

Frage der Kapitulation der Südarmee, d. h. also der Armee Kesselring, erörterte. Zu diesen Verhandlungen hat sich Obergruppenführer Wolff meines Wissens die ausdrückliche Zustimmung Himmlers geben lassen. Der Botschafter Hewel ließ mir während meiner Anwesenheit in Berlin einen entsprechenden Bescheid zukommen, aus dem seinerzeit für mich nicht hervorging, ob Wolff persönlich in Berlin war oder lediglich telefonisch mit Hewel oder Himmler gesprochen hat. Angesichts des „Erfolges" meiner Stockholmer Mission, so berichtete mir Hewel weiter, habe Himmler einer Fortsetzung dieser Fühlungnahme mit den Amerikanern zugestimmt. Es ist bekannt, daß fast vier Wochen später, nämlich am 19. April, auf Grund dieser ersten Fühlungnahme tatsächlich die Kapitulation der Südarmee erfolgte. Dadurch verlor Hitler das Alpenreduit, seine letzte Zufluchtsstätte. Er wurde durch diese Kapitulation gezwungen, in Berlin seinem Leben selbst das Ende zu setzen.

Die Mitteilungen über meine Stockholmer Verhandlungen schlugen zweifellos in Moskau wie eine Bombe ein. Sie gaben Stalin zu seinem Telegramm an Roosevelt Anlaß, in dem er auf die schärfste weise gegen diese Sonderverhandlungen protestierte.* Mir ist nicht genau bekannt, inwieweit erst dieses Stalinsche Telegramm Roosevelt über die Verhandlungen, welche in Europa – mit mir in Stockholm oder mit dem Obergruppenführer Wolff in der Schweiz – geführt worden waren, in Kenntnis gesetzt hat. Ich habe aber Grund anzunehmen, daß ich nicht belogen worden bin, wenn mir mitgeteilt wurde, daß Roosevelt bereit war, über den von mir eröffneten Kanal zu verhandeln, der den Sowjets damals ganz zweifellos nicht bekannt gewesen sein kann.

Wenn ich mich in die Lage Roosevelts versetze, so kann ich aber sehr wohl verstehen, daß das, was mir Gilel Storch eingeschärft und was Ivar Olsen wiederholt hatte, richtig war: daß jedes Bekanntwerden deutsch-amerikanischer Verhandlungen bei den Sowjets Roosevelt zwingen würde, die Verhandlungen nicht nur zu dementieren, sondern auch abzubrechen. Nur der vollendete Abschluß einer Kapitulation Deutschlands nach der Westseite hin hätte es Roosevelt ermöglicht, diese Tatsache vor der Weltmeinung zu vertreten.

Hitler selbst nahm die Nachrichten, die ihm hierüber vorgelegt wurden, sehr ruhig auf. Er äußerte sich nur: „Ja, ich kann das ver-

---

* Das Telegramm Stalins richtete sich offiziell nur gegen die mit Obergruppenführer Wolff gepflogenen Verhandlungen. Nach dem ganzen Tenor richtete es sich aber gegen Sonderverhandlungen überhaupt, die jedoch im einzelnen nicht zitiert werden. Ich halte es daher für möglich, daß vielleicht auch meine Verhandlungen in Stockholm mit diesem Telegramm gemeint waren, aber nicht genannt wurden, weil ja Stalin wegen des Fühlers der Kollontai auch kein ganz reines Gewissen hatte.

stehen, daß man sich bei so einem Geschäft die Finger verbrennt. Die Kanaillen meinen natürlich nicht den Hesse, sondern sie meinen mich, wenn sie derartig über ihn herziehen. Das zeigt nur, daß ich die Dinge richtig beurteilt habe und daß es für uns kein Verhandeln mit dem Feind geben kann."

In um so größerer Wut befand sich Ribbentrop. Eine ganze Woche lang ließ er mich nun Abend für Abend kommen, um mich in stets sich steigernder Wut zu beschimpfen und andererseits den Versuch zu machen, mit mir doch noch einen Ausweg aus der Lage zu finden. Sein Redeschwall war dabei nicht mehr zusammenhängend. Eine stenographische Wiedergabe seiner Äußerungen würde ergeben haben, daß er nicht mehr klar zu denken vermochte und daß er nur noch emotionell reagierte. Ich erhob mich daher auf seine Mitteilung hin, daß ich entlassen sei und unter Hausarrest stehe, verneigte mich steif und warf die Tür hinter mir ins Schloß. Das war die letzte Unterredung, die ich mit Ribbentrop hatte.

Der diensttuende Adjutant des nächsten Tages teilte mir mit, daß ich die Angelegenheit mit dem Hausarrest nicht ernst zu nehmen brauche. Ribbentrop habe zwar tatsächlich meine Entlassung verfügt, und ich täte klug daran, mich in den nächsten Tagen nicht in der Wilhelmstraße blicken zu lassen. Im übrigen könnte ich mich aber frei bewegen. Der stellvertretende Personalchef des Auswärtigen Amtes, ein alter Freund von London her, Herr v. Marschall, bat mich, am nächsten Tag zu ihm zu kommen, und fragte mich, ob ich noch irgendwelche Wünsche in bezug auf meine Verabschiedung habe. Er wolle im übrigen versuchen, die Angelegenheit wieder ins reine zu bringen – wozu es jedoch nicht mehr kam.

Dagegen erhielt ich am Nachmittag einen sehr merkwürdigen Besuch. Einer der Adjutanten Himmlers, dessen Name mir entfallen ist und den ich im übrigen vorher nicht gekannt hatte, erschien mit der entsprechenden Legitimation bei mir und erklärte mir, der Reichsführer wolle volle Aufklärung über meine Stockholmer Mission. Ob ich bereit sei, diese zu geben. Er werde im übrigen dafür sorgen, daß mir nichts geschähe. So eigentümlich mich diese Zusicherung berührte, so wenig war ich gewillt, nun einfach alles begraben sein zu lassen. Ich hielt es daher für richtig, alle gewünschten Informationen über die Stockholmer Besprechungen auf diesem Weg Himmler zugänglich zu machen. Sein Bote machte mir daraufhin einige Mitteilungen, die mich unter anderen Umständen überaus erstaunt haben würden. Er versicherte mir, daß Himmler das baldige Ableben Hitlers erwarte und daß er nur mit Rücksicht darauf, daß dieser wohl sehr bald an seinen Gehirnblutungen sterben werde, von

einer Aktion zu seiner Beseitigung abgesehen habe. Im übrigen sei er seit Jahren davon überzeugt gewesen, daß Hitler nicht mehr voll Herr seiner Sinne gewesen wäre, nur habe ihn sein Treueschwur davon abgehalten, gegen ihn zu handeln. Schließlich könne Himmler nicht „den Führer" beseitigen, das ginge schon um des Grundsatzes der SS „Treue ist das Mark der Ehre" willen nicht. Daher habe er immer gehofft, daß Hitler eines Tages eines natürlichen Todes an seiner Krankheit sterben werde. Jetzt aber sei er entschlossen zu handeln, da es darauf ankomme, wenigstens die Substanz des deutschen Volkes zu erhalten.

Enthüllungen, die Jahre später gemacht worden sind, haben in der Tat ergeben, daß Himmler sich in diesen letzten Tagen mit dem Gedanken getragen hat, Hitler abzusetzen oder selbst die Führung der Kapitulationsverhandlungen in die Hand zu nehmen. Sein zweites Gespräch mit dem Grafen Bernadotte diente ja wohl kaum einem anderen Zweck, als einen solchen Schritt durchzuführen oder vorzubereiten. In voller Verkennung der Lage hat er auch nach dem Tod Hitlers den Versuch gemacht, sich als dessen Nachfolger aufzuspielen und im Kabinett Dönitz mitzuwirken. Daß Hitler in seinem Testament ihn und Ribbentrop abgesetzt hat, kann ich als bekannt voraussetzen. Der Zusammenhang, wie es hierzu gekommen ist, wird wohl durch meine Darstellung gegeben.

Ich hatte inzwischen, nachdem ich endgültig festgestellt hatte, daß ich aus dem Auswärtigen Amt ausscheiden mußte, den Versuch gemacht, in meinen alten Beruf als Journalist zurückzukehren und hoffte, daß es mir möglich sein würde, entweder nach Dänemark oder nach Schweden entsandt zu werden, da sich hierfür gewisse Möglichkeiten im Rahmen der Tätigkeit des DNB boten. Da ich sichergehen wollte, daß mir bei der Ausreise keine Schwierigkeiten gemacht würden, suchte ich Dr. Dietrich auf, um mir seine Genehmigung geben zu lassen.

So kam ich noch einmal in die Reichskanzlei.

Das Bild der Verwüstung, das die alte Reichskanzlei bot, war entsetzlich. Der Garten war mit Bombentrichtern übersät, die Bäume zersplittert und nur der Nußbaum, den noch Bismarck gepflanzt hatte, stand aufrecht, obwohl die eine Hälfte durch Bombensplitter abgeschlagen war. In der Halle des Gartens auf und ab gehend, setzte ich Dr. Dietrich auch die Ergebnisse meiner Stockholmer Mission auseinander.

Dietrich war sehr nachdenklich. „Ich glaube, daß Sie recht gehabt haben", sagte er und verabschiedete sich von mir mit der Bemerkung, daß er sehen wolle, was er für mich tun könne.

Als ich den Gebäudekomplex durch die Eingangshalle der Reichskanzlei wieder verlassen wollte, riefen die dortstehenden SS-Wachen plötzlich laut:

„Achtung, der Führer kommt!"

Und so sah ich zum letzten Mal in meinem Leben Adolf Hitler durch die Räume der Reichskanzlei wanken. Am Stock, zitternd an Händen und Füßen, vornübergebeugt, mit aufgedunsenem Gesicht, hervorquellenden Augen und verwüsteten Zügen wankte der Führer vor mir durch den Saal wie ein Gespenst – ein unwirklicher, ein unvergeßlicher, tief erschütternder Anblick.

Diese Begegnung beeindruckte mich so tief, daß ich mich abends allein auf mein Zimmer zurückzog, um hier einmal über die Dinge und die weiteren Möglichkeiten nachzudenken. Aber das Telefon klingelte. Ich möchte sofort zu Ribbentrop kommen.

Als ich im Büro des Adjutanten erschien, machte mir dieser die Mitteilung, daß Ribbentrop den Befehl gegeben habe, daß ich mit einer weiteren Anzahl der Herren seines Stabes mich im Sonderzug noch heute abend nach Fuschl begeben solle, wo weitere Befehle auf mich warten würden. Es bestünde die Absicht, im Alpen-Reduit noch einmal einen Stab zusammenzustellen, der für den letzten Kampf zur Verfügung stehen solle. Es sei ihm gelungen, durchzusetzen, daß ich auch dabei sein dürfe. Ich solle mich sofort fertig machen.

In diesem Augenblick stürzte der Gesandte Schmidt-Presse in hellster Aufregung in das Zimmer. Er hatte eine große Nachricht: „Roosevelt ist tot! Wir haben die Nachricht soeben aufgefangen. Ribbentrop muß sofort informiert werden."

In der Tat betrat Ribbentrop wenige Minuten später das Zimmer und verlangte vom Apparat des Adjutanten aus die Reichskanzlei zu sprechen, da sein eigener Apparat von den letzten Luftangriffen her zerschlagen und sein Arbeitszimmer unbrauchbar geworden war. Ihm wurde daraufhin mitgeteilt, er möge sich sofort hinüberbegeben, da ihn der Führer erwarte.

In der Meldung über den Tod Roosevelts war zugleich die Mitteilung enthalten, daß Harry S. Truman nunmehr Präsident der Vereinigten Staaten war. Aber wer war Harry S. Truman? Niemand wußte es. Die Tatsache, daß er zum Vizepräsidenten gewählt worden sei, war bei uns überhaupt nicht beachtet worden, und keiner der Herren des Ministerbüros wußte etwas über ihn. Mir allein von den Anwesenden war bekannt, daß Roosevelt Wallace als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft ausgeschaltet hatte, weil ihm dieser eine zu selbständige Persönlichkeit war. Ich schloß daraus, daß Truman ein

treuer Anhänger des Präsidenten sei und in die Fußstapfen der Rooseveltschen Politik treten werde. Ribbentrop, der so tat, als ob er mich nicht kenne und meine Worte nicht gehört hätte, nahm die Mitteilung jedoch mit sichtlichem Interesse entgegen und sagte: „Das hätte ich mir denken können!" Dann begab er sich in den sogenannten Führerbunker.

Bereits nach einer halben Stunde war er wieder zurück. „Der Führer", so erklärte er uns, „ist mit den Beinen nicht mehr auf der Erde. Er schwebt irgendwo im Himmel. Goebbels, diese Kanaille, hat ihm eingeredet, daß der Tod Roosevelts die große Wende sei, daß nunmehr, ähnlich wie bei Friedrich dem Großen der Tod der Kaiserin Elisabeth in seinen dunkelsten Stunden die große Wende des 7jährigen Krieges herbeigeführt habe, auch seine Sternenstunde gekommen sei. Was für ein Unsinn und was für ein Verbrechen! Wo soll denn noch bei uns eine Wende kommen?" Er verließ das Zimmer und ließ uns allein zurück.

Zwei schwere Bombenangriffe verhinderten unsere programmmäßige Abreise von Berlin. Erst lange nach Mitternacht brachte ein Sonderomnibus, der die ganze Zeit im Hofe des Ribbentropschen Palais gewartet hatte, uns nach Zossen hinaus, wo der Sonderzug auf uns wartete. Als ich den Zug gegen 4 Uhr morgens erreichte, war ich nur noch müde. Das Rollen der Räder und das Donnern der russischen Kanonen weckten mich am nächsten Morgen. Aber der Sonderzug rollte. Er rollte hinaus aus dem zum Untergang verurteilten Berlin, durch die Tschechoslowakei über Pilsen und Eisenstein nach Hallein, wo wir drei Tage später wie durch ein Wunder unbeschädigt ankamen, so daß die Amerikaner uns zehn Tage später in Fuschl gefangennehmen konnten.

Namensregister

Die Namen Neville Chamberlain, Adolf Hitler und Joachim v. Ribbentrop wurden im Register ausgespart, da sie nahezu auf jeder Seite wiederkehren.

Abetz, Otto 197, 198, 215, 216, 217, 222, 226, 253, 254, 255, 256, 274
Achilles 188
Amery, John 11, 141
Aschmann 20
Ashton-Gwatkin 106
Astachoff, Georg 166, 281
Attolico 171
Auriol, Vincent 338

Baldwin, Lord Stanley 21, 33, 34, 37, 40, 44, 45, 47, 62, 66, 67, 107, 111
Baruch, Bernhard M. 54, 71
Beck, Josef 133
Beck, Ludwig 16, 96, 211, 285
Benesch, Eduard 87, 104, 107, 108, 113, 126
Berber, Friedrich 219, 221
Bernadotte, Graf Folke 299, 300, 338, 342
Berndt, Alfred Ingemar 18, 28, 179, 180, 193
Best, Werner Karl 315, 316
Bevin, Ernest 23, 80, 184, 316, 324, 325
Biddle, Anthony 133, 140
Bismarck, Fürst Otto von 28, 104, 342
Bismarck, Herbert von 43, 47
Blomberg, Werner von 16, 35
Blum, León 69, 338
Böhmer, Karl 192
Böttiger 58, 60
Bonnet, Georges 112, 113
Boris III., König von Bulgarien 258, 281
Bormann, Martin 289, 290, 297
Brauchitsch, Walter von 81, 82, 207
Brecht 322
Brücklmeier 164, 189, 284
Bülow, Bernhard Wilhelm von 16, 22, 23, 30, 35, 36, 39, 43, 51, 86, 210
Bullit, William C. 141
Burckhardt, Carl J. 221, 244

Cadogan, Sir Alexander 82, 111, 182
Canaris, Walter Wilhelm 209, 211, 219, 268
Canterbury, Erzbischof von (Dr. Lang) 311
Chamberlain, Joseph 68
Churchill, Winston S. 14, 21, 23, 24, 41, 45, 48, 50, 51, 52, 53, 54, 60, 61, 62, 69, 71, 73, 80, 122, 141, 148, 167, 184, 212, 213, 214, 215, 232, 233, 234, 243, 245, 252, 264, 269, 287, 305, 311, 314, 315, 318, 319, 324, 332, 334, 339
Ciano, Graf Galeazzo 61, 120, 158, 163, 164, 166, 186, 221, 249, 250, 275, 280
Cicero (Bazna Elyeza) 292
Clive, Lord Sidney 121, 122
Cohen, Sir Sigfried Waley 56
Convell-Evans 68, 94, 115, 116, 260
Cooper, Alfred Duff 41, 66, 69, 72, 81, 146
Coulondre, Robert 172
Crowe, Sir Eyre 15

Dahlerus, Birger 182, 189, 190
Daladier, Edouard 41, 110, 112, 113, 117, 126, 140, 186, 189
Danckworth 317, 318, 319, 320, 321, 326, 327, 331, 332, 333, 334, 335
Danckworts, C. 25
Davis, Lord 23
Derby, Lord 41, 60, 72
Dickson, James 315, 320, 321
Dietrich, Otto 10, 116, 125, 127, 128, 172, 173, 174, 342
Dirksen, Herbert von 86, 98, 99, 102, 115, 129, 135, 136, 137, 143, 150, 152, 153, 154, 155, 157, 163
Dönitz, Karl 238, 342
Dollfuß, Engelbert 205
Duckwitz 316
Dufour-Feronce 22
Dulles, Allan Welsh 13, 323, 339

Eden, Sir Anthony 34, 37, 38, 40, 47, 61, 66, 67, 69, 70, 71, 72, 79, 80, 81, 89, 111, 122, 141, 339
Eduard VIII., König von England 42, 43, 44, 45, 61
Eisenhower, Dwight D. 331, 332, 339
Elisabeth, Kaiserin von Österreich 344

Fellgiebel 285
Flandin, Pierre Etienne 37, 38, 40, 41, 45
Franco, Francisco 55, 69, 242, 243
Francois-Poncet, André 17
Fredborg, Arvid 325, 338, 339
Friedrich der Große, König von Preußen 344
Fritsch, Werner Frhr. von 35
Fromm 286

Gamelin, Maurice Gustave 91, 109, 186
Garvin, J. L. 74
Gauß, Friedrich Wilhelm 156, 157, 222, 226, 335, 336
Geldern, von 313
Georg V., König von England 28, 37
Georg VI., König von England 65
Geyr von Schweppenburg, Frhr. Leo 42
Goebbels, Josef 9, 18, 19, 60, 101, 125, 126, 127, 128, 150, 156, 173, 174, 191, 192, 193, 195, 204, 216, 217, 222, 235, 243, 297, 344
Goerdeler, Karl Friedrich 211
Göring, Hermann 55, 84, 89, 101, 130, 142, 144, 174, 175, 189, 190, 229, 230, 234, 237, 238, 240, 264, 290
Grandi, Graf Dino 61, 85, 117
Graßmann 318, 323, 325
Guderian 213
Gunther, John 81
Gutmann, Herbert 315

Habicht, Theo 205
Haefften, von 285
Halder, Franz 196, 207
Halifax, Viscount Edward 77, 79, 88, 89, 91, 95, 102, 109, 120, 122, 124, 135, 137, 138, 139, 141, 148, 153
Hamilton, Herzog von 244, 245
Haushofer, Albrecht 57, 73, 92, 101, 103, 129, 132, 203, 206, 207, 208, 244
Haushofer, Karl 57
Henderson, Sir Neville 93, 94, 95, 97, 98, 99, 109, 143, 178, 189, 190
Henlein, Konrad 87
Herriot 338
Heß, Rudolf 39, 50, 132, 173, 174, 175, 244, 245, 246
Hewel, Walter 10, 11, 77, 92, 101, 119, 132, 156, 157, 158, 165, 174, 175, 176, 177, 180, 181, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 207, 208, 209, 210, 214, 215, 223, 226, 227, 228, 229, 231, 233, 235, 240, 247, 248, 249, 257, 263, 271, 272, 276, 280, 290, 313, 335, 336, 337, 340
Heydrich, Reinhard 297
Heye, Wilhelm 262
Hilger, Gustav 248, 249, 283, 293, 335
Himmler, Heinrich 244, 245, 246, 254, 297, 300, 313, 314, 316, 322, 323, 328, 331, 338, 340, 341, 342
Hoare, Sir Samuel (Viscount Templewood) 26, 27, 29, 30, 32, 33, 34, 35, 66, 139, 314
Hoesch, Leopold von 21, 22, 23, 24, 30, 34, 42, 43, 44, 45, 46, 303
Hohenlohe, Prinzessin von 102
Hopkins 332
Hore-Belisha, Leslie 139, 147
Hoßbach, Friedrich 81, 86
Hudson 143, 144, 163

Inskip, Sir Thomas 139

Jaeckh 23
Jeschonek 236, 265
Jones, Sir Roderick 22, 120, 173

Kaltenbrunner, Ernst 313, 322
Keitel, Wilhelm 96, 97, 180, 196, 217, 225, 290
Kemsley, Lord James 72
Kennedy, Joseph P. 80

Keppler, Wilhelm 39, 56
Kesselring 340
Kleist, Peter 271, 315, 321
Knatchbull-Hugessen 293
Knickerbocker 81
Koch, Erich 224
Kollontay, Alexandra Mme. 327, 334, 335, 340
Kordt, Theodor 13, 76, 77, 86, 98, 99, 115, 116, 118, 119, 121, 136, 137, 143, 150, 152, 154, 155, 174, 176, 180, 182, 188, 190
Krauel 219

Laval, Pierre 31, 34, 35, 215, 275
Leeper, Rex 20, 27, 260
Lehndorf-Steinort, Gräfin von 284
Lersner, Frhr. von 291, 293
Ley, Robert 19
Lindbergh, Charles 109
Liss 207
Litwinow, Maxim 113
Lloyd George, David 33, 34, 40, 161
Londonderry, Lord Charles St. 60, 72
Lorenz 224
Lorraine, Sir Percy 186
Lothian, Lord 40, 72
Ludwig XIV., König von Frankreich 48, 50
Luther 226, 227, 228

MacFarlane 94, 96
Maillaud, Pierre 47, 91, 113, 141, 195
Mallet, Sir Victor 321
Marlborough, John Churchill, Herzog 48
Marschall, von 341
Mary, Königin von England 43
Masaryk, Thomas 126
Matsuoka, Josuke 250, 251, 252
McDonald 21, 66, 111
Mezny 13
Moellhausen, von 314
Molotow, Wjatscheslaw 166, 222, 247
Moltke, Graf von 133, 261
Morell 276
Mount-Temple, Lord 61
Mussolini, Benito 31, 32, 34, 35, 55, 69, 70, 71, 82, 85, 117, 118, 119, 158, 163, 164, 171, 173, 177, 182, 186, 189, 221, 249, 250, 274, 275, 281, 287, 289

Napoleon I., Kaiser von Frankreich 48, 187, 196, 258
Neurath, Konstantin, Frhr. von 9, 35, 39, 46, 53, 78, 79, 82, 100
Norten, Sir Clifford John 230

Olsen, Ivar 323, 325, 326, 328, 329, 330, 340
Oshima, Hiroshi 259, 262, 273, 281, 282, 289
Oster, Hans 285

Papen, Frhr. Franz von 291, 292
Paul, Prinzregent von Jugoslawien 247
Paul, Abg. SPD 324, 325
Paulus, Friedrich 264, 265
Perth, Lord 120
Pétain, Henri Philippe 215, 275
Philipp II., König von Spanien 48
Phipps, Sir Eric 186
Potemkin 166
Price, Ward 17
Pückler, Graf von 125

Quisling, Vidkun 208, 209

Raeder, Erich 230, 238, 239
Rahn, Rudolf 339
Rau 116
Raumer, von 76
Rauschning, Hermann 73
Ribbentrop, Bettina von 75
Richatson-Hat 22, 42, 62, 175, 176
Röhm, Ernst 17
Rommel, Erwin 243, 259, 286
Roosevelt, Franklin D. 14, 54, 71, 79, 80, 106, 133, 139, 144, 160, 184, 260, 261, 269, 280, 287, 297, 301, 305, 311, 314, 315, 318, 319, 322, 326, 328, 329, 331, 332, 334, 340, 343, 344
Rosenberg, Alfred 208
Rothermere, Lord 60, 72, 102
Rothschild, Baronin 175
Runciman, Lord Walter 106, 107, 108, 109, 112

Rundstedt, von 207, 230
Rydz-Smigly, Eduard 146

Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog Karl Eduard von 28, 30
Sandys, Duncan 52
Sarraut 40
Sauerwein, Jules 17
Schellenberg, Walter 297, 320, 322, 331, 338
Schmidt, B. 236
Schmidt, Paul Otto 13, 172, 178, 189, 204
Schmidt-Presse 343
Schmieden, Werner von 312, 313
Schnurre 336
Schulenburg, Graf Friedrich Werner von der 155, 156, 224, 248, 249, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 288, 289
Schuschnigg, Kurt von 82, 84
Selassie, Haile, Kaiser von Äthiopien 31
Selzam, Eduard von 121
Seyß-Inquart, Arthur 82
Shyrer 81
Simon, Sir John 23, 139, 293, 294, 297
Simpson, Wally, Herzogin von Windsor 43, 45, 61, 62
Sinclair, Sir Archibald 23, 33, 41
Speer, Albert 229, 265, 278
Stalin, Josef W. 48, 165, 166, 167, 172, 204, 224, 258, 266, 267, 268, 282, 283, 284, 285, 286, 289, 297, 302, 306, 319, 326, 327, 336, 340
Stauffenberg, Graf Claus von 284, 285, 286
Steed, Wickham 23
Stettinius 332
Steward, George 20, 21, 52, 56, 61, 62, 68, 79, 93, 98, 99, 112, 118, 122, 123, 142, 150, 173, 182, 183, 187, 188, 260
Storch, Gilel 315, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 328, 331, 332, 340
Strang, Lord William 111
Stresemann, Gustav 21
Studnitz, von 125
Stülpnagel, von 286
Swinton, Lord 42

Tabouis, Mme. 34
Thomsen 317, 319, 320, 326, 327
Tiso, Josef 134
Torner 317
Trott zu Solz, Adam von 289, 314, 315
Truman, Harry S. 343
Tuchatschewski, Michail N. 47

Ustinow, Jonah von 9, 14, 22

Vansittart, Lord Robert 13, 22, 23, 72, 79, 111, 230, 324
Victoria, Königin von England 28
Voigt 74
Vougt, Allan 316, 317, 318, 323, 324, 325, 338, 339
Vuillemin 108

Wagner 285, 286
Wales, Prinz von 28
Wallace 343
Wallenberg, Jakob 315, 317, 318, 319, 324, 325, 326, 327, 334
Wallenberg, Markus 314, 315, 327, 334
Waßner, Erwin 25, 26, 42
Weizsäcker, Ernst Frhr. von 11, 13, 77, 86, 94, 96, 100, 118, 129, 210, 211, 212, 312
Welles, Sumner 71, 261, 291
Wenninger 191
Wiedemann, Fritz 102
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 48, 50
William III., König von England 48
Wilson, Sir Horace John 111, 112, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 122, 123, 124, 130, 131, 142, 143, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 161, 163, 167, 168, 169, 170, 171, 173, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 192, 193, 194, 196, 212, 260, 303
Woermann, Ernst 57, 76
Wohlthat, Helmut 56, 142, 143, 144, 145, 150, 151, 152, 155, 163, 168
Wolff, Karl 339, 340

Zwetkowitsch 247, 248

4) Das grosse Bündnisangebot der Engländer, das ich selbst 6 Wochen vor Ausbruch des Krieges dem Herrn Reichsaussenminister nach Salzburg brachte, 3½ Milliarden Kredit, dauernde Koalition, aber Bindung Deutschlands an die Zustimmung der Engländer für jede aussenpolitische Aktion grösseren Stiles, bedeutete in den Augen der Engländer den letzten Schritt zur Versöhnung und den Versuch, den Führer zu bewegen, Kooperation, Völkerbund und Achtung der internationalen Verträge auf friedlichem Wege zu bringen. Die Ablehnung, die ich damals überbrachte, beantwortete Sir Horace Wilson

Aus einem Bericht von Dr. Hesse an Ribbentrop. Unterstreichungen und Fragezeichen von Ribbentrop. Der Bericht ist auf der Führer-Schreibmaschine geschrieben, die besonders große Typen aufwies, damit Hitler sie ohne Brille lesen konnte.

Über seine Unterredung mit Hesse machte Sir Horace Wilson folgende Aufzeichnung:

„Kopie
10, Downing Street,
Whitehall

Hesse (der Berlin vor den Ereignissen des Donnerstags verließ) wurde von Ribbentrop kurz nach 20 Uhr beauftragt, sich mit mir in Verbindung zu setzen, um anfragen zu lassen, ob die britische Regierung bereit wäre, mich zu autorisieren, heimlich nach Berlin zu reisen und ihn und Hitler zu treffen. Ich sah ihn – Hesse – gegen 22 Uhr und fragte ihn nach dem Zweck der Unterredung. Die Antwort, die ich erhielt, war – die gesamte Lage zu besprechen, von Mann zu Mann, einschließlich der polnischen Frage.

Ich sagte Hesse, daß die britische Auffassung in der Erklärung des Premierministers im Unterhaus zum Ausdruck gebracht worden sei und daß ich ihn bitten möchte, Ribbentrop zu sagen, daß S. M. Regierung unter keinen Umständen bereit wäre, irgendwelche Gespräche mit der deutschen Regierung aufzunehmen, bis die deutschen Truppen zurückgezogen und der Status quo wieder hergestellt worden sei. Danach wäre die Position die, wie sie in dem gerade veröffentlichten deutsch-englischen Notenaustausch zum Ausdruck gebracht worden sei.

(Gezeichnet) H. J. W. 2. 9. 39"

(FO 371/22982/C 13080/15/18 B)

G e h e i m !

Mitteilung für Herrn Dr. H e s s e

Betrifft: Flugzettelabwurf über England

Auf die Notiz vom 4.Juli 1940 teile ich mit, daß die Vorbereitungen dahingehend getroffen sind, daß wir die für England bestimmten Flugblätter in jeder Menge drucken, verpacken und über England abwerfen lassen können. Wie Hauptmann Gregor in Ihrer Gegenwart mitteilte, bedarf es insbesondere für einen Großeinsatz der Luftwaffe jedoch einer ausdrücklichen Anordnung des Führers, da die Luftwaffe zurzeit in ihren Vorbereitungen für den Angriff auf England gestört werden würde und während eines im Gange befindlichen Angriffes den Abwurf nur sehr ungern übernehmen würde.
Ich bitte darum, diese Tatsache dem Herrn Reichsaussenminister gelegentlich eines diese Angelegenheit betreffenden Vortrages zu melden.

Berlin, den 8.Juli 1940

(Luther)

Boscombe 259

24, Penrith Road
Boscombe
Bournemouth
13th January 1948

Dear Dr Hesse,

Thank you for your letter of good wishes for the New Year. I hope that the year will see progress for us all.

I willingly pay my tribute to the efforts which you made in 1938/39, whilst working as a journalist here, to bring about a good understanding between this country and Germany, so that war might be avoided and peace be preserved. The rulers of your country, however, were not to be diverted from their evil course and so war came, as nearly all the world knows to its cost. Your conscience can be clear, however, for you were in no way to blame for the failure of the efforts of those who, like yourself in your sphere, endeavoured to prevent the disaster.

Yours very truly,
Horace Wilson

Boscombe 259

24, Penrith Road,
Boscombe, Bournemouth
13. Januar 1948

Sehr geehrter Doktor Hesse!

Besten Dank für Ihren Glückwunschbrief zum Neuen Jahr. Ich hoffe, daß das Jahr Fortschritte für uns alle bringt.

Sehr gern zolle ich meinen Respekt den Anstrengungen, die Sie 1938/39 machten, in der Zeit, da Sie als Journalist hier arbeiteten, um ein gutes Einvernehmen zwischen diesem Lande und Deutschland herbeizuführen, damit der Krieg vermieden und der Friede bewahrt werden möchte.

Die Regierenden in Ihrem Lande ließen sich jedoch von ihrem bösen Kurs nicht abbringen, und so kam es zum Kriege, wie die Welt zu ihrem Schaden weiß.

Ihr Gewissen darf jedoch rein sein, denn Sie können in keiner Weise für den Fehlschlag derjenigen getadelt werden, die, wie Sie selbst in Ihrem Arbeitsgebiet, die Katastrophe zu verhindern suchten.

Ihr sehr ergebener
gez. Horace Wilson